

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtchlesischen Raume

2. Jahrgang
1929/30

Breslau
Verlag von Wilh. Gottl. Korn





Paul Schulz

Tuchmacherbrunnen in Löwenberg

P. J. M. Bunde 0.5.21

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raume

Herausgegeben und geleitet

vom

Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen

★

2. Jahrgang

1929/30

★

1929

Verlag von W. G. Korn / Breslau



058(061.2): 930.85(43:438): 830-8(438) SL

139(43:438)

Schl Jahrb

3336D/II

E113

7372 „D“

Inhalt

	Seite
Leitsätze der Schlesischen Stammeskulturarbeit	5
Dr. Hans Hermann Adler, Breslau: Die 5. Schlesische Kulturwoche in Braunau . . .	6
Univ.-Prof. Dr. Karl Bornhausen, Breslau: Grenzen	8
Robert Hohlbaum: Vorpruch zum ostschlesischen Heimatsfest in Tsch.-Teschen	10
Dr. Walter Janzen, Breslau: Die „Bündische Jugend“ auf der Kulturwoche in Braunau .	11
Univ.-Prof. Dr. Josef Jatsch, Prag: Aus dem Schicksalsbuch deutscher Kultur	12
Hermann Stehr: Erlösung	19
Gottfried Erhard Bürger, Groß-Allersdorf: Die schlesischen Stammesgrenzen in der land- ständischen Politik	20
Erwin Ott: Einsam	26
Dr. Richard Patscheider, Troppau: Vom Sinn unserer Arbeit	27
Franz Lüdtkke: Die Wiese	33
Bruno Hanns Wittek: Die letzte Weihnacht der Mutter Wittnerin	34
Emil Hadina: Schlesische Gottsucher	37
Univ.-Prof. Dr. Walther Steller, Breslau: Das Deutsche Institut der Universität Breslau .	39
Hans Christoph Kaergel: Im Heiligen Winterwald	42
Univ.-Prof. Dr. Josef Strzygowski: Prägekraft der schlesischen Landschaft in der bildenden Kunst	43
Dr. Karl Winter, Troppau: Einiges zur Flurnamensammlung in Sudetenschlesien . . .	46
Dr. Erich Raschke, Breslau: Das deutsche Theater im Grenzland Schlesien	58
Bruno Nowak: „Heiland im Weltwinkel“. Ein schlesisches Spiel	63
Dr. Edmund Wilhelm Braun, Troppau: Die Vereinigung bildender Künstler Schlesiens in Troppau	68
Dr. Ernst Kloss, Breslau: Zur Willmann-Ausstellung Breslau 1930	75
Wilhelm Pleyer: Die letzte Stunde	76
August Scholtis, Gleiwitz: Der Gig	77
Erwin Heine: Kleine Zeit	81
Univ.-Prof. Dr. Josef Klapper, Breslau: Der Teufel in den mittelalterlichen Sagen der Schlesier	82
Willibald Köhler: Eichendorffs Tod	92
Dr. Bernhard Schneek, Breslau: Paul Schulz	94
Dr. K. Olbricht, Breslau: Das Wirtschaftsleben im gesamtschlesischen Raum	95
Oswald Baer, Hirschberg: Askulap im Hochgebirge	103
Hugo Scholz: Der Himmel gab's, der Himmel nahm's	106
Dr. Josef Walter, Reichenberg: Die Textilindustrie in Sudetenschlesien	108
Paul Lamatsch, Teschen: Der „Teschner Korridor“	123
Anhang	127

Leitsätze der Schlesischen Stammeskulturarbeit

I.

Es ist gesamtdeutsche Kulturaufgabe, in der Ursprünglichkeit, Triebkraft und Vielgestaltigkeit der deutschen Stämme das unerschöpfliche Ackerland des Volksverdens zu erkennen und auf dieser natürlichen Grundlage zu bauen und zu bilden.

2.

Der schlesische Stamm hat seine besondere landschaftliche, sprachliche und geschichtliche Sendung für die deutsche Kulturaufgabe im Osten; je mehr ihm diese Sendung bewußt wird, um so segensreicher wird sein Schaffen für die deutsche Gesamtheit.

3.

Im Sinne der gesamtdeutschen Kulturaufgabe und der besonderen Sendung des schlesischen Stammes muß die wissenschaftliche und heimatliche Arbeit auf allen Kulturgebieten in Innerschlesien und Grenzlandschlesien in- und aufeinander wirken.

4.

Diesem Zweck dienen alljährliche Kulturtagungen an wechselnden Orten, die die Aufgabe haben, durch Vorträge und Aussprachen, Führungen und Ausstellungen, Bühnenspiele und Kunstabende die schlesische Heimat darzustellen und die deutsche Volksbildung zu fördern.

5.

Zur entsprechenden Aufklärung der gesamtschlesischen Öffentlichkeit ist nicht nur die Mitarbeit der Presse und der Stammlandzeitschriften notwendig, sondern auch die planmäßige Herausgabe von einwandfreien Darlegungen auf landschaftlicher, sprachlicher und geschichtlicher Grundlage. Diesem Zweck dient vor allem das Schlesische Jahrbuch.

6.

Tages-, Partei- und staatspolitische Fragen bleiben von der schlesischen Kulturarbeit und den für sie bestimmten Tagungen unbedingt ausgeschlossen.

7.

An die gesamte deutsche Jugend des Stammlandes ergeht der Ruf, an den hier vorgezeichneten Aufgaben mitzuwirken.

Hans Hermann Adler-Breslau:

Die 5. Schlesische Kulturwoche in Braunau

Seit der ersten Verwirklichung des Kulturwochengedankens war es Gründern und Teilnehmern klar, daß die Zukunft der Bewegung von dem Maße abhängen wird, in dem sich alle am Stammeskulturlieben beteiligten Kräfte bei dieser jährlichen Arbeit zusammenfinden. Um äußerlich eindrucksvolle Massenkundgebungen kann es sich dabei niemals handeln, immer werden diese Tagungen nur Vertreterversammlungen sein können. Entscheidend aber ist, daß sich den Vertretern der Wissenschaft, von denen die Anregung ausging, mehr und mehr die Führer der übrigen in der geistigen und wirtschaftlichen Kultur schaffenden Kräftegruppen anschließen. Kultur des Stammes in ihrem weitesten Sinne ist hier die Grundlage der Arbeitsgemeinschaft. So war es folgerichtig, daß bei der fünften, in den Tagen vom 28. Juni bis 2. Juli 1929 veranstalteten Kulturwoche in Braunau i. B. der Kreis der behandelten Fragen abermals erweitert wurde.

Nach Reichenberg, Troppau, Hohenelbe und Mährisch-Schönberg versammelte man sich diesmal wieder im Südwestteil des schlesischen Kulturraumes. Die alte deutsche Tuchmacherstadt in der inner-sudetischen Mulde hat ihre besondere, innere Beziehung zum neu-erwachten Bewußtsein der Stammeseinheit: sie war seit Beginn des 12. Jahrhunderts einer der bedeutsamsten Stützpunkte im Werden des schlesischen Stammes. Wie Braunau die Gäste zur Stammesfeier empfing und beherbergte, war ein lebendiges Zeugnis dieser Erkenntnis seiner alten kulturgeschichtlichen Sendung für Schlesien. Monate hindurch war vorbereitet worden, die Bürgerschaft der

Stadt und die Bauernschaft des Landes hatten sich einmütig verbunden, um den Schlesiertagen sinnvollen und würdigen Rahmen zu geben. In solcher Atmosphäre, die geschichtliche Erinnerung, Heimatbrauch und lebendigen Gegenwartssinn zu schönster Einheit mischte, gedieh reich und kraftvoll die Arbeit der Kulturwoche.

Im Mittelpunkt stand wiederum eine sonntägliche Festversammlung, der diesmal Prof. Dr. Jatzsch (Deutsche Universität in Prag) die leitenden Gedanken gab. Um diese in weite Gesichtsräume zurückblickende Rede gruppieren sich die Ansprachen der Abgesandten aller an der Stammeskultur mitschaffenden Körperschaften und Institute. Der Beitrag der Wissenschaft hatte sinnvolle innere Geschlossenheit: eine Vortragsgruppe behandelte geographische Grundfragen (Prof. Dr. Friedrichsen-Breslau, „Die schlesische Landschaft“ und Prof. Dr. Olbricht-Breslau, „Die wirtschaftsgeographische Struktur des schlesischen Raumes“), andere führten in die Stimmung der entscheidenden Zeit schlesischen Kulturbewußtseins (Prof. Dr. Klapper-Breslau, „Die Blütezeit der böhmisch-schlesischen Kultur“) oder in die Epoche des Hauptanteils Schlesiens an der deutschen Geistesbildung (Prof. Dr. Merker-Breslau, „Martin Opitz und seine Bedeutung für die deutsche Literatur“).

Stärker als bisher kam die Wirtschaft zum Wort. Was schon der Vortrag von Prof. Olbricht systematisch fundiert hatte, führte Bankdirektor Kieselwetter-Prag („Die Aufgabe Schlesiens für die deutsche Wirtschaft und Kultur“) zu einem erschöpfenden Gegenwartsbilde. Wirtschaftsentwicklung und Geistgeschichte in

ihrer schicksalhaften Wechselwirkung traten hier eindrucksvoll ins Licht. Die Tagung schlesischer Bauernvertreter von beiden Seiten der Sudeten war die Wiederaufnahme eines schon in Troppau beschrittenen Weges. Sie brachte eine Reihe ausgezeichneter Referate, darunter zwei von sudetenschlesischer Seite über „Bäuerliche Politik und Stammlandgrenzen“ und über „Die Auswirkung landständischer Arbeit“. Mit wieviel Klarheit und Weitblick wurde hier die kulturelle Gesamtlage des schlesischen Stammes gesehen von den Führern einer Bauernschaft, die fest genug zusammengeschlossen ist, um über ihre nächsten Wirtschaftsprobleme hinaus auch für allgemeine Volksfragen sich energisch zu interessieren! Hier bot sich so viel an Anregung und Beispiel, daß dieses nun sichergestellte Teilgebiet der schlesischen Kulturwochen auf Jahre hinaus mit Arbeitsstoff versorgt ist.

Zum erstenmal wurde in Braunau auch die Jugendbewegung systematisch erfaßt und in ihr wichtiges Anteil an der Stammeskulturarbeit eingeführt. Wie der Bauerntag so gab auch die Jugendführertagung dieser Woche eine neue, bestimmte Richtung, die innegehalten werden muß. Der ausgezeichnete Eindruck, den die Disziplin der anwesenden Jugendgruppen erweckte, bleibt das beste Werbemittel. In den Aussprachen ergaben sich eindeutige Richtlinien: Das Jugendwandern muß mehr als bisher auf sorgfältig vorbereitete Grenzlandfahrten beschränkt werden, die für die Kenntnis des Stammeslebens beiderseits der Sudeten wichtiger sind als Fernwanderungen ohne Ziel und ohne praktische

Folgerungen. Auch diese wechselseitige Lehr- und Lernarbeit der Jugend muß sich grundsätzlich von partei- und staatspolitischen Gesichtspunkten oder Tendenzen fernhalten, wenn sie der ungefährdeten Stammesgemeinschaftspflege dienen soll.

Künstlerische, heimatkundliche und gesellige Veranstaltungen unterbrachen und bereicherten die Arbeit der Tage; dem Breslauer Lehrer-Gesangverein, der mit über 100 Mitgliedern nach Braunau gekommen war, bleibt hier ein besonderes Verdienst. Ausstellungen archivalischer Seltenheiten, historischer Denkwürdigkeiten, zeitgenössischer Heimatliteratur; Führungen durch die Dienzenhoferschen Barockwunder des Braunauer Stiftes; zahlreiche Beratungen der Fachausschüsse und Aussprachen der Führer: eine Fülle von Arbeit, Anregung, Gedankentausch. Eine Fülle auch von Freude, Glaube und Zuversicht. Denn im Innersten bleibt der Glaube an die Stammesgemeinschaft und ihr zukunftssegnendes Wirken noch stärker als alle unbestreitbaren historischen Begründungen dieser Gemeinschaft: die Räume der Geschichte wechseln, die trennenden Schicksale der Zeit greifen hart in die Einheit, ja auch innerhalb der äußerlich geschlossenen Landschaftsgebiete erschweren geistige Schichtung, wirtschaftliche Gegensätze, soziale Bindung die durchdringende, überbrückende Bestätigung des Stammesbewußtseins. Der Glaube an die Einheit des Blutes, der Herkunft, der Sitte und der kulturellen Verantwortung bleibt das Mögliche, Sichere, Entscheidende. Auf ihm muß der Gedanke der schlesischen Kulturwochen weiterbauen und weiter wirken.

Der Wanderer, der von Freiwalddau in das Altvatergebirge auf der Straße nach Gabel eindringt, findet auf dem Paß vor Karlsbrunn in 1000 Meter Höhe eine Tafel, die den Straßenerbauern zur Ehre mit Weiheworten aus Schillers Spaziergang geziert ist:

Aber in freieren Schlangen durchkreuzt
die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an
den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die
länderverknüpfende Straße.

Die besondere Lage der Sudetendeutschen hat sie von je in ein nahes Verständnis des Freiheitskämpfers Schiller gebracht. Wer wird Recht behalten: die Grenze mit ihrer Absperrung oder die landverbindende Straße mit ihrem freien Verkehr? Die Gegenwart und ihr Rückschritt hat der Grenze Gewalt gegeben; zu scheiden und dadurch zu lähmen ist die kurzfristige Auskunft unfähiger Volksführer.

Grenzen hat es immer gegeben; die Natur hat sie den Menschen gesetzt in Gebirgen, Flüssen, Meeren. Des Menschen Geist wußte sie wegzuräumen mit Hilfe von Schiffen und Brücken. Aber die Berge bleiben als harte Trennung und an ihnen entlang lief Sprachengrenze, Völkergrenze. Im engeren Bezirk bildet der Verkehr der Sprachgemeinschaften einen Wirtschaftskörper, der eigenes Volksbewußtsein und selbständige Führung zur politischen Einheit machte. Das Volk zog sichtbare Grenzen des Staates, stieß erobernd, kolonisierend über alle Naturgrenzen vor, füllte das ganze Sudetenbergland beiderseits des Rammes mit deutscher Sprache und Christlichkeit, mit deutscher Arbeit, Kunst und Kultur. So sank der Gedanke, daß

Grenze unübersteiglich sei, dahin vor der Humanität, die Schillers Dichtervorte von der Länderverbindung mit berechtigtem Stolz auf den Altvaterpaß setzen durfte. Weg mit den Grenzen!

Aber dieser Ruf klingt mißlich in den Ohren derer, die durch internationale Lügen und Phantasien dazu verführt wurden, gering von der Grenze zu denken. Wer sich nicht selbst Grenze setzt, bekommt sie von fremder Gewalt gesetzt. Wer Grenze nicht behauptet und verteidigt, verliert Volkstum und Menschentum. Wer wagt es, grenzenlos zu sein?

Goethe hat mit lapidarer Gewalt die Grenzen der Menschheit beschrieben: sie sind gesetzt durch die Gottheit. Und in stiller Nachfolge arbeitet sich der edle Mensch empor zu jener Paßhöhe des Lebens, auf der der Führer und Erzieher der Menschheit die Worte hinterließ: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Das ist die Grenze des Lebens: sie hat den Doppelsinn, daß sie uns unsere menschliche Begrenztheit fühlen läßt und daß sie uns doch Mut macht, über die Grenze hinweg Neues, Vollkommenes zu schauen, zu gewinnen.

Junge Menschen, junge Völker haben den Drang zur Grenzenlosigkeit. Insbesondere Religion weiß die Kräfte ins Weite ungeheuer zu spannen. Ablassen von dem, was hinter uns liegt, nachjagen dem vor uns! ist der Ruf des Paulus. Und das junge Christentum wirft sich von innen und außen gegen die Grenzen des Römerreichs, daß sie brechen; Asien, Afrika, Europa gilt gleich. „Alles ist euer, ihr aber seid Christi.“ Doch mit eherner Sachlichkeit setzte die Geschichte dem heiligen Geist die Grenze: sie hieß Kirche, Staat, Sprache, Nation. Es gibt schier kein begrenzteres, von Grenzen

durchzogeneres Erdenstück als das christlich zerstückelte Europa. Renaissance und Reformation, die beide Wiedergeburt und neues Leben wollten, haben mit ihrer großen Jugendkraft die Grenzen nicht sprengen können. Aber sie haben die Grenzen verschoben und neu gedeutet.

Einmal wurde jenseits aller politischen und wirtschaftlichen Grenzen, jenseits von Münzsorten und Zollabgaben die geistige Grenze entdeckt. Wo ein Sprachtum und ein Brauchtum ein Volk umschließt, ist Glaube und Heimat zum Vaterland, Mutterland geworden. Auch die Kirchengrenzen brechen zusammen vor der christlichen Ergreifung der Volksganzheit: ich liebe dich, mein Vaterland. Nicht mehr der enge Heimatgeist, der an der Scholle klebt, gilt: er ist ja borniert; sondern jene Grenzen, wo letzte Verständigung in Sprache und Sitte dem Deutschen möglich ist, im Elsaß und in der Schweiz, in Polen, in Dänemark, in Südtirol. Das Grenzlanddeutschtum wird unsere Liebe, unsere Ehre. Geistige Grenzen schließen uns zusammen, die jeder politischen Grenze spotten. Wir nehmen das kühne Wort jenes sudetendeutschen Jungmannen in Braunau in echtem Sinne auf: Gott sei Dank, in Schlesien sind ja alle katholisch! Denn gewiß sind wir Schlesier, wenn anders wir unsere geistigen Grenzen halten wollen, veranlaßt, uns als eine einzige christliche und deutsche Bruderschaft zu fühlen, mag ein jeder dann in seiner Kirche bleiben und leben,

wie es ihm bestimmt ist. Aber wehe über den konfessionellen Hader an deutscher Geistesgrenze: er ist Brudermord.

Ferner wird uns Deutschen angesichts solcher Grenzaufgaben jenes mißliche und abenteuerliche Schweifen ins Grenzenlose vergehen. Wandervogelgeist! Was vor 1914 Pflicht war, ist nach 1918 Vergnügungssucht. Ein Egoist, der heute sich für Griechen und Russen mehr einsetzt als für sein eigen Volk. Wir haben Sprachinseln genug, die wir halten, verteidigen müssen. Das Auslandsdeutschtum gehört in unsere geistigen Grenzen, nicht die fremden Völker.

Es ist wohl schön im fremden Lande; doch zur Heimat wird es nie. Der Schlesier in seinen engen Grenzen erlebt dieses Sprüchlein mit besonderer Inbrunst: er liebt die oberschlesischen Schornsteine und die Breslauer Rußluft ebenso wie sein Riesengebirge. Aber daß er seine geistigen Volksgrenzen anerkenne und liebe, zu samt allen, die in ihnen jenseit der sinnlos-zufälligen Staatsgrenzen wohnen, ist seine zukünftige Leistung. Kein Volksteil Deutschlands hat, nächst Ostpreußen, soviel Grenzgefühl wie Schlesien. Es gilt, die Grenzen zu be-seelen, zu verlebendigen. Und um die Einheit des deutschen Volkes ziehe sich in Zukunft jene geistige Grenze, die in Opfer und Tat umschließe das Reich des deutschen Geistes. Denn wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge, auch die Grenzen, zum besten dienen.

Robert Hohlbaum: **Vorspruch zum ostschlesischen
Heimatsfest in Tsch.=Teschen**

Den Unerfahrenen grüß' ich, der 's nicht weiß:
Heut' zahlt man für Verrat den höchsten Preis.

Den Toren grüß' ich, der der Zeit Gebet:
„Herr, gib uns Gold für Ehre!“ nicht versteht.

Des Narren Seele grüß' ich traumbelaubt,
Die noch an ihres Volkes Einheit glaubt.

*

Nicht viele Narren gibt's. Die kluge Zeit
Macht auch den Dümmlsten mit der Zeit gescheit.

Heut' weiß das Kind: Nüchtern sei Blut und Blick
Der höchste Trumpf: Reale Politik!

Und weiß: Der Feind, der deine Seele würgt,
Ist auch der Freund, der dir Gewinn verbürgt.

*

Ihr wißt es nicht! Ihr lebt, vom Geist gekrönt,
Den Geist der Väter, den man heut' verhöhnt.

Ihr scharf euch um ein unbedankt' Panier,
Reicht mir die Hand! Ich bin ein Narr wie ihr!

Ein Narr wie dieser, der in tiefster Nacht
Verhöhnt, verdammt uns sang die „Hermannschlacht“.

Und jener Tröster unsrer Not und Fron
Der sprach: „Nichtswürdig ist die Nation . . .“

Und einer noch, der unsere Schmach erhellte:
„Wir fürchten Gott, doch nichts auf dieser Welt!“

*

Walter Janßen-Breslau:

**Die „Bündische Jugend“
auf der Kulturwoche in Braunau**

Es war ein alter Wunsch beider Teile, einmal die Schlesische Kulturwoche mit dem Teil der deutschen Jugend in Fühlung zu bringen, die als eine ihrer wichtigsten Aufgaben die Pflege der Beziehungen zu den Grenzdeutschen ansieht, der bündischen Jugendbewegung. Es wurde zum erstenmal versucht, Angehörige der betreffenden Bünde in größerer Zahl zu einem Treffen innerhalb der Kulturwoche zu vereinen. Die langwierigen Vorbereitungen, bei denen es vor allem darum ging, die ziemlich starke Ablehnung der Kulturwoche als einer scheinbar einseitigen Einrichtung bestimmter „Schichten Gelehrter“ zu beseitigen, führten immerhin zu dem schönen Erfolg, daß rund fünfhundert Jugendliche des Stammlandes sich zur Teilnahme bereit fanden.

Es erscheint notwendig, einiges über Sinn und Absicht der Beteiligung der bündischen Jugend an der Kulturwoche zu sagen. Der Augenschein lehrte, daß die Meinung doch recht verbreitet war, die Jugend sei nur zum Festfeiern und Miterleben angerückt. Daß dies der Zweck ihres Kommens nicht sein konnte, geht schon daraus hervor, daß die Bünde jene Schicht ihrer Glieder beauftragt hatten, nach Braunau zu gehen, die fast ausnahmslos in studentischem Alter steht, die Jungmannschaft. Nicht also, um einen lustigen Lagerplatz zu „bieten“, sondern um die Arbeit der älteren Generation in Augenschein zu nehmen und Anregungen für die eigene Tätigkeit und Stellungnahme zu erfahren, waren die Gruppen der zahlreichen Bünde erschienen. Damit hatte sich in der Tat ein

neuer, bewußt eigengerichteter Teil des Nachwuchses eingefunden, der den Anspruch erhebt, auf Grund seiner bereits erprobten Erfahrungen und seiner Zielgerichtetheit neben der sich rein akademisch organisierenden Jugend anerkannt zu werden.

Die Tagung der Jugend mußte aus mehreren Gründen ihr besonderes Gepräge erhalten. Einmal war es nicht möglich, die große Zahl der Teilnehmer gemeinsam mit den Festteilnehmern in den vorhandenen Räumen unterzubringen, andererseits mußte für die Möglichkeit einer wirklichen geistigen Fühlungnahme gesorgt werden. Dieser dienten die Nachmittagsstunden des 30. Juni, die nach einem sehr in die Tiefe gehenden Vortrag von Bornhausen über „Jugend und Grenze“ zu einer wertvollen Aussprache herüber und hinüber führten. Es schien fast so, als ob die reichsdeutschen Jugendführer allein die Nehmenden waren und die sudetendeutschen sich ihrer Sendung bewußt wurden, von außen her Frieden und deutsche Gesinnung in die zerrissene reichsdeutsche Jugend zu bringen. Es mag manchem an diesem Nachmittag der Sinn für eine andere Welt, die Welt der Grenze aufgegangen sein. Und doch verlor man sich keineswegs im Gefühlsmäßigen. Man sprach von den Möglichkeiten, Fahrten zweckmäßig vorzubereiten, wechselseitige Besuche einzurichten, lebendige Fühlung zu gewinnen. Man gewann Einblick in die Arbeit und Gesinnung der „anderen“, der Jugend von drüben, der „Alten“ von hier. Weitere Zusammenarbeit und Fühlung wurde geplant.

Der Wert dieses Nachmittags war

deshalb groß, weil die menschliche Führung hergestellt war. Man empfand das Ganze nicht als „Arrangement“. Die Begegnung war fruchtbar.

Der Abend einte alle zum gemeinsamen Singen am Markt und der Morgen brachte den Aufstakt vor dem Karree: Verbot des Abzeichentragens, Verbot des Fahnentragens... Und als man dann mit zusammengerollten Fahnen durch die Straßen zog zur Morgenfeier der sudetendeutschen Jugend, da war manchem deutschen Jungen eigenartig ums Herz und es erwachte etwas von dem heißen Gefühl für das eigene Volk, das im reichlichen Lande nur zu oft verschüttet wird. Und wieder war es das Ergriffensein im Innersten, das ganz persönliche Erlebnis, das als köstliche Frucht heingebracht wurde.

Die deutsche bündische Jugend ist nicht leicht geneigt, Programmen und Reden nachzulaufen, nachdem sich seit zehn Jahren alle Parteien um sie bemüht haben. Doch wenn sie von eigenem Gehen her einmal Erschütterung und Bindung

erfährt, hält sie zäh an ihren selbstgesetzten Aufgaben fest.

Die Festwiese am Sonntagnachmittag war eigentlich nur der Rahmen, in dem man sich gegenseitig kennenlernen konnte. Das geschah denn auch in weitem Maß und mancherlei Beziehungen „übers Gebirge hinweg“ wurden angebahnt oder aufgefrischt.

Die Grundlage für eine künftige Zusammenarbeit ist gegeben. Der erste Versuch des Zusammengehens hat zu wertvollen Erfolgen geführt. Ob die Bünde noch einmal in Scharen anrücken werden, steht dahin. Doch eine ständige Führung mit den Jugendführern wird erhalten bleiben müssen. Besprechungen ähnlicher Art wie diesmal werden künftighin auf dem Programm vorgemerkt sein, wenn sich nicht sogar eigene Arbeitstagungen auch außerhalb der Kulturwochen ermöglichen lassen.

Es ging um den Einbau der jungen Generation in das Werk der Erwachsenen. Möge er glückhaft sein!

Josef Jatsch-Prag: Aus dem Schicksalsbuch deutscher Kultur*

Die Besiedlung des Braunauer Ländchens ist ein Beispiel in Reinzucht für die deutsche Kolonisation in Böhmen.

Das Kloster Břevnov¹⁾ bei Prag, das älteste Männerkloster in Böhmen — es

¹⁾ Julius Lippert, Die älteste Kolonisation im Braunauer Ländchen. Mitt. d. B. f. G. d. D. B., XXVI. Jhg. (1887/8), 4. H., S. 325—358. — Will. Wostny, Das Kolonisationsproblem in Mitt. LX (1922), 1.—4. H., S. 168. — E. J. Wintera, Politische Schicksale des Stiftslandes Braunau im Mittelalter. Mitt., Jg. XLV, S. 186 ff.

ist vom hl. Adalbert 997 gegründet —, unternahm in der Přemyslidenzeit nach den Beispielen mehrerer reichsdeutscher Klöster einen Vorstoß in die böhmischen Grenzwälder, um eine Tochterniederlassung zu gründen und ein Stiftsland zu erwerben. Es war dies ganz im Sinne der Herrscherfamilie der Přemysliden, die ja die Kolonisation der unwirtlichen Grenzwälder und die Besiedlung auch mit ausländischen Kolonisten sehr gern

sah, wie sie ja selbst solche Kolonisten ins Land berief und ihnen Boden zuteilte. Es war eine waldige, spärlich besiedelte Gebirgswildnis, das Land an der Steine und der im Oberlauf mit ihr parallel fließenden Mettau. Hierher sandte der Abt Kunno von Břevnov um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts (1197—1217) aus dem Břevnover Tochterliste Rainer in Mähren Mönche, die eine Neugründung des Ordens in Form einer Einsiedelei versuchen sollten. Der Anführer der Kolonie war Jurik (Georg) bis 1209, dann ein Diakon Vitalis. Die Gegend scheint den mutigen Kulturpionieren zugesagt zu haben. Aus der Klausur entstand bald ein Eremitorium, aus diesem ein Klosterchen, das der Abt Kunno mit einer Kirche zu Ehren der Himmelfahrt Mariens versah. Den Namen erhielt die Kolonie von der ersten bebauten Lichtung im Walde — Poliz — von pole = Ackerfeld. Wie nun die ersten Anfänge der Kolonie gelegt waren, hat der Abt Kunno den Landesherrn, er möchte den Strich des Grenzwaldes an der Mettau dem Stifte Břevnov als Stiftsgebiet in sein Eigentum übergeben. Vielleicht hat der Abt dabei den König an alte Beziehungen erinnert, die zwischen dem Gebiet im Steine- und Mettautale und dem slawischen einst überaus mächtigen Geschlechte der Slawniks bestanden, aus welchem der hl. Adalbert, der Gründer von Břevnov, stammte. Dieser Familie gehörten nämlich im 10. Jahrhundert diese Gebiete. Der tschechische Geschichtsschreiber Pulkawa und nach ihm andere Chronisten haben auf Grund dieser Beziehungen geradezu berichtet, der hl. Adalbert habe dem Kloster Břevnov das Gebiet geschenkt, was jedoch eine juristische Unmöglichkeit ist, da nach dem unglücklichen Ende des Geschlechtes der Slawniks ihr ganzer Besitz dem Landesherrn

zugefallen war, also gar nicht dem hl. Adalbert gehörte. Übrigens wird es nicht großer Überredungskunst bedurft haben, um den König zu bestimmen, dem Kloster jenes Gebiet zu schenken. Schuf ja der Landesherr mit der Schenkung eine Quelle reichen Einkommens für sich und das Land. Die Schenkungsurkunde ist ausgestellt am 4. Mai 1213 vom König Přemysl Ottokar I., ein wichtiges Dokument für das Braunauer Ländchen, wie Professor Wintera sagt: „Der Geburtschein des Braunauer Stiftslandes, das erste Dokument seiner Geschichte, die rechtsgültige Ermächtigung an das Břevnover Stift, hier eine gesegnete Kulturarbeit zu entwickeln, zu kolonisieren, zu schaffen und zu wirken ganz nach dem Beispiel der großen deutschen Stifte, deren soziale Tätigkeit damals im Zenit stand.“

Das angewiesene Siedlungsland umfaßte nach dem Wortlaut das Mettau- und Steinetal von den Grussauer Gründen (Berg Knin, Höhle Rosochotek, Bach Lässig) im Norden bis zum Bufe- und Erbstabach im Süden, also die späteren Gebiete Poliz, Braunau, Aldersbach, Weckelsdorf, Wiese, Halbstadt und einen Teil von Starkstadt, auch zwei Dörfer westlich von Nachod. Dieser Besitz wurde dem Stift im Jahre 1229 und wiederum 1253 bestätigt (Erben R. B. 751 und 1344), doch erlangte es nie den vollen Grenzümfang dieses Gebietes, weil die Nachbarn und die Gläser Gaubeamten immer wieder einzelne Teile davon beanspruchten. Wie weit sich das Stiftsland nach bestanden harten Kämpfen tatsächlich erstreckte, gibt eine alte Urkunde auf dem Deckel eines Hohenliedtextes, der sich im Břevnover Archiv befindet, zuverlässig an: Im Westen bis zur Mettau, im Norden bis zum Bodischer Fluß und dem Bache Wolstin, im Osten bis zur Schö-

nauer Wasserscheide, im Süden bis zum Busenbach. Dörfer und Städte gab es damals in diesem Gebiet noch keine. Sie sah erst das 13. Jahrhundert entstehen. Die Anlage der Dörfer geschah nach deutschem Rechte. Dabei ging es folgendermaßen zu: Der Břevnov Abt schloß mit einem Unternehmer, wir könnten ihn nach uns geläufigen Begriffen Partieführer nennen, nach damaligem Begriff hieß er Schulze, einen Vertrag folgenden Inhaltes: Der Abt übergibt dem Schulzen ein Stück Land, das nach Hufen oder Huben abgemessen ist, in Erbpacht mit der Verpflichtung, es urbar zu machen. 16 Jahre lang ist kein Pacht zu zahlen, dann eine halbe Mark Silber jährlich für jede Hufe und sechs Strich Getreide zu gleichen Teilen Weizen, Korn und Hafer. Es ist Sache des Schulzen, die übernommenen Hufen mit Arbeitskräften zu besetzen und für die Zahlung des Pachtzins dem Stifte gegenüber aufzukommen. Dafür überträgt ihm das Stift das erbliche Richteramt mit einem Drittel aller Gerichtsgebühren, eine abgabenfreie Hufe, eine Mühle und den Jahresertrag von jeder sechsten Bauernhufe. Es sind uns sogar die Namen einiger jener ersten Schulzen erhalten in den Namen der Dörfer, die sie gründeten, so Wyker in Weikersdorf, Berthold in Bertholdsdorf = Barzdorf, Heinrich, ein Sohn Wykers, in Heinzendorf. Im 13. Jahrhundert war es besonders der Abt Martin, der Dörfer im Braunauer Ländchen gründete, indem er deutsche Kolonisten herbeirief. Sein Name ist uns erhalten in dem Ortsnamen Märzdorf = Martinsdorf. Im März 1253 vergab er einem gewissen Rudger, einem Gewerksmann, einen Wald von 50 Huben an der Steine zur Anlage eines Dorfes. Es ist dies Kroensdorf = Großdorf.

Im selben Jahre betraute er einen gewissen Berthold mit der Neubesiedlung des schon bestehenden Dorfes Bosanov an der Buse. Es ist Barzdorf = Bertholdsdorf. Dem Abte Martin verdanken ihre Entstehung außerdem Weikersdorf, Erbsta auf der Politzer Seite, Heinzendorf, Märzdorf, Hauptmannsdorf (Haitfolsdorf), Ottendorf, Dittersbach, Rosenthal; auf der Politzer Seite im Jahre 1256 Wigmannsdorf (Bodisch), dann Löchau (Děchova, Mohren) und Piekau. Die Kolonisten im Braunauer Ländchen waren ausschließlich Deutsche. Nur in der Politzer Gegend waren die Deutschen mit Tschechoslawen gemischt. Die Deutschen gingen dort, eingezwängt zwischen dem slawischen Gebiet im Westen und dem unwegsamen Gebirge, den Stěny = Wände, im Osten, ihres Volkstums schon bald verlustig. Einer jener Schulzen, Wickmann, der Gründer von Wickmannsdorf, das seinen Namen nach dem Flüsschen Pozdesin später in Bodisch verwandelt hat, wird in der Verleihungsurkunde (Emler Reg. Fol. 1256, Nr. 17) ausdrücklich als Deutscher bezeichnet: Wickmanno Theutonico. Es kamen wahrscheinlich nicht alle direkt aus dem deutschen Reiche, sondern viele von ihnen waren Kinder oder Enkel solcher eingewanderter Kolonisten. Das deutsche Bauernrecht, nach welchem die deutschen Kolonisten sich niederließen, bot viel mehr als das slawische Landrecht die Möglichkeit, daß die Kinder solcher Kolonisten eine neue Siedlung wo anders übernehmen konnten. Der Pachtzins durfte vom Grundherrn nicht willkürlich gesteigert werden und so bot sich dem deutschen Bauer die Möglichkeit, in guten Jahren etwas für seine Söhne, die auf der väterlichen Hufe kein Unterkommen finden konnten, zurückzulegen und ihnen die Geldmittel zu verschaffen, anderswo eine Hufe zu übernehmen oder gar als Partie-



Winter scene
(Gemälde) 1924
Abb. 1

Zum Beitrag Josef Jatsch: „Prägen der schlesischen Landschaft in der bildenden Kunst“ (S. 43–45)

fürher von Kolonisten aufzutreten. So griff die Kolonisierung von älteren Ansiedlungen ausgehend immer weiter um sich und damit verbreitete sich auch das Deutschtum immer mehr. Etwas anders als bei Gründung von Dörfern ging es bei der von Städten zu. Was für das Dorf der Schulze war, das war für die Stadt der Vogt (Vocatus). Er war bestellt vom Grundherrschaft oder vom Landesherrn. Er war Stadtrichter und zugleich Oberrichter über die zur Vogtei gehörigen Schulzengerichte der Dörfer. Dafür bekam er ein Drittel der Strafgeleider und Gerichtsgebühren. Im Braunaauer Ländchen kam es zu zwei Städtegründungen: Politz und Braunau. Beide Orte wurden im selben Jahre, 1253, zur Stadt erhoben, d. h. sie erhielten das Marktrecht. Politz wurde von Tschechen besiedelt, Braunau von Deutschen, und zwar können wir ihre Herkunft mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Es waren zumeist Tuchmacher aus Schlesien, die sich ansiedelten. Der Name Gände weist auf Schlesien, besonders auf Glatz und Breslau zurück als auf die Heimat dieser Tuchmacher. An der Stelle, wo jetzt das Kloster steht, stand im 13. Jahrhundert ein Schloßchen oder eine Burg, die wenigstens 1296 urkundlich erwähnt wird. Im Jahre 1306 entstand nach einem Brand ein Neubau, in den der Abt Bawor eine Propstei verlegte, mit der, ähnlich wie in Politz, eine Klosterfiliale verbunden wurde. Neben dem Vogte bewohnte das Schloß ein Burggraf, der die Aufgabe hatte, Stadt und Gebiet gegen feindliche Einfälle zu schützen. Der ursprüngliche Name für Braunau ist Brunow, dem Braunau als sprachrichtige Übersetzung ins Neuhochdeutsche entspricht. Brunow ist nicht, wie manche, besonders tschechische Historiker, diese Ableitung annehmen, eine verdeutschte Form von Břevnov, sondern das ow ist das

deutsche Au, so daß Braunau heißt „Braune Au“. Im Gegensatz dazu heißt die älteste Ansiedlung im Braunaauer Ländchen „Schöna“. Die Namen sind von der Bodensfärbung hergenommen. Man gründet auch die Ableitung Braunau auf Bruno. Doch steht diese Ableitung ohne jede geschichtliche Grundlage da; es findet sich nämlich weder unter den Äbten von Břevnov noch unter den Vögten von Braunau einer mit dem Namen Bruno.

Ähnlich wie das Braunaauer Ländchen kolonisiert worden ist, sind es die meisten Randgebiete Böhmens worden. Die Deutschen, die da ins Land kamen, kamen nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Pfluge; sie germanisierten nicht tschechische Bevölkerungen, sondern bevölkerten ihrerseits menschenleere, unwirtliche Gebiete, die die tschechischen Ansiedler beiseite gelassen hatten. Dessen sich selbst bewußt zu werden und es auch öffentlich immer wieder auszusprechen, ist wichtig in einer Zeit, wo die Deutschen in Böhmen und Mähren als eine Minorität hingestellt werden, der man von Seite der Majorität eine Gnade zu erweisen glaubt, wenn man sie im Lande duldet und ihr die kargen Rechte erteilt, die der Versailler Friede den nationalen Minoritäten in den neu entstandenen Staaten zugesichert hat. Wir Deutschen in Böhmen und Mähren haben ein wohl erworbenes Recht in diesen Ländern. Wenn man uns nach unserm Heimatschein fragt, so brauchen wir nicht nach irgendeinem vergilbten Pergament zu suchen, das vielleicht unter Verhältnissen geschrieben worden ist, die längst nicht mehr bestehen, sondern wir können auch da, wo wir nicht unsere Herkunft von den germanischen Stämmen der Quaden und Markomannen, die vor der Einwanderung der Tschechen in Böhmen wohnten, nachweisen können,

hinweisen auf die Arbeit, die unsere Altvordern hier geleistet und wodurch sie sich ihr Heimatsrecht für sich und ihre Nachkommen erworben haben, sowie auf die Arbeit, die wir selbst an unserer Heimat geleistet haben. Wir können hinweisen auf die ausgerodeten Wälder, die ausgetrockneten Sümpfe, auf die wogenden Getreidefelder, auf die rauchenden Fabriksschöte, auf die Denkmale der Baukunst, Kirchen und Paläste, auf die Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst. Als Männer der Arbeit sind unsere Vorfahren ins Land gekommen und als Männer der Arbeit waren sie dem Lande willkommen und gereichten ihm und seinen anderssprachigen Einwohnern zum Segen. Und Arbeit ist auch das Mittel, unsere Stellung im Land auch unter den neuen politischen Verhältnissen zu erhalten. Arbeit ist aber ein Titel, der Heimatsrecht verleiht auf dem Boden der Erde, rechtskräftiger als jeder andere, der dem positiven Recht entstammt. Denn er geht zurück auf eine Rechtsquelle, die älter ist als alles Menschenrecht, auf die Natur selbst, die den Menschen in allen Himmelsstrichen heißt, sich die Erde mit ihren Schätzen und Gütern zu unterwerfen und sie fruchtbar zu machen zu seinem eigenen Wohle.

Die „Schlesische Kulturwoche“ in Braunau ist schon die fünfte, die in Ostböhmen und Mähren-Schlesien veranstaltet wird. Es gibt wenige Worte, die so vieldeutig gebraucht werden wie das Wort „Kultur“. „Bewußt oder unbewußt“, sagt ein philosophischer Schriftsteller der jüngsten Zeit (M. Pribilla), „trägt jeder seine eigene Weltanschauung in diesen Begriff hinein.“ Der Wortbedeutung nach ist Kultur soviel wie Pflege, Veredlung, Vervollkommen. Früher schrieb man das Wort mit „C“. Da trat die Erinnerung an das lateini-

sche Wort „colere“, von dem es abgeleitet ist, mehr hervor. Colere heißt bilden, pflegen. Kultur ist demnach Vervollkommenung der menschlichen Natur. Kultur ist nicht gleichbedeutend mit Bildung, wie manche meinen. Kultur ist der weitere Begriff, Bildung ist darin enthalten. Willmann sagt darüber in seiner Didaktik (I. 104) „Kultur ist die Totalität des vielverzweigten Schaffens in Sprache, Literatur, Glaube, Wissenschaft, Kultus, Technik, Wirtschaft. Die Bildung hat ihre Stelle in uns zwischen diesen Gebieten, in keinem aufgehend, mit allen in Berührung stehend. Als Träger der Bildung können soziale Gruppen bezeichnet werden: gebildete Stände; der Träger der Kultur ist das Volk als Ganzes oder besser, als Sozialkörper, der alle Stände und Kreise in sich begreift.“ Die Eigenart der menschlichen Natur ist also der Ausgangspunkt für die Begriffsbestimmung des Wortes Kultur. Die Eigenart der Natur besteht aber darin, daß der Mensch ein organisch-animalisches Wesen ist, ein soziales Wesen, ein Vernunftwesen. Die Bedürfnisse des Menschen nach dieser dreifachen Veranlagung seines Wesens bilden die drei Ausgangspunkte für die Kultur. Die Bedürfnisse des organisch-sensitiven Lebens werden zum Ausgangspunkt für die Kultur nach ihrer wirtschaftlichen Seite, die des sozialen Lebens für die Kultur nach ihrer sozial-juridischen Seite, die des geistigen Lebens für die Kultur nach ihrer ideellen Seite. Damit ist zugleich die ganze Weite des Kulturlebens umschrieben. Es gliedert sich in das ökonomische, das sozial-juridische und das ideelle. (Vgl. F. Zach, Modernes oder katholisches Kulturideal? S. 20.) Wir leben in einer Zeit, in der die materiellen Güter des Lebens gegenüber den ideellen leicht überschätzt werden. Darum sind wir leicht geneigt, die ökonomische

Seite der Kultur viel zu stark, wenn nicht gar ausschließlich zu betonen und als die Kultur zu verstehen, und daher die Arbeit, die ohne Zweifel eine Voraussetzung jeder Kultur ist, nur als ökonomisch-wirtschaftliche Arbeit zu verstehen. Wenn ich nachgewiesen habe, daß die Arbeit die Legitimation unseres Heimatsrechtes in Böhmen ist, so muß ich doch auch betonen, um nicht ein Mißverständnis hervorzurufen, daß diese ökonomisch-wirtschaftliche Arbeit nur eine Komponente der Kultur ist, die wir Deutsche in Böhmen verbreitet haben. Darum wird denn auch in den folgenden Vorträgen die Rede sein von den verschiedenen Gebieten, auf denen der schlesische Volksstamm Kulturarbeit geleistet hat, auch von der Kulturarbeit auf ideellem Gebiet. Es ist dies ganz besonders notwendig, um einem Vorwurf zu begegnen, der dem deutschen Volke von seinen Gegnern schon lange vor dem Weltkrieg gemacht worden ist, ganz besonders aber während desselben und nach demselben, dem Vorwurf, meine ich, daß das deutsche Volk zwar sehr tüchtig sei in der Arbeit, im Arbeitswillen und in der Arbeitsmethodik, daß es sich aber beherrschen lasse von dem Dämon des Erfolges, der Machtgier und der schrankenlosen Gewalt, daß es nur dem materiellen Erfolg huldige, daß es bar aller hohen Ideale sei, daß es einer stets wachsenden Genußsucht verfallen, daß es bar sei jeder echten Menschlichkeit, ohne Gedankenschwung und ohne sittlichen Halt. Gewiß sind diese Vorwürfe übertrieben und sollen, besonders nach dem Weltkrieg, nur dazu dienen, vor der Welt zu rechtfertigen, warum die Sieger das deutsche Volk zu einer Fronarbeit auf zwei Menschenalter hinaus verurteilt haben. Es gibt kein Beispiel in der Weltgeschichte, daß ein militärischer Sieg über ein Volk so rücksichtslos

ausgenützt worden wäre wie der Sieg im Weltkrieg ausgenützt worden ist. Der Vorwurf, dem Dämon des Erfolges unbedingt zu huldigen, könnte darum den Siegern mit mehr Recht gemacht werden als den Besiegten. Aber gleichwohl kann es unserm Volke nur zum Segen sein, wenn es die Vorwürfe, die ihm seine Feinde machen, unvoreingenommen prüft, und soweit sie berechtigt sind, sich zu bessern bestrebt ist. Das ist wahre Weltweisheit, wie dies der Dichter ausdrückt in dem bekannten Distichon:

„Lerner ist mir der Freund, doch auch den Feind
kann ich nutzen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich
der Feind, was ich soll.“

Wenn das deutsche Volk auf solche Weise mit sich selbst ins Gericht geht, dann kann ihm auch die Niederlage, die es im Weltkrieg erlitten hat, zum Segen werden, wie dies wohl im Plane der göttlichen Vorsehung liegt. Schon mehrmals gab es in der Geschichte unseres Volkes Zeiten tiefster Erniedrigung. Ich erinnere an die Zeit zu Beginn des vorigen Jahrhunderts nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, wo Preußen und mit ihm ganz Deutschland im Staube lag vor dem korsischen Eroberer. Es war in dem darauffolgenden Freiheitskrieg, in dem sich das deutsche Volk gegen seinen Zwingherrn erhob, ohne noch von seinen Fürsten dazu aufgefordert zu sein, als eines Tages auch eine studentische Legion der Universität Berlin in den Kampf zog. Der damals an der Berliner Universität tätige Theologe Schleiermacher hielt an die Ausziehenden eine kurze Ansprache, in der er u. a. sagte: Gott macht es mit den Völkern wie ein Gärtner mit den Sträuchern. Er beschneidet sie, nicht aber um sie zu verstümmeln, sondern um ihr Wachstum um so mehr zu fördern. So

soll auch die Niederlage, die er über unser Volk hat kommen lassen, ihm nicht zum Verderben sein, sondern zum Segen. — Und wir wissen, wie dem deutschen Volke die Niederlage in den Napoleonischen Kriegen in der Folge zum Segen wurde. So kann es auch nach dem Weltkrieg werden und es wird so werden, wenn das deutsche Volk ernste Einkehr in sich selbst hält und sich vor allem auf dem ideellen Gebiet wieder zur Kulturarbeit erhebt, woneben natürlich die Arbeit auf wirtschaftlichem und auf gemeinrechtlichem Gebiet läuft. Es ist aber nicht zwecklos, zu betonen, daß die Arbeit auf dem ideellen Gebiet wichtig, sehr wichtig, ich möchte sagen die wichtigste ist, und daß die Arbeit auf den beiden andern Gebieten nichts nützt, wenn die auf ideellem Gebiet fehlen sollte. Es nützt nichts, immerfort von Kultur zu reden, wenn wir nur die materielle Seite der Kultur meinen. Es ist wahr, was ein berühmter Pädagoge der Jetztzeit dem ewigen Reden von solcher Kultur gegenüber gesagt hat: „Die Seele der Kultur ist die Kultur der Seele.“ Darum betonen wahre Freunde des deutschen Volkes und weitblickende Menschen in den letzten Jahren mit besonderem Nachdruck die Notwendigkeit der sittlichen Grundlagen der Volksbildung. Es war auf der Hauptversammlung des deutschen Kulturverbandes in Mies im Jahre 1926, wo der verdienstvolle erste Obmann des nach dem Umsturz unter dem Namen Deutscher Kulturverband neugegründeten deutschen Schulvereins, Dr. Rudolf Hanke, die Festrede hielt, der er das Thema gab: „Über die sittlichen Grundlagen des Volkstums.“ Er führte dort

aus, wie es notwendig sei, aus den Vorwürfen unserer Gegner zu lernen, da wo sie einen berechtigten Kern enthalten und „vor den Augen aller Welt die Arbeit seelischen und geistigen Aufstieges zu vollziehen“.

Ich als Geistlicher möchte dazu noch besonders betonen, daß eine der wichtigsten Stufen zum seelischen Aufstieg die sittliche Aufwertung des Volkes, die Religion ist. In ihr sind die erhabensten Sittenlehren in einer allen verständlichen Form ausgedrückt und sie bietet Hoch und Niedrig Kräfte höherer Art zur Erfüllung der uns sinnlich veranlagten Menschen oft recht schwierigen Forderungen des Sittengesetzes. Die christliche Religion ist die populäre Philosophie und ganz besonders die populäre, dem Volke leicht verständliche Sittenlehre. Gott sei Dank sehen wir auch, wie in letzter Zeit dies von wahren Volksfreunden anerkannt wird, die nicht den Rock des Geistlichen tragen. Wenn sich die deutsche Seele wieder zu jenen idealen Höhen führen läßt, auf die Gott selbst sie führen will, dann wird sie unbefiegbar werden, wie dies ein neuerer Dichter in einigen gedankentiefen Versen ausdrückt, die er überschreibt „Die unbefiegbare Seele“ (Heinrich Gutberlet):

Deutsche Seele,
Du bist ewiger Wunder Gottes voll!
Wandle in dunkelster Nacht,
Heller erstrahlt dein Licht!
Beugt dich zur Tiefe die Not,
Höher steigst du zu Gott!
Blute in bitterstem Schmerz,
Heilen wirst du die Welt!
Bleib stark, Seele, bleib stark!
Unbefiegbar bist du,
Wenn du dich selbst nicht verlierst.

Hermann Stehr:

Erlösung

Der Großen Wort kann niemals dich erlösen
von Schattenwirrniss und dem Fluch des Bösen.
Es nützt dir nichts, wie hohe Adlerflügel
hinauf nicht reißen dumpfe Erdenhügel.

Klein bleiben und das Große wollen, nein,
heißt Saiten spannen über einen Stein —
und dann erwarten, daß die Fiedelmüh
Wohlklänge aus der toten Masse sprüh?

Tu alles ab, was dich verengt und quält,
was dich den Schatten und der Nacht vermählt.
Und eh du dich versiehst, spielt wunderbar
Auf dir der hohe Himmel tief und klar.

Faberhaus, 1929

Hermann Stehr

G. C. Bürger: Die schlesischen Stammesgrenzen in der landständischen Politik*

Zur Verständigung über das Folgende muß klargestellt werden, in welchem Sinn und in welchem Umfang landständische Politik zu verstehen ist, wenn sie im Bilde des gesamten Lebens eines Volkes oder eines Stammes gesehen werden soll. Wer sich über politische Angelegenheiten des Landstandes, oder wie es gewöhnlich ausgedrückt wird, über die Bauernpolitik aus Zeitungen unterrichten wollte, wird kaum zu grundsätzlichen und für weitere Erwägungen brauchbaren Ergebnissen kommen. Was in den Zeitungen über Genossenschaften, Schutzzölle, Subventionen gesagt wird, betrifft Teilbereiche landständischer Politik. Sie alle empfangen ihren Sinn von der Beantwortung der Grundfrage alles bürgerlichen Seins, in der sich Politik und Wirtschaft, Religion und Weltanschauung des bodenfähigen Menschen zu einer unlösbaren Einheit verbinden. Die Frage lautet: Wie wird der Boden mit den Menschen, die ihn bebauen, zu einer festen und dauerhaften Ehe verbunden?

Der deutsche Idealismus und die in seinen Bahnen schreitende Philosophie und Politik hat gern „den Menschen“, „das Volk“ an sich zum Range geschichtlicher Realitäten erhoben. Die Romantik war noch in dem Sinne dualistisch eingestellt, als sie ein klares Gefühl dafür hatte, daß der Mensch, ein Volk erst dadurch geschichtliche Wirklichkeit werden, wenn sie auf ein bestimmtes Stück Erde, mit dem sie dauernd verbunden sind, bezogen werden. Dieses Denken kehrt bei Wilhelm Heinrich Riehl und bei Kugel wieder, dem der Staat ein Stück Menschheit und ein Stück Erdoberfläche ist. In unserer Zeit beginnen wir wieder in Räu-

men zu denken. Das heißt, wir beziehen geschichtliches Geschehen wieder auf die Erdoberflächenstücke, deren innewohnende Macht in der Geschichte wirkt. Es gibt Leute, die solches Denken als Materialismus bezeichnen. Sie möchten die Politik ihrer Erdgebundenheit entkleiden und sie zum Range rein geistiger, womöglich ewige Normen setzender Wissenschaft erheben. Es entspricht dies zwar weder dem Wesen der Politik noch der Wissenschaft, aber es geschieht leicht, daß der Mensch, sobald er den sicheren Erdboden unter den Füßen verliert, unruhig weiterstrebt, aufhört Gedachtes und wirklich Seiendes zu verwechseln und zum Ende in die hilflose Lage eines Bergsteigers gerät, der zwar hinauf aber nicht mehr zurücksteigen kann. Mich mutet jede Politik so an, die nicht Mensch und Erde, Volk und Raum in einer Einheit sieht, die zwar zweifältig ist, die aber hergestellt wird durch das älteste Mysterium des Menschen, der zwar aus Erde ist, dem aber eine unsterbliche Seele von Gott eingehaucht wurde.

Bürgerliche Zeitalter haben über diese Dinge nicht spekuliert. Ihre Politik, ihr Recht, ihre Gesellschaftsordnung leiten sich vom Boden her und werden in einem strengen Dualismus unter die ewigen Normen der Religion gestellt. Jene Zeitalter brauchten nicht zu erklären, was bürgerliche Politik sei, denn dies war Politik schlechthin. Dies gilt auch noch für die Zeit, als schon die Städte eine große politische Bedeutung hatten. Der Sinn für bürgerliche Politik wird zum erstenmal eingeeengt, als der Bauer am Ausgang des Mittelalters aufhört Stand zu sein, er geht verloren, als die politische Macht im 19. Jahrhundert von dem adeligen Her-

rensigen in die werdenden Großstädte verlegt wird. Das heutige Zeitalter muß ihn wieder kennenlernen.

Wenn ein Volk in dem Sinne geschichtlich handelndes Subjekt wird, daß es mit einem Stück Erdoberfläche dauernd verbunden wird, so ergibt sich heute folgende Überlegung. Dereinst waren die Völker Mitteleuropas fast ausschließlich Ackerbauer. Sie lagen sozusagen in einer breiten Masse über ihrem Ackerboden ausgebreitet. In der neueren Zeit entfalteten sich die Völker zu einem vielgliedrigen Ganzen, das voll innerer Spannungen ist. Über der am Boden lebenden Ackerbauerschicht erheben sich immer vielgestaltiger und höher Städte und Fabriken. Die Völker wollen sich abheben von ihrem Raum. Über Weltwirtschaft und Kosmopolitismus, der der Industrie innewohnt, wird ihnen die Bedeutung des Bauerntums klar. Der verlorene Pflug, von dem man leicht weg, zu dem man aber schwer wieder zurückkommen kann, wird politisches Sinnbild. Denn nun hängt das ganze irdische Sein an der vielleicht immer dünner werdenden Schicht bodenfähiger Ackerbauern. Ihnen ist die Aufgabe zugewiesen, die früher die meisten Volksgenossen versahen: Die Volksgrenze mit dem Boden zu verbinden. Der Landstand tritt wieder in Erscheinung, jenes natürliche Glied des Volkes, dessen politische Urkunden mit dem Pflugeisen in die Erde gegraben werden. Das ist der letzte Sinn aller bürgerlichen Politik: dafür zu sorgen, daß die Eisen scharf sind und die Leute den Willen haben zu ackern. Alles, was darüber ist, teilt der Landstand mehr oder weniger mit den andern natürlichen Ständen. Hier aber ist er unersetzbar, denn wo der Bauer eines Volkstums nicht mehr den Pflug über den Heimatboden führen will, tritt sein Nachbar an deren Volkstums das Erbe an. Damit ist eine Entwicklung abgeschnitten und eine

neue beginnt. Denn der Bauer ist nicht Erfüllung, sondern Anfang. Städte und Fabriken sind abgeleitete Größen. Ihre nationale Machtentfaltung hängt davon ab, ob sie im volkseigenen Lande wirken können oder nicht. Im Binnenbereich eines Volkes ist das Auseinanderfallen von Volk und Boden nicht von der Bedeutung, wie an Volksgrenzen. Wenn von Volksgrenzen geredet wird, so ist damit nicht der Strich gemeint, der auf einer Sprachkarte gezogen wird. Volksgrenzen im Sinne landständischer Politik sind mehr oder weniger breite Zonen des Volksbodens, innerhalb deren jedes Abheben volkseigener Ackerbauersippen vom Boden die Möglichkeit in sich schließt, daß andersvölkische Ackerbauer an ihre Stelle treten. Das ist der Nationalitätenkampf, landständisch gesehen, er richtet sich eigentlich nicht gegen ein ander Volk, sondern er geht um ein drittes: den Boden. In diesem Sinn ist zu verstehen, wenn gesagt wird, der Bauer versachlicht den nationalen Kampf.

Es gibt Völker, die insgesamt Grenzvolk sind. Das trifft für die Tschechen zu. Es gibt Stämme, die insgesamt Grenzstämme sind. Das gilt für die Schlesier, deren verhältnismäßig schmaler Raum zwischen tschechischen und polnischen Volksboden eingelagert ist. Es ist deshalb kein müßiges Versuchen, die schlesischen Stammesgrenzen aus dem einheitlichen Blickpunkt landständischer Politik zu sehen.

Wir treten die Wanderung in der Richtung des Uhrzeigers an und beginnen mit dem Braunauer Ländchen, wo die schlesische Kulturwoche 1929 lagte. Langgestreckte Walddorfsdörfer, ein paar Duzend Bauern in jedem, doppelt und viermal soviel „kleine“ Leute, Häusler und Kleinbauern. Die Ahnen kamen vor siebenhundert und mehr Jahren im Zuge der Ostlandbesiedlung aus dem alten

Reiche in die Grenzwälder. Wenn sich am Rande einer fruchtbaren Beckenlandschaft mühselig eine Bauernschaft in den Wald hineingerodet, so bedeutet dies, daß für Jahrhunderte Stetigkeit gewonnen wurde. Denn im Waldbergland muß ein Volk jahrhundertlang Mühsal und Not ertragen, ehe den Nachfahren ein bescheidener Wohlstand blüht. Und wo auf kargem Boden Flachs gebaut wird, droht keine Gefahr, daß die Bauern liederlich oder landflüchtig werden. So ist die Lage der Bauernschaft auch im Riesengebirge. Raumnot hat dort die Kleinbauern bis auf 1300 Meter hinaufgedrängt, Völkern, die so hoch steigen, um ein kümmerliches Auskommen zu finden, droht eigentlich keine Gefahr. Niemand neidet ihnen ihr Dasein und wer nicht in der Bergwelt aufgewachsen ist, wo es einen langen Winter und anstatt des Sommers ein paar sonnige Wochen gibt, hält es nicht aus. Hier sucht sich das Land seine Menschen und nicht der Mensch sein Land. Vorgelagert dem Riesengebirge liegt schlesisches Land und in den Vororten von Königinhof sitzen deutsche Bauern. Gutnachbarschaftliches Auskommen mit den Tschechen hindert nicht, daß die Augen offengehalten werden, denn da, wo beide Völker in der gleichen Welt leben, gelten Fleiß und Tüchtigkeit zuerst in der landständischen Politik, die in jeder Gemeinde gemacht werden muß. Weiter nach Westen zu mehrten sich die Fabriken in den Dörfern. Eine unruhige Betriebsamkeit finden wir auch bei den Bauern. Hier stehen die ruhigen Wälder in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem lebhaften Volke. Wenig Vollbauern sind darunter. Aber viele Kleinbauern und Häusler. „Ziegenagrarien“ sagt man in der Gegend von Reichenberg von ihnen und sie haben ihr vielgeliebtes Hörnertier auch in Liedern besungen. Eines beginnt: „A manner

Ziege dou ho ich Frejde, dos is a wunder-schienes Tier.“ Sie hängen fest an ihren kleinen Besitztümern und zahlen hohe Bodenpreise. Ihr Bargeld verdienen sie in der Industrie und legen es in den ländlichen Spar- und Darlehenskassen an, die in Raiffeisens Geiste errichtet und geführt werden. Das Geschenk des Rheinlandes auch an die schlesischen Dörfer. Diese bodenständige Industriearbeiterbevölkerung trägt so dazu bei, daß die Geldwirtschaft der Bauernschaft weitgehend abgelöst werden kann vom System der Großbanken, die doch nur auf industrielle Zwecke zugeschnitten sind. Wenn aber in Zeiten der wirtschaftlichen Konjunkturen die geistig regen, kleinen Leute vom Drange nach sozialem Aufstieg ergriffen werden, ziehen sie in die Städte oder gehen nach Amerika. Hinter sich lassen sie Lücken, die leicht von arbeitsamen Leuten des andern Volkes ausgefüllt werden. Mit der Industrie kann dann die Volksgrenze leicht von einem weiteren oder engeren Netz andern Volkstums überzogen werden. Dagegen ist landständische Politik machtlos. Auf diese Art zogen die Tschechen um die Jahrhundertwende immer zahlreicher in die industrialisierten Dörfer am Oberlauf der Görlitzer Neiße ein. So kam es, daß Reichenberg vor seinen Toren eine tschechische Gemeinde erhielt.

In bäuerlichen Bereiche westlich des Jeschkenkammes, im böhmischen Oberlande, beherrschen nicht mehr die Fabrikamine die Landschaft. Bei Niemes hören die Walddufendörfer auf und Ortsnamen wie Ortsanlagen verraten, daß wir auf ehemaligem slawischen Boden stehen. Wir können über das Aushaer—Dauhaer Hopfenland an die Elbe wandern, wo die deutschen Bauern in der Ebene sitzen, wo Günst der Lage und Verführung durch allzuvielen Bargeld, das Hopfen in guten Jahren und bei guter Kon-



Abend in den Beskiden
(Radierung) 1926
Abb. 2

Zum Beitrag Josef Strzyskowski:
„Prägestalt der schlesischen Landschaft
in der bildenden Kunst“ (S. 43—45)

konjunktur verspricht, oft mehr Sorgen als Nutzen bringen. Wo Konjunktur im bürgerlichen Leben eine Rolle zu spielen beginnt, wird landständische Politik zu einer schweren Kunst. Sie muß sich die Menschen besser anschauen, als es sonst der Fall ist. Sie darf nicht so streng „sachlich“ sein; denn es kann leicht eintreten, daß der materielle Sinn der Leute jede volkspolitische Sinngebung verhindert.

Die Elbe kann als schlesische Stammesgrenze angesehen werden.

Wir wenden uns nach Norden in den Ursprungsbereich der Spree und der Gewässer, die der Görlitzer Neiße und so der Oder zufließen. Im alten Lande Zagost, der Oberlausitz, liegen die stattlichen Dörfer in den breiten Talmulden. Man sieht die Dörfer nicht, wenn man sich ihnen von der Längsseite nähert. Sie weisen alle die Form der schlesischen Walddorfsdörfer auf. Fabriken neben Bauernhöfen, schlanke Kamine neben Kirchtürmen. Der schlesische Bauer hat hier kaum das Empfinden, an der Stammesgrenze zu sein. Die landständische Politik wendet sich gern nach innen und findet im organisierten Industriearbeiter-tum ihren natürlichen Widerpart. Und doch ist hier Grenzland. Von Herrnhut, diesem eigenartigen Zeugnis schlesischer Glaubensstiefe und schlesischen Nationalismus, der sich in einer weitgreifenden Organisation zeigt, nach Norden, wandelt sich bald das Bild. Hinter der Berglinie, in der der Löbauer Berg und der Tschernebog und Bilebog stehen, leuchten uns von den Hängen und Höhen stattliche saubere, nicht allzu große Runddörfer entgegen. Hochkirch, wo der große Fritz seine Schlacht schlug, mit seiner weithin sichtbaren Kirche, dem Mittelpunkt eines Pfarrsprengels von 29 Ortschaften, ist eines von ihnen. In der Kirche lesen wir die Sprüche der Lutherbibel in einer Sprache, deren Sinn wir

unschwer erraten, wenn wir eine andere nordslawische Sprache kennen. Wir sind in der südlichen der beiden wendischen Sprachinseln. Hier ist kein Boden, wo die bewußte Schärfe nationaler Kämpfe spürbar ist. Der wendische Bauer, der ganz im Bannkreis deutscher Kultur aufgewachsen ist, ist heute für sich kein politischer Faktor.

Ganz anders aber werden wir die wendische Frage einschätzen, wenn wir bedenken, daß jedes Bauerntum ruhende politische Macht ist, die irgendwann und irgendwann einmal dienstbar gemacht werden kann. Zum andern aber bekommen die zwei wendischen Volksinseln, die den schlesischen Stammesboden nach Westen hin abgrenzen, ihre Bedeutung, wenn wir den Verlauf der schlesischen Stammesgrenze im Nordwesten beachten.

Ich lasse hier Loesch sprechen: „Die nördliche Siedlungsinsel der Wenden, nördlich von Kottbus, ist auch der Drehpunkt für Großschlesiens Grenze; dort wendet sich die Dialektgrenze fast im rechten Winkel nach Nordosten und strebt der westlichen Spitze des polnischen Siedlungsgebietes zu. Die Scheidezone zwischen mittel- und niederdeutsch liegt an der schmalsten Stelle des deutschen Volksgebietes, wiederum in einer Zone armer sandiger Böden und heute von der Forst-eule verwüsteter Wälder, wo noch dazu die Oder (oberhalb Frankfurt zwischen Oderkanal und Neißemündung) ihre Südost-Nordwestrichtung zeitweilig ver-lassen hat, von Ost nach West verläuft und mit den östlich anschließenden Oder-sümpfen ein gewaltiges Verkehrshinder-nis bildet.“¹⁾

Es ist im Siedlungsbereich des schlesischen Stammes ein eigentümlicher Gegensatz zwischen der südwestlichen und der nordöstlichen Längshälfte. Der Südwe-

¹⁾ Volk und Reich, politische Monatshefte für das junge Deutschland, 1926, S. 174.



sten ist gebirgsschlesisches Gebiet. Der slawische Nachbar sitzt tiefer, auf besseren Böden, der Schlesier in der Waldberglandschaft auf kargerem Boden. Im Nordosten das Umgekehrte: von Oberschlesiens sandigen Lagen am rechten Oderufer über Rosenberg, Würzburg bis nach Bentzen sitzen die Deutschen in den fruchtbaren Niederungen. Die sandigen Hügelzüge, die diese Niederungen gegen Osten hin abgrenzen, sind meist polnischer Volksboden. Der Wanderer hält erfreut inne, wenn er die stattlichen Höfe sieht, die aus dem Grün der Bäume leuchten und im Linksoder-Niederschlesien die fruchtbare Landschaft beleben. Wer aber die Oder überseht und sich der polnischen Grenze nähert, sieht, wie die beruhigende deutsche Wohlhabenheit schwindet. Sie macht einem etwas düstigeren Leben Platz, das aber für die Menschen, die es führen müssen, eine gute Zuchtschule ist. Es gibt ein Gesetz in der Physik und im Naturbereiche der Politik unseres Geschichtsabschnittes. Es lautet, daß Wasser und Völker immer bergab laufen. So gesehen, bekommt die wendische Frage in der landständischen Politik ein ganz anderes Gesicht, jenes, das die Slawischen der Schlesier sehen, wenn sie von den Wenden reden. Im Bereiche zwischen den Wenden und dem westlichen Teile des polnischen Gebietes, das dort nur 150 Kilometer von Berlin entfernt ist, liegt ein Gebiet, das weit eher geeignet ist, Polen an sich zu binden, denn Deutsche. Die landständische Politik wird die Tatsache zur Kenntnis nehmen müssen, daß die landschaftliche Grundlage der heutigen Wenden jene waldbreiche und sumpfige Niederung ist, die mit dem Namen Spreewald nur undeutlich umschrieben ist. Die Menschen waren hier die zäheren. Nur die Roder des Bannwaldes, der Böhmen von der Lausitz

trennt, übertrafen sie. In der dünnbesiedelten Zone, von der Loesch redet, kann sich jederzeit, sobald die Deutschen nachlassen, das Slawentum weiter ausbreiten. Ist es nicht einigermaßen grotesk, daß ostdeutsche Städte im gefährdeten Raume Riesensummen für Stadion und Leiche aufwenden, auf denen man Wettrennen veranstaltet, während deutsche Bauernhöfe nicht mehr zu halten sind und in die Hände arbeitsamer andersvölkischer Bauern übergehen?! Die südwestliche Grenze des schlesischen Volksbodens liegt außerhalb der Reichsgrenzen. Sie ist volkspolitisch fester als die nordöstliche Grenze, die innerhalb der Reichsgrenzen verläuft. Das Ringen im Raum ruht hier nicht. Es ist ein schwacher Trost, daß er sich diesseits der Reichsgrenzen abspielt, auch das Ringen im Posenschen, polnischerseits eine Musterleistung landständischer Politik, lag innerhalb der Reichsgrenzen. In Oberschlesien, wo die Erde so lieblos zerwühlt wird, wo neben polnischen und deutschen Dörfern die großen Dominions liegen, ist alles im Flusse. Kein Sudetendeutscher ist zu überzeugen, daß hier ein Ruhezustand herrscht. Das Bekenntnis zum Staatsdeutschtum, die enge Anlehnung vieler polnischer Bauern an die deutsche Kultur, verwischen doch nicht die harte Tatsache, daß der deutschfühlende ober-schlesische Bauer ohne sein Zutun, lediglich weil er in einen schicksalhaften Zusammenhang hineingestellt wurde, Träger ruhender politischer Macht ist. Landständische Politik darf nie von den Grundtatsachen abgehen. Diese liegen weder im Bereiche des Staatlichen noch des Philologischen. Es gibt an Volksgrenzen keinen dauernden Stillstand. Mag die Bewegung auch nur schwach sein. Sie kann stärker werden, wenn ein Volk seine Bauern im Stiche läßt. Das ist leicht dort der Fall, wo die lärmend daher-

schreitende Welt der Industrie die Interessen beherrscht, wie es in Oberschlesien der Fall ist.

Die schlesische Stammesgrenze führt über Oberschlesien wieder auf sudetendeutschen Boden. Die östlichsten sudetendeutschen Schlesier sind Ostschlesier (Glonzaken) und Ruhländer. Ein Riegel deutschen Volksbodens liegt quer durch die mährische Pforte. Wohlgeübt im Selbsthelfen, hartnäckig sind die Ruhländer. Von hier, dem östlichen Teile des geschlossenen schlesischen Volksbodens wanderten vor zweihundert Jahren die mährischen Brüder aus und gründeten im westlichen Teile, in der Oberlausitz, Herrnhut. Dort gewannen sie einen solchen Ruf, daß man einen Dickkopf gern als „Herrnhüter“ bezeichnet. Nur eine bange Sorge erfüllt uns, wenn wir an das Ruhländchen denken. Wenn einmal der Kanal gebaut wird, der die Oder mit der March verbinden soll; wenn mit dem Kanalbau fremdes Volk und fremde Sitten ins Land kommen; wenn der Bauer viel Bargeld mit Fuhrwerken verdienen wird, dann kommt die Zeit der Prüfung für das geistig sehr aufgeschlossene Ruhländchen. Wir wandern ins Obergelbige. Vor dem Kriege hatten es tschechische Hannabauern da und dort unternommen, auf den rauhen Höhen Bauernhöfe zu erstehen. Sie konnten sich nicht halten. Das Gebirge hält treu zu seinen Menschen. Wasser und Völker laufen bergab, wenn ihnen Raum gegeben wird. So geschieht es heute. Die deutschen Bauern gehen seit alters zum Schnitt die March abwärts nach Österreich und kommen zurück, wenn endlich auf ihren Bergäckern die Halme gelb geworden sind. Die Burschen gehen heute oft in die Hannabene hinunter, wo sie als Knechte bei den tschechischen Bauern dienen. Das ist neu und ist ein Zeichen dafür, daß das junge tschechische Staats-

volk seine Menschen zu andern Dingen braucht, denn zum Acker. Hanna ist aber auch schlesischer Stammesboden in der Olmützer Sprachinsel.

Schlesische Sprachinseln liegen weit nach Osten bis nach Wolhynien verstreut. Die Zipser Deutschen sind Schlesier, obwohl sie Sachsen genannt werden. Die armen Kleinbauern der Deutsch-Proben-Kremnitzer Sprachinsel, die gleich ihren bergslowakischen Nachbarn als landwirtschaftliche Wanderarbeiter nach Deutschland, Österreich und Ungarn gehen, sind Schlesier. Die schlesischen Bauern in der oberen Hanna bei Olmütz und bei M.-Neustadt haben aber ein wichtiges Stück deutschen Bodens in der Gewalt. Hier nähert sich der schlesische Stammesbereich dem süddeutschen bei Brünn bis auf 100 Kilometer. Es wiederholt sich das eigentümliche Verhältnis, wie wir es zwischen Kottbus und Bentzen an der Grenze Niederschlesiens finden. Nur können diesmal die Deutschen ruhiger sein. Zum schlesischen Bereich muß auch die Schönhengster Sprachinsel gezählt werden, wiewohl deren Leute, die in drei kleinen Städten und rund 150 Dörfern sitzen, starke fränkische Eigenart zeigen. Der schmale Streifen tschechischen Volksbodens, der den Schönhengst vom Aldergebirge abtrennt, zeigt, daß hier einmal deutsches Rodeland war. Aussterben in den Stürmen der Hussitenzeit und der Gaudenien haben hier mit den Deutschen aufgeräumt. Im Mittelalter schon ging der deutsche Boden an der Westabdachung des Aldergebirges verloren. Nur im Gebirge selbst halten sich auf feuchten Böden die deutschen Bauern, die Nachbarn der Leute im Glasischen. Was ihnen der Ackerbau nicht bringt, suchen sie durch Heimarbeit zu erreichen. Niemand kann den sparsamen Leuten ihr eingeschränktes Leben neiden. Vor allem nicht der tschechische Bauer, der vor seinen

Augen Königgrätz zu einer modernen, großen Stadt heranwachsen sieht, die ebenso schillert und blüht, wie die Städte jenseits des Gebirges in Niederschlesien. Und die Motorräder der tschechischen Bauernsöhne laufen hier ebenso leicht zu städtischen Vergnügungen, wie im Schlesischen. Ein Jungbauerngeschlecht wächst hier ebenso auf, wie im schlesischen Zuckerrübengebiet, das kaum ernsthafte landständische Politik treiben wird; besonders nicht nach Osten, dem armen Gebirge zu.

Die Wanderung ist beendet, denn jenseits des jungen tschechischen Volksbodens, der bei Nachod die Reichsgrenze erreicht, liegt das Braunauer Ländchen und die Steine rinnt flinker der Glazer Neiße zu, als die Neiße der Oder, unserm ostdeutschen Sorgenwasser. Denn hier liegen heute die

Hauptprobleme landständischer Politik im schlesischen Stammesbereich. Nicht im Südwesten, wo die Schlesier Auslandsdeutsche sind, sondern im Nordosten, wo sich die deutsche Staatsbürgerlichkeit der polnischen Volksbürgerlichkeit nicht ganz leicht erwehren kann. Die Sudetendeutschen sehen unruhig nach Osten und Norden. Denn jeder Streifen Landes, der aus dem schlesischen Stammesgebiet ausgelöst wird, bringt sie in Gefahr. Schlesien ist eine nicht zu breite Halbinsel. Was ist, wenn sie schmaler und schmaler wird, von Osten her eingeeengt wird, und schließlich die dünne Verbindung zum Niederdeutschen aufhört? Wehe, wenn Schlesien einmal eine Insel wird gleich Ostpreußen. Das ist schlimmer, denn der nachbarliche Bereich der Freiheit eines Meeres mildert dann nicht das Insel-schicksal.

Erwin Dtt:

Einsam

Wie bin ich einsam! Aus dem Lied der Welt
kein Gnadenton in meine Tage fällt.

Und in den Nächten, wenn die Sterne blühen,
ist keine Hand, in meiner aufzuglühn.

Nur mit den Bäumen, die mein Haus umstehn,
und mit den Wolken, die vorüberwehn,

Red' ich in Träumen, die voll Sehnsucht sind,
in eine Heimat, die ich nimmer find.



Richard Patscheider: Vom Sinn unserer Arbeit

Ein halbes Jahrzehnt planmäßiger Stammeskulturarbeit ist vorüber. Immer wieder und gerade jetzt ist Nachschaffung nötig über den Sinn unserer Arbeit. Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde (Breslau) hat zusammen mit ihrer mährischen Tochtergesellschaft durch die Tagung in Mährisch-Neustadt einen bedeutsamen Auftakt gegeben zur gemeinsamen volkskundlichen Arbeit im Grenzland. Die Vertreter der wissenschaftlichen Volkskunde und Sprachforschung in Breslau und in Prag legten den Grund für den Ausbau von Arbeitsbeziehungen, die nun allmählich fruchtbar werden in der gemeinsamen Mundartforschung, im gesamt-schlesischen Wörterbuch, in der Sammlung von Sagen, Märchen, Spielen und Liedern Schlesiens, in erdkundlichen Arbeitsgemeinschaften, die das ganze Stammland begreifen, in zusammenfassenden Versuchen auf dem Gebiet der Kunst- und Theatergeschichte, in der Bestandesaufnahme schlesischer Trachten und Siedelformen und in der Entwicklung regeren Austausches und gemeinsamer Verarbeitung von Ergebnissen der Altertumsforschung und der Vorgeschichte. Auch das Heimatschutzwerk erhielt von all diesen Bemühungen her fruchtbare Antriebe. Sudetenschlesien, Polnisch-Schlesien und Innerschlesien erweisen sich immer deutlicher als eine eigenartige und in sich geschlossene Kulturlandschaft des mitteleuropäischen Ostens.

Die schlesischen Kulturwochen erwachsen aus dem lebendigen Bedürfnis, die Gemeinschaft des Stammlandes als Kulturgemeinschaft in allen Teilen Gesamtschlesiens wirksam zu machen für die weitere Entwicklung der sachlichen Arbeit auf den genannten Gebieten. Die kultu-

rellen Arbeitskreise von Reichenberg und Troppau fanden sich im Plan und in den Leitfäden gelegentlich einer Aussprache zu Bennisch (1924) und erfuhren sogleich volles Verständnis und sachliche Förderung von einem hervorragenden Kenner und Freund des Altwaterlandes, den Forscherlust und Wanderfreude immer wieder von Breslau ins Gebirge lockt; er vermittelte den Anschluß an die volkskundlichen Arbeitskreise in Breslau und über Reichenberg war auch der Anschluß an den kulturellen Führungskreis der deutschen Universität zu Prag gegeben. So konnte Reichenberg 1925 den Stammlandreigen eröffnen. Bedeutsame wissenschaftliche Wechselwirkungen zwischen Breslau und Prag brachte diese erste Schlesische Kulturwoche hervor, sie gab auch Vorbild im Aufbau, manchen wertvollen Baustein für die weitere Arbeit und die bis heute gültige Fassung der Leitfäden. Es zeigten sich auch bereits Schwierigkeiten, ja Hemmungen. Es war nicht so einfach, die einzelnen Vorträge ins Ganze zu weiten, mechanisches Grenzdenken zu überwinden und neben der Erkenntnis auch Gefühl und Wille anzuregen. Aber die Überzeugung von der Notwendigkeit und Fruchtbarkeit des Werkes, der Zusammenklang mit den Arbeitsweisen, welche die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in Mährisch-Neustadt eingeführt hatte, die frohe Bereitschaft so vieler werklustiger Mitarbeiter gab Werkkraft und starken Auftrieb. Im Herbst 1926 folgte Troppau. Die zweite Schlesische Kulturwoche setzte die Arbeit von Reichenberg fort. Wie dort halfen hier Männer der Wissenschaft, der Schule der Kunst und des werktätigen Lebens zusammen, um das Bewußtsein natürlich und kulturell begründeter Stammlandgemeinschaft zu

vertiefen und an die Öffentlichkeit weiterzugeben. Der Plan der Woche mühte sich um sachliche Geschlossenheit, aber auch um volkstümliche Wirkung. Die öffentliche Teilnahme war erfreulich. Im Sommer 1927 trafen sich zu Hohenelbe die meisten derer wieder, die in Reichenberg und Troppau am Werke gewesen waren. Gemeinsame Arbeit und gemeinsames Erleben bindet. Die dritte Schlesische Kulturwoche brachte die tröstliche Gewißheit, daß eine angestammte Gemeinde sich gebildet hatte; ihr innerstes Bedürfnis bürgt dafür, daß sich der Kreis der Helfenden und Schaffenden mehr und enger schließt. Beharrlichkeit forderte die stille Größe der Aufgabe und immer neues Eingehen auf das Sonderleben des Tagungsortes, auf die Eigenart der Kleinlandschaft und auf den Ausgleich zwischen sachlichem Ausbau, persönlichem Werke, behutsamer Führung und drängender Gefolgschaft. Das Schubertjahr 1928 führte die Stammlandgemeinde nach Märtsch-Schönberg, in des gefeierten Dondichters Ahnenland. Die Festversammlung im Schönberger Rathaus war ein Erlebnis, dessen wir mit Wehmut gedenken, da Bürgermeister Herschel von Breslau ein Jahr darauf aus dem Leben schied, derselbe Herschel, der die Schönberger Festversammlung mit tiefster Seelengewalt in seinen Bann gezogen hatte. Mit ihm schied einer der verständigsten Förderer aus dem Stammlandkreis der Lebenden. Die musischen Gaben der vierten Schlesischen Kulturwoche haben nahezu überzeugender als alle rein verstandesmäßigen Begründungen stammliches Gemeinleben und kulturschöpferische Lebenskraft der Landschaft dargetan. Nur scheinbar war also die Tagungsarbeit von Schönberg mehr nach außen gerichtet als nach innen. Lebhafter als in Schönberg war die Teilnahme der Bevölkerung an der Kulturwoche

in Braunau 1929. Das ganze Braunauer Ländchen wurde vor unsern Augen lebendig in dem wundervollen Festzug, mit dem der Ortsausschuß die vielen Fremden überraschte, die sich gern zu dem anschließenden Volksfest mitreißen ließen. Die fünfte Schlesische Kulturwoche brachte ein lebhaftes, farbenfrohes Gekümme in das Städtchen; der Ortsausschuß tat es nicht anders. Sie brachte aber auch bündische Jugend zur Stelle und damit das Gelingen eines Versuches, an den man in Troppau und Schönberg nicht zweckmäßig genug herangegangen war. So wie mit der zweiten, wurde mit der fünften Tagung dann auch das Bauerntum der Landschaft zur Selbstbestimmung und zum Einklang in das Volksganze aufgeboten.

Wir können nicht beim einzelnen verweilen. Zwei sich manchmal widerstrebende Hauptaufgaben bleiben der weiteren Entwicklung der Stammeskulturarbeit gestellt: Erforschung und Verarbeitung all dessen, was wissenschaftliche Grundlage der Stammesgemeinschaft abgibt, ist die eine Hauptaufgabe; Volk- und Stammesbildung im Gefühl und Willen aller Stände als lebendiges Bedürfnis bewußt zu machen, ist die andere Hauptaufgabe. Nicht die einzelne Kulturwoche kann diesen Aufgaben gerecht werden, sondern nur ihr fortwirkender Reigen und die Gesamtheit aller Arbeiten, welche zu den Kulturwochen und zum Kulturleben des ganzen mitteldeutschen Ostens in lebendig wirksame Beziehung treten.

Man kann noch weiter ausgreifen, wenn man vom Sinn unserer Arbeit aus vollem Herzen sprechen will. Selbst unser industriöses Zeitalter kommt nicht hinweg über die irrationale Macht der Mutter Erde. Des Bodens, des Landes letzter Sinn kann nicht die Ausbeutung sein,



Winterinsamkeit
(Radierung) 1928
Abb. 3

Zum Beitrag Josef Strzgowitz:
„Prägnanz der schlesischen Landschaft
in der bildenden Kunst“ (S. 43–45)

sondern die Festigung der mit dem Boden, mit der Landschaft schicksalhaft verbundenen Gemeinschaft. Wir fühlen uns im Grunde nicht sicher und nicht wohl, seitdem das geistige und wirtschaftliche Schwergewicht ins großstädtische Leben künstlich verlegt wurde, seitdem die beweglichen Werte überwuchern und Kultur und Wirtschaft zersetzen. Immer wieder, wenn der Wille zum Aufstieg erwacht, verlangt Volk nach Verbindung mit Raum. Es begnügt sich nicht allzu lange damit, lediglich Sprachgemeinschaft oder staatlicher Verwaltungsgegenstand zu sein. Der Wechselklang von Volk und Raum gehört zum geistigen Wertbegriff Volk, in dessen Bereich es keine Einerleiheit gibt und keine Gleichgültigkeit gegen Schicksal, innere Größe und Ewigkeit.

Stammeskulturarbeit dient der Erneuerung bodenständigen Geistes, nicht in dem Sinne des Rückverlangens zu einer überwundenen Entwicklungsstufe, sondern in dem Sinne, wie sie etwa Lagarde und der Reichsfreiherr vom Stein gefordert haben: „Gemeinschaft läßt sich nicht erfinden. Wir müssen sie erneuern, ihre Elemente in den Anfängen unseres Volkes aufsuchen und aus diesen sie entwickeln.“ In der Wechselwirkung von Volk und Raum gestaltet sich immer wieder Gemeinschaft, gliedhafte Ganzheit. Des Volkes Raum ist selbst gliedhaft; seine Kulturlandschaften binden immer wieder zur Gemeinschaft drängendes Menschentum. Von diesem Drängen erst wird die Erdoberfläche be-seelt, wird Landschaft. Und das vollhafte Glied Menschentum, das von der Landschaft mitgestaltet und immer wieder neu gebunden wird, das ist Stamm im ewig jungen Sinn. Die historischen Stämme, etwa gar die der Völkerwanderung, kann niemand so, wie sie waren, wieder erwecken; sie wirken wohl nach, aber

Stamm wird immer neu im Wandel des Bundes von Blut und Boden.

Damit ist schon ein zweites gesagt: Stammeskulturarbeit gilt dem Bewußtwerden der Notwendigkeit eines starken und jungen Aufbruchs zum Werke der Kulturschöpfung überhaupt. Es ist ja so viel von Kultur die Rede! Eben weil sie bedroht ist wie nie noch, bedroht von der Entseelung des Volkes, von der Entblutung des Bodens, von der Verschlackung des Einzel Lebens. Ohne naturhafte Gemeinschaft, ohne Volk, ohne einen bestimmten durch Eigenart und Gestaltungsrichtung besondern Träger kann Kultur — Gesittung — Bildung nicht werden. Eindringlich bezeugen das die großen Geistesführer der Völker. „Zivilisation“ tut not; aber wenn sie nichts anderes ist als Einformung (Uniformierung) und Vergleisung des Außenlebens, dann macht sie uns zu hilflosen Europäern, Großstadt- und Weltbürgern, über die Asiens und Afrikas Urkräfte naturgewaltig hinwegbrausen werden. Kultur sucht den vollhaft gebundenen Menschen, Bildkraft, Bautrieb und Bindegewalt der Gemeinschaft, jenes Ganze von leiblich, seelisch und geistig sich fortzeugenden Menschen — mit Fichte zu reden —, in dem sich ein besonderes Gesetz des Göttlichen auswirkt, in dem erst Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenklingen. Gestaltung aller Lebensformen einer Gemeinschaft aus ihrem Inbild — das ist Kultur.

Wer nach verborgenen oder verschütteten Quellen der Gemeinschaft sucht, aus den Urelementen sie entwickeln hilft, der ist in Wahrheit Pfadfinder der Kultur. In diesem Sinn kann man sagen: Volkner werden setzt Neustammwerden voraus. Raum und Zeit und Schicksal zwingen die Menschen immer wieder zur Verbindung mit dem Boden.

Ja, dies ist nach dem Zeugnis unserer Größten immer wieder das grundlegende Kulturwerk. Man braucht dabei durchaus nicht nur an das Bauernwerk zu denken, das kulturschöpferische Zeiten nie missen mochten und konnten. Alles Menschewerk, das mehr als Eintagswerk ist, das Geschlechterwerk der Gemeinschaft ist, prägt die Landschaft, beseelt die Erdoberfläche. Man bilde sich nicht ein, das Stadtleben sei von den Gesetzen des Raumes, von den Kräften der Landschaft unabhängig. Was im Großstadtleben noch triebkräftig ist, hat seine Triebkraft von bodenverbundenen Geschlechtern und erneuert sich immer wieder von daher. Darum ist es nicht zu verwundern, daß trotz aller gleichmachenden Zivilisation der *genius loci*, der „Geist der Landschaft“, auch der großstädtischen Herrlichkeit gegenüber sein Recht behält. Beispiele liegen greifbar nahe: Wien und Berlin — Und selbst die „Industrielandschaft“ steht unter diesem Gesetz. Oder will jemand leugnen, daß Ruhr und Oberschlesien nicht einerlei sind? Daß die Prägekraft der Landschaft — nebst andern auch — die Arbeiterschaft der Ruhr anders werden läßt als die Oberschlesiens?

Es darf hier vermerkt werden, daß Jünger der Gesellschaftswissenschaft sich um das „Neustandwerden“, um ständischen Staatsaufbau mühen. Wollten sie von der Großstadt her das neue Wesen der Stände erfassen, man würde darüber den Kopf schütteln dürfen. Wer könnte das von ihnen verlangen? Die Großstadt steht am Ende einer Entwicklung. Nur aus den Elementen der Herkunft läßt sich gliedhafte Gemeinschaft neu entwickeln. Und niemand wird es ihnen verargen, wenn sie von Plato herkommen und Bauernland suchen. Man bleibe daher auch den Vertretern der Stammeskunde und den Verfechtern des „Neu-

stammwerdens“ mit dem Ansinnen vom Leibe, Alt- und Neustämme oder die landschaftlich-stämmliche Gliedhaftigkeit des Volksraumes und des Volkskörpers von der modernen Großstadt her zu erweisen.

Jedes Volkes Raum ist mehr oder weniger gliedhaft. Die Glieder des Raumes sind die Landschaften. Und je nach Herkunft, Geschichte und Bildung des Menschentums, das sich mit einer Landschaft verbunden hat und mit ihr zusammen im Wandel des Lebens weiterwirkt, je nach dem Zustrom und Abfluß und Binnemwerden dieser Landschaft, sondern sich gliedhaft die Stämme eines Volkes. Darum noch einmal: Volkwerden setzt Stammwerden voraus. Neustammwerden verbürgt Volkneumwerden; ihm zugrunde liegt das elementarste Kulturwerk: Verbindung von Blut und Boden. Die werdenden Stämme aber werden durch Gleichklänge des Blutes, des Geistes und des Schicksals zum werdenden Volk verbunden wie ihre Landschaften zur übergeordneten Einheit seines Raumes. Der Boden, den ein Volk gestaltet und beseelt, wird zum Kulturboden der höheren Gemeinschaft. Des Volkes Raum ist gliedhaft in seinen Kulturlandschaften.

Im Osten von Mitteleuropa werden des deutschen Volkes Neustämme. Zwischen Nordost und Südost liegt das schlesische Stammland als Kulturlandschaft des deutschen Volks- und Kulturbodens. Der schlesische Neustamm, aus bodenverbundenen Sippenverbänden erwachsen und mit der Landschaft sowie mit dem sonst noch zugehörigen Menschentum der Landschaft verwachsen, hat seine besonderen Züge bekommen, die ihn unterscheiden von den Zügen der andern Neustämme (Preußen und Österreicher, nicht verstanden als Angehörige der so genannten Staaten) und von den Zügen

der sogenannten Altstämme, deren Werden und Wandel keineswegs starr abgeschlossen ist. Diese besonderen Züge wurden ihm aufgeprägt von den Blutströmen aus dem Altstammland, von fremden Blutströmen und von der Prägekraft der Landschaft. Wir wissen, welch gewaltiger Aufruf des Schicksals hier im Osten immer wieder an die Deutschen ergeht: Neustammwerden verbürgt Volkneumwerden! Wir wissen, wie hier im Osten seit Jahrhunderten erlebt wurde und immer wieder erlebt werden kann: Die Stämme eines Volkes sind berufen zu stellvertretendem Leiden, zu stellvertretendem Tun. Wie oft hat Schlesien für andere deutsche Stämme stellvertretend gelitten, stellvertretend gehandelt. Und wie die Stände eines kulturschöpferischen — also stammhaften — Volkes einander wechselseitig durchdringen, so fordert das Schicksal auch und noch stärker die wechselseitige Durchdringung der Stämme. Wieviel bringt von Blutströmen und geistigen Kräften der Altstämme durch die Neustämme im Osten! Wieviel aber auch und wie stark muß das Osterleben der Neustämme die Altstämme des Westens durchdringen, die sich so gern in Vereinzelung verlieren und im künstlerischen Spiel, wenn der Osten vom Geschick aufgerufen wird, die Kräfte zusammenzuballen, Macht zu entfalten, um sein Recht auf Leben und Boden zu behaupten! Spürbarer tritt hier im Osten die mechanische Gliederung durch Verwaltungsgrenzen der organischen Gliederung in Stämme und Landschaften entgegen. Sofern aber Kultur Gestaltung aller Lebensformen einer Gemeinschaft aus ihrem Inbild bedeutet, hat sie im Gegensatz zur Zivilisation ihr Wirkensfeld im Organischen dieser Gemeinschaft; in ihrem stammlich-landschaftlichen Leben.

Überschneidungen von organischer und mechanischer Gemarkung vermögen daher wenig wider dieses Leben, wenn die Gemeinschaft triebkräftig, wenn sie kulturschöpferisch ist — — —

Der Sinn unserer Arbeit geht aber noch tiefer, greift noch weiter aus. Die schlesische Stammeskulturarbeit ist mitteleuropäische, in gewisser Sicht sogar europäische Grenzlandarbeit. Europa ist wieder im Aufbruch, sofern es seiner Kulturnot bewußt geworden. Die brennendsten Fragen dieser Kulturnot treten an das Grenzland heran, in dem sich Volksboden und Kulturboden von drei Völkern kreuzen. Die Geschichte Schlesiens ist die Geschichte leidvollen Ringens um den Einklang zwischen Volksboden und Kulturboden, zwischen Völkern und Kulturen. Die Schicksale Böhmens, Ungarns und Polens trafen oft genug im schlesischen Grenzland mit dem Schicksal Preußens, mit dem Schicksal Deutschlands tragisch zusammen und immer wird hier um „das Reich“ gerungen. Schlesien war Blutzeuge Europas schon, da der mittelländische Kulturkreis mit dem nordischen um die Herrschaft rang und da die Völker raumflüchtig neue Welten suchten, in Hunnenstürmen, Mongolenkämpfen und Hussitenwettern, im Blutwirrsal des Dreißigjährigen Krieges, im Geschlechterringen um die heilige Krone des „Römischen Reiches Deutscher Nation“, Streitland zwischen Österreich und Preußen, Durchgangs- und Mittlerland von der Donau zur Ostsee, von der Elbe zur Weichsel, vom alten Westen zum neuen Osten: die Einheit von Volks- und Kulturboden blieb Schlesien versagt, Bruchland und Brachland ringender Völker blieb ungegaltet, die Aufgabe, werdendem Volk vom Geschick gestellt, unerfüllt. Und heute? „Die Geschichte

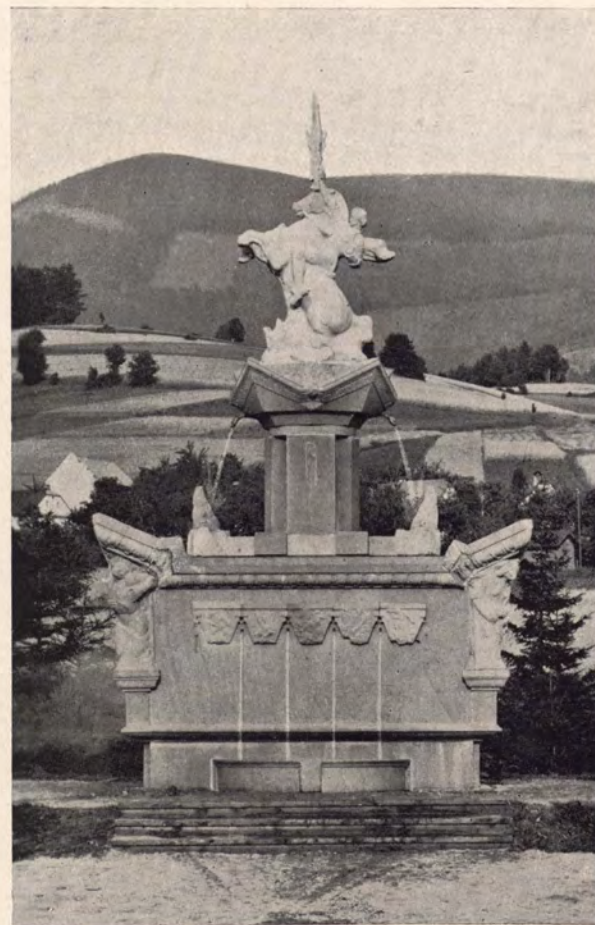
nimmt den Vormarsch dort wieder auf, wo wir unser Wachstum einst abbrechen.“

Das Grenzstammland ist noch heute kulturpolitisches Kolonialland, kulturpolitischer Korridor. Die weltchweifende Uferlosigkeit deutschen Blutes, die planlose Verschwendung deutscher Kraft ließ es unbetreut und ungestaltet, ließ ein fast getanes Ostwerk Bruchstück werden an Oder und Weichsel, an Warthe und Neße, am Beskiden- und Karpathenwall und an den Dämmen des baltischen Meeres. Deutlich und drohend griff das Schicksal an Herz und Hirn eines verblendeten Volkes und ließ an der Weichselmündung die Fallbrücke sinken: Der mitteleuropäische Nordosten erschien als neu zu gewinnendes, neu zu verbindendes Siedelland, das Söhne heischt vom Mutterland für seine Schuld. Vom gleichen Korridorschicksal ist ganz Schlesiens bedroht, wenn nicht geistmächtige Notwende das ganze Deutschland zu neuem Kulturwerk zwingt, zur Bindung des Schicksalsbodens im Osten an Blut und Geist neu werdender Volksgestalt.

Wenn dieser Drohung des Schicksals begegnet werden soll, dann müssen wir inne werden der Mittler- und Brückenfunktion des schlesischen Stammlandes. Was es war, muß es wieder werden im Bewußtsein seiner sehenden Söhne: Ostpfeiler für einen werdenden Ausgleich im innereuropäischen Raum. Brauch und Mundart, Menschenschlag und Geistigkeit Schlesiens zeugen von der Verflochtenheit jener Elemente, die hier das Ostmittelland zur Auseinandersetzung und Durchdringung, zum Gegensatz und Einklang, zum Vergleich und Ausgleich verbunden hält. Das Raumgefühl dieses Mittellandes, der Geist schlesischer Stammlandschaft hat Deutsche, Tschechen und Polen stets wieder nach feindseligen Ausbrüchen in

den großen innereuropäischen Raum gebannt. Zumal: die stärksten Stürme konnten nie die naturgegebene Verklammerung von Böhmen und Schlesiens lösen. Gegensatz und Einklang gibt der schlesischen Grenzwelt eigensten Rhythmus, eigenste Melodie: Fruchtfeld und Ode, Bergwelt und Flachland, Ackerholle und Waldgelände, Dorf und Werkstadt, Bauerntum und Großgewerbe; Urümliches und Künstliches, Östliches und Westliches, Nordisches und Nichtnordisches, Deutschtum und Westslawentum; Gottesminne und Erdenhaftigkeit, Weltweite und Heim-Enge, Glaubenswille und Zweifelsucht, Mystik und Rationalismus. — Das alles und mehr ringt in diesem Grenzstammland und seinem Menschentum um Einklang: Neustammwerden, Volkneuerwerden!

Ist es verwunderlich, daß dieses Mittelland des innereuropäischen Ostens in Wendezzeiten führende Geister zeugt? Daß dieses Neuland den Wandel des europäischen Werdens schmerzlicher in seinem Antlitz widerspiegelt als manches Binnenland? Es ist tiefster Sinn unserer Stammeskulturarbeit, diesem Wandel nachzuspüren und aus dem Herzschlag des Stammlands unsere Aufgaben zu deuten; wir werden zu fernen Ufern gewiesen, hinaus über die Beschränktheit eines eiteln und selbstgerecht pharisäischen Nationalismus. Am Westrand Schlesiens in der Lausitz, am Südrand allüberall bis zum Oberlauf der Weichsel im Bielitzer Ländchen, an der zerrissenen Ostmark und im Norden an Neße und Warthe, überall ist Deutschtum und Westslawentum ineinander verklammert, miteinander verflochten und wechselseitig im Geben und Nehmen bedingt. — Nicht immer hat Haß zwischen ihnen gehaust, ihre Blutströme sind auch ineinander geflossen, ihre Gemeinschaft hat



Josef Obeth

Schlesisches Kriegerdenkmal

da und dort zur Entwicklung des schlesischen Stammes- und Grenzlandgefühls beigetragen, ihr Wettstreit und ihr Kampf vermochte die naturgegebene gesamtschlesische Einheit nicht zu sprengen und im Grunde eint die Besten unter ihnen jene Sehnsucht, die von einem freien Bund selbständiger Stämme nicht nur träumt, sondern von ihm befreiende Lösung schicksalhafter Aufgaben Innereuropas erwartet.

Der schlesische Stammeskulturgeданke will der kulturellen Entwicklung des Stammlandes, des Kernraumes für die kulturelle Entfaltung des innereuro-

päischen Ostens, dienen: niemand zuleide als der lauernden Unkultur, niemand zuliebe als der innereuropäischen Gemeinschaft. „Man mag die Wanderung am Rande des Stammlandes Schlesiens wiederholen, sooft sie lockt: Immer wieder bestärkt sich die Überzeugung von seiner unvergleichlichen Bedeutung für den mitteleuropäischen Kulturboden, dem es als Kulturlandschaft zugehört, immer bleibt es vom Schicksal berufen, aus seiner deutsch-slawischen Schichtung und seiner kulturellen Grenzlage Geduld, Hoffnung und Liebe zu schöpfen zur Vollendung des mitteleuropäischen Ausgleichs.“

Franz Lüdtkke:

Die Wiese

Wir schreiten durch die Wiese.

An unsrer Seite geht der Tag,
Und mit uns wandert Ewigkeit.
Wir stehen still, wir blicken weit
Und wissen nicht, was kommen mag.

Die kleinen Blumen blühen
Zu unsern Füßen weiß und rot;
Sie blühen, sie tragen, sie vergehn,
Um Kelch und Frucht wird morgen wehn
Mit kühlem Atem Herbst und Tod.

Es kommt die Nacht gefahren,
Da liegt die Wiese sternensill.
Wir gehn den Weg durch Tau und Leid,
Und mit uns wandert Ewigkeit . . .
Weiß keiner, was noch werden will.

*

Bruno Hanns Wittek: Die letzte Weihnacht
der Mutter Bittnerin

Die Mutter Bittnerin ist plötzlich todkrank geworden und liegt am Weihnachtsabend im Bette. Niemand ist in der Stube, denn niemand weiß auch, daß die Bittnerin so krank ist. Die Leni, ihr Pflegekind, ist schnell in die Apotheke gelaufen mit dem Rezept vom Doktor, der was Lateinisches verschrieben hat. Trübselig hängt die Lampe von der Zimmerdecke, an einem rostigen Draht. Durch den Schirm aus krepprotem Seidenpapier tastet ein unsicheres Licht in die Stube. Die Kranke hat die Augen geschlossen, aber sie weiß alles, was in der Stube vorgeht.

Auf dem runden Tische steht der Christbaum, klein, verwirrt, ein wenig bedrückt steht er da, mit bunten Kerzchen an den Ästen, grünen, roten, blauen und gelben. Die Leni hat die Lichter ausgeblasen, ehe sie den Gang tun mußte — und nun sind die Dochte noch warm von den Flämmchen. Ein süßlicher Duft ist im Raume von verbranntem Wachs und bescheidenem Weihnachtswunder. Unter dem ängstlichen Bäumchen steht ein Teller mit Backwerk, liegen ein paar weiße Strümpfe und eine Wolljacke für die Leni. Schlag sieben rasselt die Schwarzwälderuhr los, das Türlein im bunten Uhrkasten fliegt auf wie der Sesamöffnedich im Märchenland, der kleine, hölzerne Vogel schreit siebenmal mit einer leichten Verbeugung sein Ruckuck-Ruckuck! und verschwindet dann ebenso eifrig wie er gekommen, als wollte er mit der Mutter Bittnerin „Verstecken“ spielen.

Vor dem Fenster, durch das ein heller Schein kommt, von der Straße her, tanzen die Schneeflocken, weich und weiß und fein und begütigend. Den ganzen Nachmittag hat es gestöbert, erst gegen

den Abend zu ist etwas wie eine heilige Ehen selbst in das grimmige Winterwetter gekommen. Und obwohl es der Bittnerin im Grunde genommen ganz gleich sein könnte, ob es stöbert oder nicht, ist doch eine stille Freude in ihr über den geruchlosen heiligen Abend. Sie freut sich für die andern...

Und nun wird man fragen, warum ich so viel Aufsehens mache von der kranken Bittnerin. Wer sie war? Jedes Kind kennt sie in der Stadt. Sie ist sehr alt und verhuselt. Ganz alte Leute wissen sich noch daran zu erinnern, daß dieses zerknitterte Gesicht einmal einem glatten Jungfräulein gehörte, nach dem die Bur-schen lange Hälse machten, wenn es am Fenster zu sehen war. Besonders schön soll dieses Gesicht im Sommer gewesen sein, denn dann standen Pelargonienstöcke im Fenster, die brannten rot wie die Liebe. Aber, wie gesagt, diese Leute sind steinalt. Die Jugend und das beste Lebensalter in der Stadt kennen die Bittnerin wohl erst seit etlichen Jahren und Jahrzehnten, und seither hat sich nichts an ihr verändert, äußerlich wenigstens.

Die Bittnerin betreibt noch immer ihren Kramladen mit wechselndem Glück, an der Stelle, wo die beiden Hauptstraßen des Städtchens in behäbiger Breite zusammenlaufen. In dem kleinen Schaufenster, in das der Staub der Straße gekrochen ist, stehen noch immer bunte gepackte Papphäuschen mit Rauchfahnen aus Watte, die mit Ruhe getragen werden, weil es mit dem Davonfliegen doch nichts auf sich hat. Diese Papphäuschen würde die Bittnerin um alles in der Welt nicht verkaufen, denn sie sind für das Weiblein ein bedeutsames Andenken an seinen seligen Mann, den Töpfer-

meister Anton Bittner, der an langen Winterabenden kunstvoll schnitzte und klebte. Desgleichen ist ein Holzsoldat im Schaufenster der Bittnerin noch zu sehen, den der Meister mit seinem Taschenweisel aus einem Lindenblock schnitt.

Die Bittnerin hebt sich ein wenig im Bett hoch, weil sie spürt, daß der Husten kommt.

Ja, er war schon ein heimlicher Künstler gewesen, der Töpfermeister Anton Bittner! Aber auch ein Querkopf und Eigensinn, ein Schabernacktreiber, der einem das Leben manchmal wahrhaftig nicht leicht machte, dem man aber nicht gram sein konnte. Ein findiger Kopf, wußte er mit seinem Handwerkszeug auch was anderes anzufangen, als Racheheln kleben und Heizlöcher ausschmieren. Mit einem richtigen Pagen Lehm kann einer sogar den lieben Gott spielen, wenn er's recht anzupacken weiß. Ist der Altmann aus einem Lehmloß worden, warum sollte der Meister Bittner aus seinem Ofenton keine Figürlein zaubern? Freilich, den göttlichen Odem konnte er ihnen nicht einblasen, daß sie lebendig wurden. Aber menschenähnlich konnten sie schon werden, wenn er sich die Mühe nahm, Gottes Ebenbildern einiges Weniges abzugucken, wie sie sich trugen auf der Gasse und im Laden. Damals, als ihm diese Erkenntnis kam, hat der Meister Bittner zuerst einen König geknetet mit Krone und Zepter und dann einen Bauer mit Zipfelmütze und Tabakspfeife und als Krönung des ganzen schließlich den Stadtpolizisten Sebastian Knüppelholz. Damit nicht genug, wurden die Figuren mit grellen Farben bemalt, der König bekam einen weißen Bart und windgerötete Nikolobäckchen, der Bauer eine grüne Mütze und ein knallgelbes Wams, dem Knüppelholz aber wurde die Kulpnase so karfunkelrot bestrichen, daß in der ganzen Stadt kein Mensch über die Ab-

sicht des Künstlers im Zweifel bleiben konnte, der mit seinem Kunstwerk auf die Folgebeziehungen alkoholischer Genüsse verweisen wollte. Welche Kühnheit dem Meister Bittner allerdings vierundzwanzig Stunden Arrest einbrachte wegen Wachebeleidigung und Erregung von öffentlichem Argernis.

Geärgert hatte sich darüber eigentlich niemand, ausgenommen vielleicht der vom Spaß unmittelbar betroffene Knüppelholz. Man fand sich im Gegenteil allgemein belustigt, aber Strafe mußte sein, die Autorität war in Gefahr. Und mit der Autorität ist das wie mit einer alten, bissigen Jungfer, man sieht sie lieber von weitem an, denn genau besehen, in der Nähe, hat sie einen Schnurrbart als Abschreckungsmittel.

Ach, du liebe Zeit, denkt die Mutter Bittnerin, du liebe Zeit, man hat sein Kreuz mit Geduld getragen all die Jahre her. Aber eben von wegen der Autorität war es nicht klug vom Meister Bittner, daß er, obwohl gewarnt durch erstmalige Erfahrung, Macht und Ansehen des Magistrats gerade zu einer Zeit, wo es mit den Finanzen der Stadt nicht zum Besten stand, durch ein Dukatenmännlein herausforderte, das bald nach der Freilassung des Meisters in nicht mißzuverhockender Stellung vor der Rathhaustür zu sehen war, in der Größe eines dreijährigen Kindes, aus Ton gebacken und mit einer gewissen verschmigten Emsigkeit seines einförmigen Luns beflissen. Diesmal gab es schon drei Tage Einzelarrest, mit einer Faste verschärft. Aber der Meister hatte sich doch den Buckel vollgelacht und mit ihm die ganze Stadt.

Die Mutter Bittnerin überdenkt das jetzt alles noch einmal, wie sie so still auf ihrem Krankenlager liegt und lächelt still vor sich hin. Und es ist ein feines, gütiges, abgeklärtes Lächeln. Sie sieht ihren Alten, der nun bald zehn Jahre

in der Erde liegt, leibhaftig vor ihrem Bett. Er beugt sich so nahe über sie, daß sie seinen rostroten Schnurrbart erkennt und fragt: „Na, Mutter, wie geht's denn? Das sind schlimme Weihnachten für dich, Mutter, schlimme Weihnachten. Schau, Mutter, es ist gar nicht so schlimm, das Wegsterben, wie ich mir's gedacht. Im Himmel ist nur eine einzige große Autorität, Mutter, und die ist der liebe Gott selber. Der macht aber keine Kleinlichen Gesetze und Verordnungen mit Stampiglien und Unterschriften. Der packt's gleich im Großen an. Wirst es schon sehen, Mutter, wirst es schon selber sehen...“

Wie die Bittnerin das hört, will sie nach dem Verstorbenen greifen, aber sie faßt nur die harte Bettkante. Wenn nur die Leni schon käme! Dem Fenster gegenüber flammt eine eisbekräftete Scheibe auf in vielen feurigen Zungen. Die Flocken fallen in silbernen Schnüren und das Christkindl geht durch die Stadt.

Das Christkindl! Einmal hat es der Meister Bittner auch aus Ton geformt und ihm einen Messingdraht als Heiligenschein über den Kopf gezogen. Und sie selbst, die Bittnerin, hatte bunte Flicken und seidene Fähnlein gesucht, bunten Glitter daran genäht und dem himmlischen Kind ein Kleid genäht. Seither stand dieses Christkindl mit dem ein wenig zu großen Kopf alljährlich unter dem Weihnachtsbaum als eine liebe Er-

innerung. Gleich heute früh hat es die Leni vom Boden holen müssen. So geht es uns oft mit bescheidenen Dingen unserer nächsten Welt: unser Herz hängt daran, auch wenn sie andern wenig oder nichts bedeuten.

Wenn nur die Leni käme! Auf einmal ist es der Bittnerin, als ginge eines auf leisen Sohlen durch die Stube. Und wie sie sich mit letzten Kräften stützt und hebt, blinkt es auf zu Füßen ihres Bettes. Ein leuchtender Reifen, in sich selbst zu schimmernder Pracht geschlossen, glänzt zu der Kranken hin und eine Stimme kommt zu ihr, ein Stimmchen, wie der Ton einer Geige, wie ein Liebesgeflüster, um das die laute Welt nicht wissen darf:

„Mutter Bittnerin, als Euer Mann mich schuf, bin ich reglos und stumm gewesen, ein Spielzeug den Kindern, ein Stück Erinnerung den Alten. Heute aber hat mich der liebe Gott lebendig gemacht mit Eurer Seele. Ihr seid in diesem Augenblick selig verstorben, Bittnerin, ohne, daß Ihr darum wußtet. Ich will jetzt Eure Seele in den Himmel tragen...“

Draußen fällt der Schnee lautlos in die letzte Weihnacht der Mutter Bittnerin. Als die Leni, die sich im Flur die weiße Pracht aus der Jacke geklopft hat, mit einem leisen: Guten Abend, Mutter Bittnerin! in die Stube tritt und die Lampe hochschraubt, ist alles vorüber.

Emil Hadina:

Schlesische Gottsucher

Jakob Böhme

In enge Werkstatt schienst du eingeschlossen,
Die Schusterkugel warf ein mattes Licht.
Doch deine Seele trug die Fessel nicht,
Hat weit ins Grenzenlose sich ergossen.

Was du in reichsten Stunden dort genossen
Nach demutvollem Kampf und Selbstgericht:
Verzückung vor dem Strahlenangesicht,
Kam stromgleich dann aus deiner Hand geflossen.

Sie haben dich verletzert und verdammt.
Doch allen Darbenden in Kirchensteinen
Hast du die Sucherseele heiß durchflammt.

Da sahen sie in sich das Urlicht scheinen
Und fanden Christus hier im Menschenamt,
Und tief im Menschenbund den Ewig-Einen...

Angelus Silesius

Du sprachst zu Gott in maßlos kühnem Bilde:
„Ich bin so groß wie du, du klein wie ich!“
Wer Worte nicht durchlauscht, entsetzte sich,
Sah das Prometheus-Auge nur, das wilde.

Doch unter deines Worts verwegnem Schilde
Blüht heitre Andacht, fromm und frühlinglich,
Als kreise Erd und Himmel nur durch dich
Und du durch Gott und Baum und Sternengefilde.

Begnadet, dein Geheimnis zu verkünden
Als erster Mensch jenseits von Zeit und Ort,
Sangst du von Gottgeburt aus Seelengründen.

Von Seelenausgang aus dem Gottes-Port,
Von Gottwelt-Mystik in den tiefsten Bünden
Und wurdest selbst ihr jubelnder Akkord. . .

Schleiermacher

Seit Jünglingstagen hast du hart gerungen
Um Weib und Volk und Gott und Ewigkeit.
Du trugst der neuen Menschheit irres Leid
Um eine Heimat, die vom Sturm verschlungen.

Doch früh aus Dogmenschlutt emporgeschwungen,
Fandst du das Erw'ge wieder in der Zeit,
Unsterbliches im bunten Erdenkleid
Und Irdisches von Sternenglanz umklungen.

So lehrtest du im Augenblick umfassen
Die Glut der Fülle: das Unendlichsein
Und gabst den Himmel neu den Heimmehbängen,

Der Ewigkeit verjüngten Morgenschein.
In Demut kam der alte Gott gegangen,
Bot wieder sich zum Mahl in Brot und Wein. . .

*

Walthar Steller: Das Deutsche Institut der Universität Breslau

Volkstümlich-schlesische Arbeit erfordert heute unsere besondere Beachtung. Nach einem Jahrhundert der Entwicklung, in dem vor allem die linguistische und literargeschichtliche Seite der Deutschkunde bearbeitet und gepflegt worden ist, kehrt man zum Fundament der germanistischen Wissenschaft zurück, an dem volkstümliche Forschung bereits einen gewaltigen Anteil hatte. Ihre Entstehung ist an die Namen der Brüder Grimm geknüpft und ihnen verdanken wir auch die grundlegenden Werke der volkstümlichen Wissenschaft. Für die Brüder Grimm waren volkstümliche Arbeiten ein gleichberechtigter Teil ihres um deutsche Art und Wesen bemühten Strebens. Sie haben uns das Kleinod deutscher Märchensammlungen, die „Kinder- und Hausmärchen“, geschenkt. Jakob Grimm hat das gewaltige Werk der „Deutschen Mythologie“ geschaffen, das die Glaubenswelt unserer Vorfahren umfaßt und sie zugleich so darstellt, wie sie sich bis in unsere Tage, verwoben mit neuerem Glauben und Bekenntnis, klarer und gebrochener, durch die Zeit gewandelt spiegelt und Sitte und Brauch bestimmt, jenes Werk, das zielgebend für die volkstümlichen Bestrebungen der ganzen Welt wurde. Denn nach seiner eigenen Aussage durch das Studium von Grimms Mythologie angeregt, gründete William John Thoms 1846 in England eine Vereinigung zur Pflege volkstümlicher Überlieferungen, ein Vorbild, das in fast allen Ländern der Welt unter der Bezeichnung „Folklore“ Nachahmung fand, wofür wir seit Wilhelm Heinrich Riehl das gute Wort „Volkstunde“ haben. Jakob Grimm hinterließ uns das bündereiche Sammelwerk der „Deutschen

Weistümer“, die mit ihrem unausgeschöpften Erkenntnisinhalt eine reiche Quelle für das volkstümliche Recht und seine Formen, zugleich eine Fundgrube für Lebensbetätigung, Sitte, Brauch, Gewohnheiten und Gerätschaften unserer Vorfahren sind. Auch das Grimmsche Wörterbuch ist hier zu nennen, denn es vertritt bereits in hervorragender Weise die Forderung, der neuere volkstümliche Forschung mit Meringer schlagwortartig die Prägung „Wörter und Sachen“ verliehen hat.

Ja, wenn wir an die erfolgreichen Bemühungen Herders um das deutsche Volkslied in den Jahren 1774 und 1778 erinnern, so müssen wir dem Alter der deutschen Volkstunde noch fast ein halbes Jahrhundert zulegen.

Der moderne Zug deutschkundlicher Wissenschaft, die sich der Volkstunde nicht verschließen kann, wird durch die Tatsache gekennzeichnet, daß seit einigen Jahren Vorlesungen über Volkstunde an den deutschen Universitäten gehalten werden, wenngleich es noch an keiner deutschen Universität selbständige Lehrstühle für Volkstunde gibt im Gegensatz zu ausländischen Universitäten vor allem der nordischen Länder. Man erfüllt die Aufgabe bei uns durch die Erteilung von Lehraufträgen für Volkstunde, die aber unzweifelhaft nur eine vorübergehende Behelfsstufe darstellen dürfen. An der Breslauer Universität besteht ein solcher Lehrauftrag seit dem Jahre 1924. Unser soziologisch stark interessiertes Zeitalter hat der Volkstunde starken Anreiz gegeben; vor allem sind es auch die Schulen, die den hohen erzieherischen Wert einer Beschäftigung mit dem eigenen Volksgut erkannt haben und das in

ihren Lehrplänen deutlich zum Ausdruck bringen. Aus diesen Forderungen der Schule ergab sich aber die Notwendigkeit, den Studierenden eine genügende Ausbildungsmöglichkeit zu schaffen. Dazu reichten die Verhältnisse im bisherigen engbegrenzten Germanistischen Seminar nicht aus. Dank der Mitarbeit mancher Freunde unserer Sache ist es möglich geworden, erweiterte Arbeits- und Forschungsbedingungen zu schaffen, die vor allem mit Rücksicht auf die schlesischen, volkswissenschaftlichen Bestrebungen gestaltet werden mußten. Inzwischen ist auch eine volkswissenschaftliche Bibliothek und eine Lichtbildsammlung eingebracht worden, die das wissenschaftliche Rüst- und Handwerkszeug für die Studierenden bilden. Bibliothek und Sammlung beschränken sich nicht nur allein auf die schlesische Volkskunde — wenngleich möglichste Vollständigkeit im schlesischen volkswissenschaftlichen Schrifttum angestrebt werden soll, und wir bitten alle Kreise, uns in diesen Bemühungen weitgehendst zu unterstützen —, sondern suchen einen Einblick in die gesamte deutsche Volkskunde mit Hinweis auf die vergleichende volkswissenschaftliche Forschung zu vermitteln.

Volkswissenschaftliche Forschung ist Gegenwartsforschung; es handelt sich um die wissenschaftliche Erkenntnis heute noch lebendiger Volkskulturen und ihrer Gestaltungs- und Lebensbedingungen. Um diese Gegenwartslage schlesischer Volkskunde zu erfassen, ist das „Volkswissenschaftliche Archiv“ eingerichtet worden. Ihm soll in Wort und Bild, ja auch im Gegenständlichen, alles zufließen, was noch heute im schlesischen Volkstum an volkswissenschaftlichem zu finden und zu beobachten ist: Sitte und Brauch am Alltag und Festtag, Aberglaube, Volksmedizin, Volksüberlieferung in Mundart, Volkslied, Märchen und Sage, Sprichwort und Redensart,

Hausbau, Tracht, Gerätschaften, Volkskunst usw. Hier kommt naturgemäß an erster Stelle schlesisches Volkstum in Betracht, anderes tritt in zweiter Linie vergleichend hinzu und wir möchten, daß jeder Schlesier nach besten Kräften zu diesem Archiv volkswissenschaftlicher Überlieferungen beisteuert. Eine solche Arbeitsweise durchbricht notwendig die Isoliertheit, die bisher wissenschaftlichen Forschungsstellen eigen war, und führt von selbst zu einer engeren Verknüpfung mit den Bewohnern der Landschaft. Vor allem ist es da die schlesische Lehrerschaft, die der Volkskunde starkes Interesse entgegenbringt; sie ist bereits mehrfach mit der Bitte herangetreten, volkswissenschaftliche Kurse in den verschiedensten Teilen des Landes abzuhalten, einer Bitte, deren Dringlichkeit und Notwendigkeit wir uns nicht verschließen, der aber bisher aus Mangel an Hilfskräften nicht hat entsprochen werden können. Es wird Sache der Verwaltung sein, hier durch die Bereitstellung von Mitteln für eine volkswissenschaftlich geschulte Hilfskraft dieser für die Belange von Schlesien bedeutungsvollen Aufgabe gerecht zu werden.

Das durch die Volkskunde erweiterte Arbeitsgebiet mit seiner besonderen, lebensnahen und unmittelbaren Arbeitsweise rechtfertigt daher im Verein mit der räumlichen Erweiterung die Umwandlung des bisherigen „Germanistischen Seminars“ in das „Deutsche Institut“ der Universität Breslau. In ihm ist die bisherige Arbeit des „Germanistischen Seminars“ aufgegangen, erweitert durch volkswissenschaftliche Übungen der Studierenden und durch die volkswissenschaftlichen Bestrebungen, wie sie die voranstehenden Zeilen schildern. Gerade einem Lande wie Schlesien, das im Schnittpunkte dreier Volkskulturen steht, erwachsen hier die weitgehendsten, lebensnotwendigsten Aufgaben. Das Schicksal der



Engelbert Kaps

Nietzsche-Büste

deutschen Ostlande entscheidet sich im Kampfe der Kulturen; in seinem Brennpunkt steht Schlesien. Das Geschick der ostdeutschen Grenzgebiete aber — und das ist mehr als eine Annahme — wird das Zukunftschicksal Deutschlands bestimmen. Schon dreimal hat deutsches Ostland Deutschlands Schicksal entscheidend gestaltet: in der gewaltigen Kolonisation des 11., 12. und 13. Jahrhunderts auf dem alten Germanenboden der Vandalen und Silingen, der Markomannen und Quaden, in der Formung der alle Deutschen verbindenden hochdeutschen Schriftsprache, die von dem deutschen Prag ihren Ausgang genommen hat, und in der Befreiungstat von 1813. Im Kampfe der Kulturen entscheidet sich das Schicksal der deutschen Ostlande. Kulturausbreitung aber ist das Rückgrat der Zukunftspolitik. So erwächst der schlesischen Volkskunde naturhaft die hohe Aufgabe, mitzuarbeiten an der Erforschung und Erkenntnis, an der Pflege und Behauptung deutschen Volkstums in Schlesien.

In dem Bestreben, den wissenschaftlichen Bereich der Deutschkunde abzurunden, fallen dem „Deutschen Institut“ noch mannigfache Obliegenheiten zu. Der Volkskunde eng verschwistert ist das Gebiet der Mundartenforschung, die in der Erfassung und Darstellung des mundartlich-schlesischen Wortschatzes und in dialektgeographischen Bearbeitungen ihre nächsten Aufgaben zu sehen hat. Von besonderem Interesse sind hier die phonogrammatischen Aufnahmen schlesischer Mundarten zu nennen, die zusammen mit zahlreichen andern deutschen Dialektplatten das Phonogrammarchiv des Instituts beherbergt.

Dem Sinne des „Deutschen Instituts“ als einer Pflegestätte deutscher Bildung entspricht es, daß nach wie vor auch die bisher gepflegten germanisti-

schen Gebiete der älteren Sprache und Literatur, der Altertumskunde und der neueren Literaturgeschichte mit Einschluß der Theaterwissenschaft hervorragend vertreten sind. Darüber hinaus kommt aber nun eine stärkere Betonung der schlesischen Literatur hinzu. Wie zur Zeit des literargeschichtlichen Barockzeitalters steht auch heute wieder Schlesien im Kranze der deutschen Dichter mit an erster Stelle. Ihre Werke, auch die Mundartliteratur, sollen vollständig — so ist unser Wunsch — in unsern Räumen stehen, um unserer Jugend und kommenden Geschlechtern ein lückenloses Bild von schlesischer Dichtung und schlesischem Geistesleben zu vermitteln. Und Schlesien kann in diesem Zusammenhang nichts anderes meinen als die Kulturlandschaft Schlesien, wie schlesisches Stammestum sie gestaltet hat. Durch sie hindurch führt die politische Grenze. Aber diese bildet keinen Trennungsstrich der Volkskulturen. Schlesier wohnen diesseit und jenseit der Sudeten, auf deren Kamm die politischen Grenzsteine trennend stehen. Auch sudetenschlesische Dichter sind schlesische Dichter. Die gemeinsame deutsche Sprache mit den deutlichen Stammeszeichen der schlesischen Mundart fügt um alle ein Band der Einheit im Deutschtum, im deutschen Volks- und Stammesbewußtsein, das von den Schlesiern mit heißer Inbrunst völkischen Fühlens geschmiedet werden muß und das der tatkräftigen Pflege jedes Schlesiers im deutschen Vaterland und jedes Deutschen überhaupt bedarf. Aufrechtes deutsches Mannestum kämpft um jeden Fußbreit deutscher Siedlung und um jeden Laut deutscher Sprache auf einem Boden, wo stammeigenes schlesisch-deutsches Volksgut in Gefahr steht, entwurzelt zu werden. Hier aber erwächst die zwingende Aufgabe, das bestehende Volkstum zu fördern und die kulturellen

Güter dem gesamten Gebiet Schlesiens eigen werden zu lassen, das eine Einheit ist. Kulturelle Gepflogenheiten, Umgangsformen und sprachliche Einflüsse, besonders der Städter, zeigen heute deutlich die einstmalige Wendung von Sudetenschlesien nach Wien. Doch Wien ist heute nicht mehr der Pol, der

diesen Ländern und Menschen richtunggebend sein kann. Sie suchen ihren Untergrund nunmehr im Stammesempfinden, d. h. wie es die Mundart lehrt, im schlesischen Stammesbewußtsein, das einmündet in das Bewußtsein der großen Einheit allen Deutschstums überhaupt.

Hans Christoph Kaergel: Im Heiligen Winterwald

Eine halbverwehte Schneeschuhspur weist mir den Weg. Ein Mensch ist vor mir durch diese Einsamkeit gegangen. Jetzt bin ich es. Hinter mir weht der Schnee darüber. Ich wandere in jenem seltsamen flüssigen Licht, das in der Spätnachmittagsstunde im Nebel über den Bergrücken fließt. Es ist aber kein Nebel mehr. Es ist Licht. Ich kann es greifen. Ich fühle es, auch wenn es mir wieder zerfließt. Ich sehe nur den Schnee und dieses gefrorene Licht. Hinter mir trabt am Boden hin ein Wind, der an diesem dicken Licht reißt. Aber es geschieht nichts. Das Licht gleitet weiter vor mir her. Ich weiß nicht, wo ich bin. Plötzlich ein schriller Laut. Er kommt aus der Tiefe. Ich stehe am Zehgrunde. Das Licht stirbt. Der Wind duckt sich. Noch einmal der schneidende Schrei aus der Tiefe. Ich komme zu verschneiten Bäumen. Sie stehen stumm, als erwarteten nur sie das Unheimliche. Ich will vorüber. Da wirft es mich zurück. Aber auch im Rücken stemmt sich der Sturm entgegen. Ich muß stehenbleiben und dem unheimlichen Schauspiel zuschauen. Jetzt beißt sich der Sturm in die klingenden, vereisten Bäume. Er hängt ihnen an den Ähnen. Sie wollen ihn abschütteln. Umsonst! Er drückt ihnen die Ähne zu. Aber die Bäume schreien dennoch. Kein Mensch, kein Tier schreit seine Not in solchem er-

harmungswehen Schrei als der Wald. Und ich warte mit ihm.

Aber der Sturm sieht mich nicht. Er hängt noch immer über mir im gläsernen Wald. Ich bin ihm zu gering. Er spielt mit der Erde. Er peitscht die Wolken und zertrümmert die Berge. Er ist Leben und Tod. Er sieht mich nicht.

Auf einmal ist es still. Es fällt noch Schnee von den Bäumen. Der Wind deckt wieder meine Spur zu. Und ich stehe immer noch. Ich bin vergessen, übrig geworden im Spiel einer größeren Welt. Der Himmel hat andere Gespielen als den Menschen.

Ich gleite durch den tiefverschneiten Wald. Und ich will es mir vorreden, er sei in seinen tausend Gestalten voll einer Schönheit, die ich nicht mit Namen nennen kann. Aber ich muß schweigen; denn er weiß nichts von seiner Schönheit. Er steht vor mir in seiner kalten Einsamkeit. Ich halte, um seine Stille zu atmen. Und ich weiß, er hört jetzt hundert Choräle brausen. Ich verneige mich vor jedem Baum, der sich mir schmückte. Aber er trägt seinen Schnee und die Last seines Eises nach andern Gesetzen.

Ich bin allein in ihm. So nahe dem Baum, daß ich sein erstarrtes Sein be-

greifen muß, und er geht so fern von mir, daß ihn nicht der lauteste Schrei erreichte.

Ich wende mich weiter und sinne meinem Leben nach. Da ist es mir, als begriffe mich jetzt der Wald. Es wird lichter um mich her. Der Schnee singt unter meinen Füßen. Ich fahre im Wald und weiß — solange ich seinen Sinn suche, finde ich ihn nicht. Nur wenn ich mir selber lebe, versteht er mich. Denn er lebt nur so lange für mich wie ich für ihn. Er ist heilig in seinem Leben wie ich. Wir sind eine Gemeinschaft in unserm Alleinsein.

Jetzt überraschte mich der Himmel. Er ging ganz lautlos auf. Unhörbar fielen die weißen Hüllen. Ich stand unter seinem gehämmerten Stahl. Unter mir Schnee. Aber mir die unermessene Ewigkeit. Um mich her die Wolkentwand, die mir die Erde verhüllte.

Und ich erkannte den Sinn meiner Winterfahrt. Ich stand einmal schon jenseits der Erde. Tot unter mir Blumen und Gräser, Tiere und Vögel, jeder Stein, jede Krume braune Erde. In einer zu Eis und Schnee gewordenen Wolke stand ich, allem Lebendigen entflohen,

ganz in dem Geheimnis der Welt um mich — und fühlte in der Erhaltung der ungeheuren Ewigkeit mein kleines Leben pulsen. Und ich ahnte die Übermacht des Lebens über die erstarrende Kälte des Todes. Raum, daß ich es ahnte, da schloß sich der Himmel wieder. Der Nebel feste um die Wegestangen und ein Mensch fuhr vorüber und fragte nach dem Wege. Und ich begriff ihn nicht. —

*

Ich steige zur Nacht im Walde auf. Im Schnee neben mir her wandert mein Schatten. Ich bin mit ihm ganz allein. Die Bäume schlafen. Es ist so still, daß ich das Fallen der silbernen Lichtsterne höre, die vom Kristall der Bäume über mich rieseln. So still, daß ich höre, wie das Licht zerbricht, wenn mein Schattenfuß darüber tritt. Und es wird noch stiller; denn ich höre, wie die Millionen von Schneesternchen aneinanderklingen.

Das ist ein Gesang, den ich nur einmal gehört hatte als ganz kleines Kind. Das klingt genau so, als das Aufschlagen der Sterntaler, die vom Himmel fallen.

So leise kann der Wald sein. Gehe im Winter denselben Weg und steige zur Nacht vom Tale auf.

Josef Strzygowski: Prägekraft der schlesischen Landschaft in der bildenden Kunst

Der in der Heimat Lebende empfindet deren Eigenart wohl kaum so sehr, wie der weit in der Welt Herumgekommene, der nach vielen Jahren wieder in die Heimat zurückkehrt. Ihm fällt Schlesien vor allem in seiner allgemeinen Lage als eines der Grenzländer zwischen den Europa der Breite nach durchziehenden

Gebirgen und der im Norden breit hingelagerten Tiefebene auf. Am Nordrand der Alpen geschieht dieses Auslaufen viel schroffer; für Schlesien ist im besonderen kennzeichnend, daß der Übergang von bewaldeten oder mit Steppengras bedeckten Graten in sanft ausschwingenden Linien stattfindet. Die verhältnis-

mäßig geringe Höhe der Bergwelt hat auch einen andern Zug der schlesischen Landschaft im Gefolge, daß die Siedlungen sich hoch hinauf in die Wälder ziehen und ein Bild der Natur entstehen lassen, das niemals jene himmelsansturmende Einsamkeit aufkommen läßt, wie sie in den Alpen vorherrscht.

Es gibt eine Künstlerin, die versucht hat, die schlesische Landschaft ebenso wie die der Alpen in ihrer Prägekraft zu erfassen und im Bilde festzuhalten: Hertha Strzygowski, die ihr Schaffen einst in der schlesischen Heimat begann, dann in die Ostalpen übersiedelte und in beiden Gebieten sich vorwiegend der Landschaft und ihrer Ausdruckskraft zuwendete. Ich greife hier nur einige Beispiele schlesischer Landschaft heraus, obwohl eigentliche Alpenlandschaften danebengestellt und gezeigt werden sollte, wie erst das Vertiefen in die großzügige Welt der Schneeregionen das Verständnis für die bescheidenen Reize unserer schlesischen Heimat voll entwickelt hat. Ich wähle drei Schöpfungen, die alle erst dieser späteren Zeit angehören und schließe selbst Werke aus, in denen Hertha Strzygowski nicht nur die Prägekraft der schlesischen Landschaft allein auf sich wirken läßt, sondern ihr auch noch die eigene Seele einhaucht. Dieses sich in der Heimat Geborgenfühlen kommt dann vereint mit den Zügen der Heimat selbst doppelt stark zum Ausdruck. A. Karasch hat dieser Wirkung der Landschaften H. Strzygowskis am besten gerecht zu werden gewußt (Deutsche Blätter aus Polen, III, 1926, S. 193 f.).

Abb. 1 zeigt eine schlichte Beskidenslandschaft vom Jahre 1924, 90×100 Zentimeter groß, heute im Besitze von Ing. Kauder in Kattowice. Winter. Man sieht im Hintergrunde die Höhe (Głzycze) bis an den oberen Bildrand fast heranreichend. Dann schieben sich

kulissenartig bewaldete Berggrücken vor, die zwischen sich Waldwiesen nehmen. Unten im Tal, eingebettet in die welligen Linien, liegt das Dorf halb versunken im tiefen Schnee. Das Bild führt den Namen „Wintersonne“; rechts oben am Bildrand steht die Scheibe, deren gelbes Licht das Ganze in eine verträumte Stimmung bringt. Im Vordergrund eine Reihe dunkler Bäume, die nach vorn blaue Schatten werfen. In der Mitte öffnet sich das Blickfeld auf zwei Hütten, die warm gebettet im Mittelpunkt des Bildes erscheinen.

Abb. 2, eine Radierung von 1926, führt den Beschauer auf eine Höhe, von der aus zwischen absterbenden Lärchen und Nadelwald der Blick über links hinabgleitende Abhänge in die Ferne der weiten Ebene schweift. In der Mitte des Hintergrundes die strahlend untergehende Sonne. Das Ganze durch breit hingelagerte Wolken abgeschlossen. Dieser „Abend in den Beskiden“ atmet satte Sommerstimmung.

Abb. 3, „Wintereinsamkeit“, 1928, eine weitere Radierung, versetzt den Beschauer in die unmittelbare Nähe eines tief eingeschnittenen Bauernhauses, kaum daß noch ein Fenster über die Schneemassen hervorlugt. Ein Hügel drängt es von vorn zurück. Bäume umschließen die Hütte von rückwärts. Wohlige Linienzüge wogen davor auf und ab. Die eine große Diagonale wird durch kleinere Höhenrücken rechts zur Wagrechten ausgeglichen. Ein kalter frostiger Himmel betont in seinen Strichen dieses Linienpiel.

Der Schlesier dürfte anerkennen, daß in diesen drei Landschaften die kennzeichnenden Züge seiner Heimat festgehalten erscheinen, ohne daß die Künstlerin mehr als das wirkliche Gepräge der verschiedenen Jahres- und Tageszeiten hineingebracht hätte. Wenn sie warmen Her-

zens aus der Erscheinung seelischen Gehalt herauszuholen weiß, so unterscheidet sie das eben vom Duzend. Sobald man die Entstehungsjahre vergleicht, wird klar, wie sich die Landschaft im Laufe ihrer Entwicklung auf wesentliche Ausdrucksmotive einstellt und das Vielgestaltige allmählich dem Einfachen weichen muß.

Besondere Beachtung verdienen in diesen Landschaftsbildern die Bäume. Schon in den paar Beispielen, die rein nur die Prägekraft der schlesischen Landschaft geben sollen, wird man empfinden, daß die im Vorder- oder Mittelgrund erscheinenden Bäume nicht nur ein Teil der Landschaft, sondern zugleich Ausdruckszeichen von eigenem Werte sind. Man gehe aus von den beiden in dem Bilde „Wintersonne“ den mittleren Bogenabschnitt abgrenzenden Stämmen, die ihre Äste wie Arme nach allen Seiten werfen und — möchte man glauben — etwas Dramatisches in den sonst ruhigen Aufbau des Ganzen bringen. Diese Laubbäume sprechen eine so erregte Sprache, daß dem Betrachter, der schon durch das goldgelbe Winterlicht gefangen genommen wird, fast ein Schlüssel zuteil wird zu dem Drohenden, das hinter diesem schweren Brüten steckt.

Das war schon im Jahre 1924 da. Inzwischen hat die Künstlerin in einer großen Reihe von Bildern und Landschaften diese Ausdruckskraft des Baumes ins Unerhörte zu steigern gewußt, wovon die beiden radierten Landschaften, der Abend und die Wintereinsamkeit, kaum eine Ahnung geben, weil in ihnen reine Naturtreue vorwiegt. Aber auch in ihnen wird man empfinden, daß der Baum seine eigene Sprache spricht und die Wirkung des Bildes wesentlich steigert. Im Abendbild stehen sie müde da, hinter dem im Schnee steckenden Bauernhaus ragen sie frisch und leb-

haft in den Ästen geformt gegen den froststarrten Himmel.

Wenn ich zur schlesischen Landschaft auch den Menschen und sein Gepräge rechne, dann muß ich von folgenden Erwägungen ausgehen. Man nehme eine Höhenkarte Europas und wird dann Schlesien als einen sehr auffallenden Punkt eingetragen finden, einen von den Sudeten und Beskiden bzw. den Karpathen gebildeten Trichter, der ähnlich wie in Asien und im großen Maßstabe Transoxanien und Iran so in Europa im kleinen Maßstabe eine Völkerpforte bildet, die aus der nordischen Ebene nach Süden und aus den Flußgebieten von Oder und Weichsel über die Wasserscheide zur Donau führt. Es ist begreiflich, daß sich da Ost- und Westvölker, Germanen und Slawen in ihren Zügen kreuzten, einander durchsetzten und der schlesische Mensch durch diese ewige Reibung in schwerem Kampfe zu einer gewissen Zähigkeit gehärtet wurde, die ihm bei aller Gemütswärme und Innigkeit doch sein besonderes Gepräge gibt. Das spricht sich besonders deutlich in den Gesichtszügen aus. Auch dafür hat Hertha Strzygowski in einigen Radierungen, in denen man den Gebirgsschlesier unmittelbar neben den Stadtschlesier stellen kann, überzeugende Beispiele geschaffen.

Wir bleiben heute bei der Landschaft und da ist noch ein Wert hervorzuheben, der dieser Landschaft in Schlesien ebenso zukommt wie der schlesischen Natur in Hertha Strzygowski selbst: ein schwermütiger Zug, der die Schöpfungen insbesondere einst der jungen Künstlerin, so lange sie unbeirrt in der schlesischen Heimat den eigenen Weg ging, vollständig beherrschte und sie schließlich auch in der Alpennatur dazu geführt hat, in dieser einen Ernst zu sehen, der durchaus als Bekenntnis der eigenen Seele zu werten ist.

Karl Winter-Troppau:

Einiges zur Flurnamensammlung in Sudetenschlesien **

Schon im 3. Jahrgang der inzwischen eingegangenen Monatschrift „Die Heimat“ wies ich auf die Notwendigkeit einer systematischen Sammlung der Flurnamen (FN) in unserer schlesischen Heimat hin und auf den Nutzen, den wir aus ihnen wie aus den Ortsnamen (ON) für die mannigfachen Zweige der Volkskunde ziehen können. FN oder Flurbezeichnungen sind Namen für die verschiedensten Örtlichkeiten und Baulichkeiten der Gemarkung: der Wiesen, Äcker, Wälder, Bäume, Wasserläufe, Quellen, Teiche, Felsen, Wege, Bildstöcke, von Dorfteilen, Tälern, Hügeln und Bergen, Wällen und Dämmen. Über den großen Wert der FN für die Orts-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte, für die historische Botanik und Zoologie und die Vorgeschichte eines Landes u. dgl. wurde schon sehr oft geschrieben.

Bei näherer Beschäftigung mit den schlesischen ON wurde ich durch diese selbst auch auf das Gebiet der FN gedrängt, zu deren systematischer Sammlung in unserm Schlesien mich Herr Dr. E. Maetschke-Breslau anregte. Wie ich den ganzen Stof der Flurbezeichnungen zu erfassen suchte, habe ich im 19. Jahrgang der Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Schlesiens dargetan, wo ich auch die bereits eingelaufenen Sammlungen samt den Namen des Sammlers und der Zahl der aufgezeichneten FN angab. Bis jetzt liegen demnach mit Ausnahme des Stadtgebietes Freudenthal die Sammlungen aus sämtlichen Gemeinden der politischen Bezirke Freiwaldau, Freudenthal und Jägerndorf vor. Auch für das übrige

deutsche Westschlesien¹⁾ und das mährische Ruhländchen — berücksichtigt wurden die Gemeinden bis zu einer sechsprozentigen deutschen Minderheit — habe ich die Sammlung vorbereitet und die einzelnen Kartenskizzen gezeichnet, so daß ich hoffen kann, bis zum Herbst d. J. den Flurnamenbestand von ganz Westschlesien, soweit es überhaupt in Betracht kommen kann, erfasst zu haben. Was Ostschlesien betrifft, handelt es sich hier nur um 17 Gemeinden mit einem größeren oder kleineren Hundertsatz von Deutschen, und diese Gemeinden liegen noch vorwiegend im Industriegebiet, so daß deren Namen wahrscheinlich nicht von zu großer Wichtigkeit für uns sein dürften. Immerhin könnten aber auch diese wenigen Gemeinden gelegentlich mit in die schlesische Sammlung der FN einbezogen werden.

Wenn ich hier einige Worte über Namen spreche, so will ich damit nichts Systematisches, Abgeschlossenes geben, sondern ich möchte nur einige Betrachtungen über unsere besonderen Verhältnisse anstellen, Gedanken, wie sie mir gerade bei der Durchsicht der eingelaufenen Sammlungen kamen.

Zunächst etwas über das Verhältnis von ON und FN. Die deutschen ON sind wohl fast durchwegs zusammengesetzte Wörter (Olbersdorf, Freudenthal, Rosswald u. dgl.); ausgenommen sind die mit einem Patronymikum zusammengesetzten Namen, deren Grundwort verlorengegangen ist (Reinerz aus Rein-

¹⁾ „Westschlesien“ — „Ostschlesien“: altösterreichische Bezeichnungen für Altvater- und Teschnerland.

hardi villa, Göpfritz aus Gottfriedsdorf u. ä.) und weiter ON, die aus reinen Flurbezeichnungen hervorgegangen sind (Gmünd, Furth, Wiese bei Jägerndorf, Grund bei Zuckmantel, Weine usw.). FN sind ihrer Entstehung nach vielfach einfache, nicht zusammengesetzte Wörter: Das die Gemarkung durchfließende Wasser ist eben „die Bach“, der Hügel hinter dem Anwesen ist für den Bauer „der Berg“ oder „der Hübel“, das Trinkwasser holt er beim „Brinnla“ oder „Bernla“, ein bewaldetes Gebiet ist ihm „der Wald“, „der Pusch“, „die Hart“ oder nach der betreffenden Holzart „der Urlich, Fichlich, Eschich, Ulmrich“ u. ä. Erst bei Häufung der gleichen Artbezeichnung muß eine Spezifizierung eintreten, also: Mühlberg, Hutberg, Pfarrwald, Schwarzwald, Natzenpusch, Pauernpessla, Mühlflöß, G'rothe Wasser u. dgl.; häufig tritt dann ein Pleonasmus durch Zusammensetzung mit synonymen Wörtern auf: Seifenbach, Verlorenwasserbach, Weißer Flößbach, ja auch Seifenflößbach.

Weiters finden wir gerade bei den ON unserer Heimat ein starkes Hervortreten der Zusammensetzungen mit Personennamen (Gottschdorf aus Gottschalksdorf, Rosswald aus Rudolfswald, Benisch verdankt seinen Namen einem slawischen Bennesch u. dgl.; vgl. dazu FN wie Drescherberg, Rösnerbrand, Böhmbrück, Rumerthübel usw.); dies ist eine Folge der systematischen Besiedlung unbewohnter Strecken oder der Neuaussiedlung schwächer bewohnter Gebiete, wobei vielfach der Lokator der neuen Siedlung seinen Namen mitgab.

So läßt sich eine strenge Grenze zwischen ON und FN kaum ziehen. Wenn aber bei einem ON nicht eine absichtliche Namengebung vorlag, dann ist er wohl aus einem FN erwachsen, so daß also der FN als das Primäre anzusehen ist.

Diesen Übergang von FN in ON finden wir recht häufig: Krautenwalde ist nichts anderes als eine Dativbildung und heißt „zum oder im gerodeten Walde“ zu mhd. roden, rōten, md. rüten-rüuten, reuten, urbar machen (1295 Eruthewalde, 1296 Eruthwald, 1305 Eruthenwalde); so auch Krotendorf bei Jägerndorf (1221 Rod); oder Alt-, Schwarz-, Rot- und Weißwasser, Weißbach, Kaltseifen, Dürkseifen, Lauterseifen, Vogelseifen, Breitenfurt, Lichtwerden (zu den lichten Werden; Wert, Werder = festes Land in Sumpfgenden), Breitenau, Langenberg, Wüstenmühl, Einsiedel, Siebenhuben, Hartau, Linderwiese, Buchbergstäl, Grenzgrund, Oberschar (Schar zu Schere, scheren = schneiden, trennen; Einschnitt); Mösnig (1335 Mesenik, 1692 im Dsnuig, 1696 aus'm Dsnuig, 1708 im Mößnig; heute noch als Esnichflöß; hat wohl weder mit Jesenik noch mit dem heute als amtlichen Namen angesezten Ježník etwas zu tun!) und viele andere, alles Namen aus unserer engeren schlesischen Heimat.

Die ON wurden frühzeitig schriftlich aufgezeichnet, sozusagen amtlich, dokumentarisch festgelegt: sie konnten deshalb nicht einfach verschwinden oder umbenannt werden, sondern ihr Name erhielt sich, wenn auch in einem durch die lebendige Sprache geänderten Gewand. Die FN, die als Ortsbestimmung nur mehr von lokaler Wichtigkeit sind, die leben nur in der lebendigen Rede des Volkes weiter, sie entwickelten sich mit ihr, fielen gelegentlich dem Vergessen anheim oder wurden, wenn das betreffende Wort unverständlich geworden war, volksetymologisch umgestaltet, verballhornt und durch andere Bezeichnungen ersetzt. Daraus ergibt sich, daß ON auf Grund der schriftlichen Aufzeichnungen meist viel leichter zu erklären sind als ihre gleichaltrigen FN; weiter erklärt sich aus ihrem Konserva-

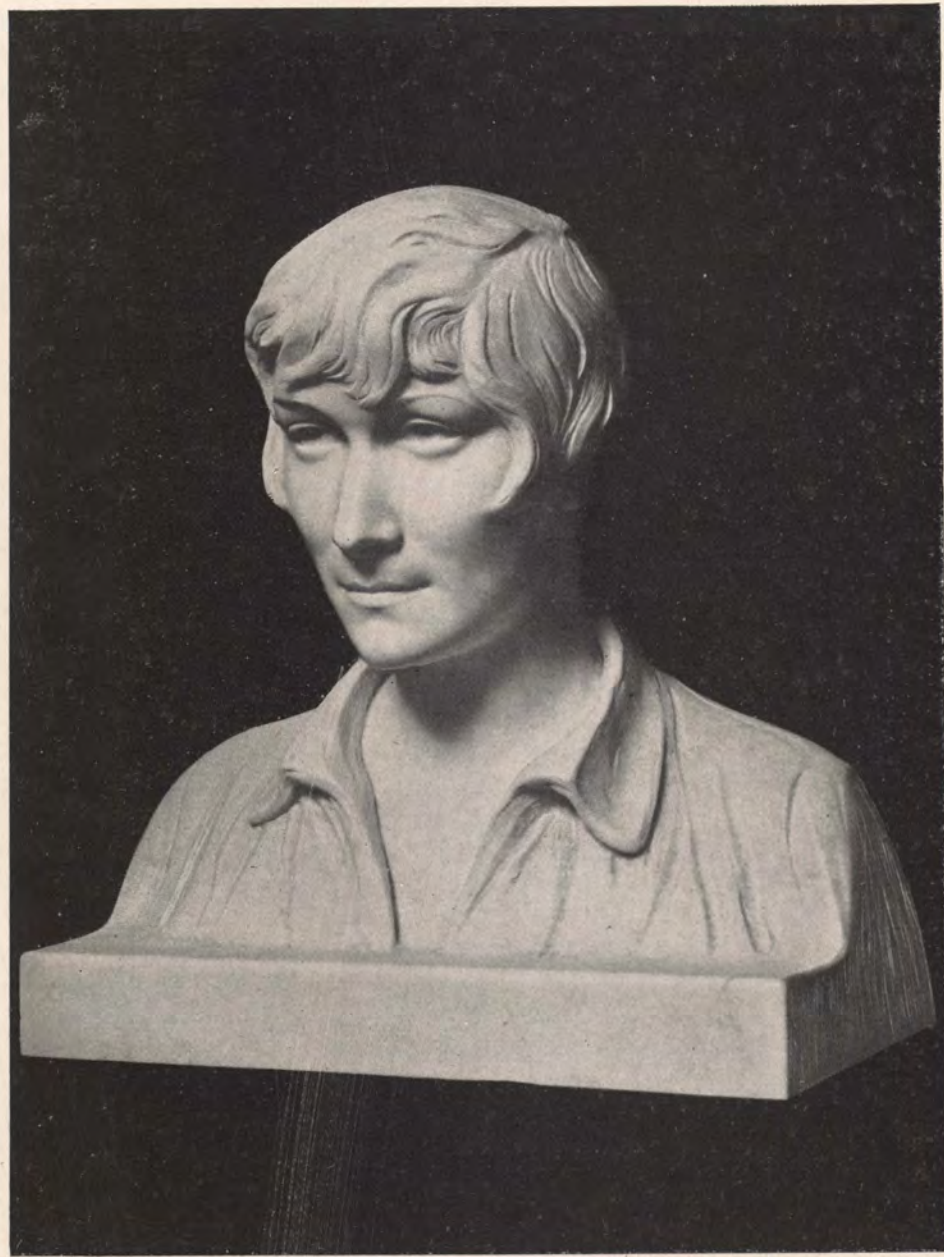
tiven Charakter, daß wir in heute rein deutschem Sprachgebiet, das jedoch zur Zeit der Kolonisation in der Übergangszone des deutschen und slawischen Wohnlandes gelegen war, wohl noch slawische *DN* finden, ja daß wir an Hand dieser *DN* oftmals die einstige Grenze der seinerzeitigen slawischen Besiedlung ziehen können, während in demselben Gebiet kein slawischer *FN* mehr anzutreffen ist.

Wo aber die Kolonisation in größerem Gebiet auf einer bereits bestehenden slawischen Unterschicht aufgepflanzt wurde, wie z. B. im ganzen Hohenpöcker Gebiet oder in Preuß.-Schlesien, wo wir also mit einem längeren Nebeneinander beider Völker rechnen müssen, dort finden wir natürlich auch heute noch slawische Flurbezeichnungen, welche die neuen Siedler aus dem Munde der alten übernehmen konnten. So finden wir in Liebenenthal z. B. eine Pestwine (zu poln. pastwina, Weide) oder einen Rauda-berg (zu ruda, Erz und rudn, erzfarbig, rötlich; vgl. auch Rautenberg bei Raase), dem in Nieder-Paulowitz ein Roter Hügel entspricht und zu dem wir in Zottig ein Rotglenke stellen dürfen, dessen Glenke wie auch der *DN* Glemkau (1267 Glynif) einem poln. glina, Lehm, rote Tonerde, entsprungen ist. So auch in vielen andern Gemeinden. Wie weit wiederum die damaligen slawischen Siedler von ihren germanischen oder etwa keltischen Vorgängern — es handelt sich ja vielfach um Gebiete, die seit vorgeschichtlichen Zeiten bewohnt sind — Namen übernommen und weitergegeben haben, das wird sich schon sehr schwer nachweisen lassen.

Natürlich finden sich auch slawische *FN* in Gebieten, in denen ein allmähliches Vorschieben des deutschen Elementes über die ehemalige slawische Linie hinaus stattfand. So hören wir in dem

heute rein deutschen Lubeln (1377 schon Ubla und Lubeln nebeneinander) von einem Schibentengraben und von Kor-sinsken (?), wir treffen da eine Horetschka (zu hora, Berg), die Kamennen (steinige Felder, zu kámen), den Libokengraben (wohl zu tschech. hluboký, tief) usw. (Flurnamensammler Herr Oberlehrer E. Kuntzsch). Ja selbst der ganz deutsch klingende Name des Ortsteiles Jagdhase scheint ein tschechisches ochoz (d. h. ein durch Umgehung abgegrenztes Stück Land) zu sein, dem wir ein ujezd, aujezd (umrittenes Stück) gegenüberstellen. — Andererseits kann natürlich auch wieder ein nachmaliges Vordringen des slawischen Elements in deutsches Kolonisationsgebiet eintreten, so daß wir andererseits wieder deutsche Flurbezeichnungen in heute tschechischen Orten an der Hand der *FN*-Sammlungen werden nachweisen können. Dieses Vordringen und Zurückweichen ist ein vielfach ganz natürlicher Vorgang, wenn auch vielleicht ebensooft politische Strömungen dafür verantwortlich zu machen sind.

Sichere Schlüsse kann man freilich auch aus den *DN* für den einstigen nationalen Charakter einer Gegend nicht immer ziehen, da gerade Ortsnamen auch ein gewisses Politikum bilden. So treten z. B. gerade in der Zauerniger Gegend, also auf kolonialem Neuland, eine Reihe von *DN* auf, die ein slawisches Gepräge tragen. Abgesehen von Gostitz und Kamitz-Überschar, Orten, die wahrscheinlich erst durch die Kolonisation so weit ins Gebirge hineingetrieben wurden und den Namen aus der Ebene mitübernahmen, und abgesehen von Zauernig (von javor, Alhorn), finden wir hier: Gurschdorf (Skoronis villa, 1305 Skoronsdorf), Wildschütz (1248 das Wasser Wilschicha, nach dem der Ort benannt ist, also Wolfsort), Geshdorf (1248 Schicovichici wohl für Seczicovici, 1291 Seczi-



Helene Scholz-Żelezny

Büste

Zum Beitrag E. W. Braun: „Die Vereinigung bildender Künstler Schlesiens in Troppau“ (S. 68–74)

kisdorf, 1305 Cynstorph, 1358 Cecziskisdorf — nach Uns villa Sigismundi??; der heutige tschechische Name Zighartice wäre demnach gar nicht zutreffend!), Görgsdorf (1305 Gorykesdorph, 1449 Gorsdorff, 1459 Gorisdorff), die Krosse-Orte, Jungferndorf (1284 Cobila, 1291 Cobula, 1305 Kobula, 1378 Juncfrowindorf); bei Friedeberg finden wir 1305 Gestrachowiß, 1358 heißt es Strakkinhayn allodium ante castrum Friedberg. 1248 wird neben einem Glinna und Henrici villa ein Dorf Popalim (1292 Popralin) genannt, das teils mit Wildschütz, teils mit Barzdorf (1291 Bertoldi villa, 1460 Bartelstorff) identifiziert wird. (Vgl. Pfizner, Besiedlungsgeschichte des Breslauer Bistums, I. 74 ff.) Das sind die Namen Nordschlesiens, die slawische Lautung aufweisen. Es steht zwar nirgends geschrieben, daß nur ausschließlich Deutsche am Kolonisationswerk Teil hatten; man könnte auch annehmen, daß in diesen wenigen Orten, die am Saume des einstigen Grenzwaldes errichtet wurden, auch Slawen mitgerodet hätten. Doch hat wohl auch die Ansicht Pfizners viel für sich, daß nämlich aus rein politischen Gründen polnische Große als Lokatoren auserwählt wurden, die „ihren Gründungen ohne Rücksicht auf die Bevölkerung polnische Ortsnamen beilegen“, so daß diese Namen lediglich als „irreführendes Aushängeschild zu werten“ sind. Wir finden auch in den genannten Gemeindegebieten keinen einzigen polnischen *FN*. Die *DN* aber wurden von den polnischen Lehensträgern festgelegt, sie bürgerten sich ein und konnten bei fortdauerndem Bestehen des Ortes nicht mehr so leicht verlorengehen (einzig Kobula wurde durch Jungferndorf ersetzt), sondern nur im Munde der deutschen Bevölkerung weiter entwickelt werden; so wurde Cecziskisdorf zu Cetzdorf,

Wilczica heißt heute in der Mundart Wiltzsch usw.

Im Bielefeld finden wir nun Grödiß, das man auf den ersten Blick zu poln. Gródec-Burg stellen möchte, aus welchem Grunde auch die heutige tschechische Benennung Hradec erfolgte. Seltsam genug, daß sich auch heute in diesem Ort eine Hausbezeichnung Grödißburg findet, wie ich der *FN*-Sammlung des Herrn Lehrers Striz entnehme. Wie mich aber Herr Univ.-Dozent Dr. Schwarz (dem ich wie auch Herrn Prof. Peschel für manchen wertvollen Wink danke) aufmerksam machte, ist der Name des Dorfes Grödiß von einem Hans von Grodis abzuleiten, auf welchen 1442 die Schulzengüter in dem seinerzeitigen Waltersdorf übergingen, die fortan das Grodisgut hießen (Pfizner a. a. D. 88).

Wie wir wissen, hat heute jede Ortsgemeinde, auch die reindeutschen, auch einen offiziellen tschechischen Namen. Ähnlich war es auch im alten Österreich mit der deutschen Namengebung, nicht anders verfuhr man schon im ursprünglich polnischen Bistumsland Breslau mit den neuen Kolonisationsgründungen. Außer den angeführten Bezeichnungen sind die übrigen slawischen Benennungen entweder Angleichungen an die deutschen Namen: Frydberk, Widnawa; oder es tritt eine slawische Endung an: Adelsdorf, 1305 Aldolphi villa = Aldolfovice. 1284 Aldolcovici, oder es sind direkte Übersetzungen: Lindewiese, 1305 Lynde = Lipa, Lipowa; heute Brod Široký = Breitenfurt, Potok Bílý = Weißbach usw., Namen, die ebensowenig bodenständigen Charakter trugen und tragen, als etwa lat. Ruffa aqua (1291 und 1305) für Rothwasser = Červená voda. Zu diesen Namen müssen wir wohl auch den Namen des auszusetzenden Dorfes Bysoka bei Freiwaldau (1267 Wissoka) zählen, den wir im Namen



Hundorf = Hohendorf bei Dittersdorf wiederfinden (siehe Wolf, Zs. f. Gesch. u. Kulturgech. Ost-Schles., 3. Bd., 145).

Ähnlich verhält es sich sicherlich auch mit den Flußnamen mit slawischer Lautung in rein deutschem Siedlungsgebiet, wie es z. B. gerade das Bielefeld ist. Bei dem Worte Biele kann es sich wohl um nichts anderes handeln als um ein Flußaufwärtswandern des Namens eines im Unterlauf im slawischen Gebiet slawisch bezeichneten Wassers. Dieser Vorgang jedoch ist als Erklärung des Namens Staritz, die in Freivaldau in die Biele mündet, nicht möglich. Hier kann es sich wohl nur um eine ganz willkürliche oder verballhornte Benennung von irgendeiner Seite her handeln. Der Name war sicher auch nie vollständig und ist es auch nicht. Das Volk kennt Namen, wie Dörsenwasser, Mühlflöß, Kauschbach, Bärgraben, Geifen u. dgl., aber Namen wie Staritz und Podolski (in Alford bei Römerstadt) sind ihm unbekannt oder höchstens in der Schule erlauscht.

Daß es sich im Hohenpöcker Gebiet nur um eine deutsche Überkolonisierung, um eine Auf- und Ausfüllung handelt (auch die örtlichen Auswirkungen des Tatareneinfalles und der Hussitenkriege sind zu berücksichtigen), wurde schon erwähnt; dort wurden natürlich auch echte, bodenständige slawische DN und FN mit übernommen und sprachlich weiterentwickelt. Jedoch die DN westwärts der Linie Waissal-Röversdorf-Tropplowitz weisen wieder ganz deutsches Gepräge auf und wir haben es hier sicher auch mit dauernd deutschen Siedlungen zu tun. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß wir in den Urkunden neben den deutschen Namen oder gelegentlich auch schon vor diesen die slawische Lautung finden (hier ist es die tschechische), denn sie tragen alle den deutschen Stempel an ihrer Stirn und

sie verdanken ihr Entstehen gleichfalls tschechischen Lebensträgern und der tschechischen Obrigkeit. Dies zeigt der Vorort Albrechtice (1377 Albrichtisdorf), das sich im deutschen Mund, in dem es lebte, zu Albersdorf weiterentwickelte. Gottschdorf-Hoštálkov geht nicht, wie Vasek meint (Progr. d. Tropp. Gymn. 1872), auf den tschechischen Personennamen Hoštál zurück, sondern allein auf deutsches Gottschalk (1281 villa Godescalci, 1377 Hoštalowicz mit dem Wandel von g zu tschech. h, vielleicht im Munde der nahen slaw. Nachbarn, 1383 Stoß von Gottschalksdorf), Hennersdorf-Zindrichov (1256 Henrikestorp, 1288 Heinrichsdorf) ist eine bloße Übersetzung mit tschechischer Endung, während Heinzen-dorf-Hynčice (1377 Hinczicz, Henczicz und Henczindorf) dem tschechischen Hynek angeglichen wurde. Für Hillersdorf-Holčovice habe ich keine alten Belege, doch auch hier dürfte die Erklärung aus dem Deutschen (Hilsh-) keine Schwierigkeiten bringen. Für Reigelsdorf-Rudíkov und Geppersdorf-Linhartov, die beide unmittelbar an der ehemaligen Sprachgrenze liegen, haben wir es mit Doppelbezeichnungen zu tun. Geppersdorf ist belegt 1255 Godeuridestorp, 1377 Gotfridis-dorf, für Linhartov habe ich keinen alten Beleg, nur wird 1377 ein Linhart in Rosne-Roben bei Leobschütz erwähnt (1464 na Lenhartovách). Immerhin kann aber in diesen letzten Orten ein slawischer Einfluß von vornherein nicht abgewiesen werden, nachdem sie an der Grenze des altbesiedelten Landes liegen. Schönwiese (1330 de pulcro prato, 1377 Kobila, 1425 Hamusch von Schönwiesen) war wohl ursprünglich nur eine Flurbezeichnung in Kobyla-Kohlbad (nach dem Bache Kobel). Der heutige tschechische Name Loučky für Schönwiese, das Prasek in der Vlastivěda noch als Kobyla anführt, ist neu.

Mit Kohlbad-Romeise-Jägerndorf kommen wir auf ein Gebiet, für das wir ältere tschechische Besiedlung voraussetzen müssen. Darauf weisen nicht nur die DN und FN der südlich des Oppatnies liegenden Gemeinden: Weißkirch-Kosteletz und Krotendorf-Chárova, die keine Neubildungen sind; Swilin-Schellenburg-Lobenstein (Schloß Lobenstein alias Gzwilin), Laubnitz (von dub-Eiche), Píckau (1282 Bykow), Lubeln (1377 Ubla und Lubeln) sind tschechische Namen; freilich hat auch in diesen Orten das deutsche Element sehr frühzeitig Raum gefunden, wie aus den lautlichen Veränderungen (z. B. Diphthongierung) zu ersehen ist. Auch geographisch genommen spricht das Oppatal für eine frühzeitige, ja vorgeschichtliche Besiedlung, wie dies auch die Bodenfunde bezeugen. Weiters ist auch für das Bennischer Land wenigstens eine dünne slawische Besiedlung vor der Kolonisation anzusetzen.

Nach diesen Erwägungen läßt sich leicht an der Hand der DN und FN eine Grenze ziehen, durch die man mit ziemlicher Sicherheit slawisches Siedlungsland von deutschem Kolonisationsland trennen kann. Um eine scharfe Linie kann es sich natürlich bei dieser Grenze nicht handeln, sondern vielmehr um eine Übergangzone, wie noch an den heutigen Sprachgrenzen. Es ist nach Pfizner (a. a. D.) die 250-Meter-Grenze. Sie muß im nördlichsten Zipfel Schlesiens, knapp vor der heutigen Reichsgrenze verlaufen sein: Ramitz, Gostitz, Jauernitz, Weidenau, das selbst eine deutsche Gründung ist und mit viděti = schauen, mit dem es gelegentlich zusammengestellt wird, aber schon gar nichts zu tun hat. Weiter südöstlich liegen die Siedlungen alle über der 250-Meter-Grenze und weisen, auch jenseits der Reichspfähle, deutlich die deutschen Namen der Kolonisationszeit auf. Daß auch das mit Vorliebe als

slawisch erklärte Zuckmantel ein gut deutscher Name ist, wurde von Pfizner in der Zs. f. Gesch. u. Kulturgech. Schles., Bd. 17, klargelegt. Pfizner weist nach, daß auch Ziegenhals sein Entstehen der Besiedlungspolitik der Breslauer Bischöfe verdankt. Auch ostwärts von Zuckmantel-Ziegenhals liegt durchwegs Neuland und erst im heutigen Hohenpöcker Bezirk, ungefähr östlich der Linie Waissal-Tropplowitz kommen wir auf einstmals slawisches Gebiet, doch hat auch dieses der Kolonisationstätigkeit (Bischof Bruno) viel zu verdanken. Von Troppowitz geht die ehemalige Wohngrenze der Slawen längs der Oppa über Romeise nach Jägerndorf. Die Westgrenze des Freivaldau-Freudenthaler Bezirkes bildet auch gegen Mähren deutsches Kolonisationsland, das im Süden noch über Bärn-Hof hinausreicht, während wir ostwärts der Mohra und südöstlich von Bennisch, Laubnitz, Jägerndorf auf teilweise bereits von Slawen besiedeltes Land stoßen, das sich dann weiter im Troppanischen fortsetzt. Müllendorf und Wodendorf verdanken ihre Namen den Herren von Krawarn (1288, 1377, 1506 Wodendorf; erst 1506 wird es als Jeleni bezeichnet, das wüst liege) und waren wohl sicherlich immer deutsch. Heute aber finden wir tschechische FN — abgesehen von je einem in Bransdorf und Friedersdorf (das übrigens auch einen Doppelnamen aufweist — Čaková —, der vielleicht von der Neuaussiedlung des Ortes im 16. Jahrhundert her stammt), erst von der Linie Lobenstein, Píckau, Lubeln, Zossen, Herrlich, Zattig und Brättersdorf südostwärts, dagegen treffen wir nördlich von dieser Linie nur deutsche FN an, und zwar teilweise auch sehr alte, welche Zeugnis dafür ablegen, daß die deutschen Siedler, wenn sie nicht etwa von allem Anfang an gemeinsam mit den Slawen rodeten, doch wenigstens

gleich zu Beginn der Kolonisationszeit den teilweise von Slawen durchsetzten Gebieten ihre Kräfte und nutzbringende Arbeit zur Verfügung stellten. Diese Entscheidung könnte nur durch das Gründungsdatum der in Frage kommenden Orte gefällt werden, worüber uns aber geschichtliche Nachweise fehlen. Jedoch das große Gebiet ungefähr von der Linie Wockendorf-Jägerndorf hinauf bis Krautenwalde (wenn wir nur von unserm Staatsgebiet sprechen), ostwärts bis an die Goldoppa, Olbersdorf, Hennersdorf bis zur Reichsgrenze und westwärts weit nach Nordmähren hinein verdankt seine Urbarmachung ausschließlich dem Schweiß und den Schwieleten der Heimat suchenden Deutschen.

Bodenständige slawische Namen werden wir demnach in dem oben umschriebenen Gebiet von vornherein ausschalten können. So werden wir z. B. auch den häufig als slawisch bezeichneten Ursprung der oft vorkommenden Flurbezeichnung Gern oder Giern ablehnen müssen. Einige stellen dieses Wort zu polnisch gora = Berg, Repp wieder zu altslawischem grm = Gebüsch, Gestrüpp (Karpathenland 1928, 2. H.). Diese Erklärungen sind jedoch entschieden unzutreffend, denn Gern, Giern ist einzig allein das mhd. gër = Wurffpieß, keilförmiges Stück und ferner der mit solchen Zwickeln besetzte Saum eines Kleides; immer aber beruht der Sinn des Wortes in dem Spiß-Zulaufenden. Dieses Wort ist auch jetzt noch in der Mundart in dem vollen, ja erweiterten Begriffsumfang erhalten: „Gern“ bedeutet heute zunächst Spiß, so z. B. auch als Absäumling von den Brettern, dann schmales, dünnes Brett, schmales oder spiß zulaufendes Acker- oder Wiesenstück, ferner ein Feszen Stoff oder Zeug, dann auch ein minderwertiges leichtes Kleid überhaupt und schließlich im übertragenen Sinn und verächtlich

auch die Trägerin eines solchen Kleides. In diesem Sinne des Minderwertigen versteht es auch ein Flurnamen-Sammler, wenn er schreibt „der Gärn — ein Stück Acker, war scheinbar ehemals verlottert“ (Wiese). Doch ist diese Auffassung nicht die richtige, sondern es ist das Wort immer entweder als spiß zulaufendes oder auch schmales Stück Land zu verstehen; daß sich mit diesem Begriff bald der des wenig Wertvollen verbindet, ist klar. Auch die Form Giern darf uns nicht stören; der Unterschied -ie (i) ist in der Mundart begründet. Mhd. sër = sehr, das denselben Vokal wie gër aufweist, lautet z. B. in Hennersdorf sër und sîr; mhd. lère = die Lehre, lautet lire (in die lire gin); sonst ist zwar mhd. êr meist dialektisch als êr vertreten; warum sollte nicht gër in der Form gir bestehen? Und namentlich Giern wird als slawisch hingestellt. Wir finden die „Gieren“ als Acker oder Waldstreifen in Hennersdorf und Johannessthal am Nordabhang der Großen Silberkoppe. Herr Fachlehrer Böckl (Johannessthal) kann den Wald Gyr schon 1581 urkundlich belegen, 1587 der Gieren. Ed. Richter bringt im Notizenblatt 1885 den Beleg Gyrn aus dem Jahre 1580. Die Hennersdorfer Gieren finde ich bezeugt im Carolinischen Kataster (1722): auf die gühren usw. Andere gleichbedeutende Bezeichnungen für den FN Gern sind Winkel oder Zipfel. Alle drei Ausdrücke finden wir z. B. in Deutsch-Paulowitz. „Die Gieren = Felder, die in eine Spiße auslaufen“; „die Winkel = die Felder laufen in spiße Winkel aus“; und endlich „die Zeppaln“ = die Zipfel, gleichfalls Felder, nach der Karte von besagter Form. (Über den Namen Gern hat zuletzt ausführlich gehandelt Greb im Karpathenland, 1928, 4. Heft.)

So ist sicherlich auch der FN Tille

(Till) = Bodensenkung ein deutsches Wort (nach E. Schwarz mhd. tiele = Vertiefung, Mulde; Mitt. d. Ver. für Gesch. d. Deutschen in Böhmen: Flurnamensforschung in den Sudetenländern). Schwarz hat nach einer privaten Mitteilung darüber auch in Paul Brauners Beiträgen, 52, gehandelt; demnach ist —ke schon in der mitteldeutschen Heimat entlehntes niederdeutsches Verkleinerungssuffix.

Zu dem Schlusse, daß der oben abgegrenzte Teil Nordwestschlesiens nur deutsche FN aufweisen kann, kommt man auch, wenn man weiß, daß der Großteil dieses Gebietes vor der deutschen Kolonisation vom Grenzwald, der preseka, bedeckt, also unbesiedelt war. Wenn ich aber slawische Sprachelemente bis zu einer gewissen Grenze aus diesem Grund abweisen muß, dann muß ich aus demselben Grunde natürlich auch altgermanische Einrichtungen auf diesem Gebiet ausschließen und ich darf in unsern Bergen nicht Zentgrafen mit ihrer Malsatt und dergleichen suchen, Einrichtungen, die für die Kolonisationszeit keine Geltung mehr hatten. Sollte sich aber ein Hunberg unserer Heimat wirklich nicht anders erklären lassen, als Berg des Huno = Zentgrafen (was ich gar nicht glaube, denn es ist nur ein Hohenberg), so könnte es sich in einem solchen Falle höchstens um Übertragung eines Namens aus der alten Heimat der Kolonisten in die neue Heimat handeln. Dann darf ich aber noch immer unter gar keinen Umständen diesen Hunberg mit allen möglichen und unmöglichen Einrichtungen einer Malsatt versehen, die es nie und nimmer gewesen sein kann!

Namensübertragungen sind recht häufig (z. B. im Ordensland, in den überseeischen Kolonien) und lassen sich auch leicht als Erinnerungen der Kolonisten an die alte Heimat erklären. Auch bei

uns müssen wir wahrscheinlich mit solchen Namensübertragungen rechnen. Als solche führt Pfizner (a. a. O.) den lange als slawisch ausgelegten FN Zuckmantel an und zeigt auch den Weg auf, den dieser Name gegangen ist. Meiche hat den Namen Zuckmantel, der sich 39mal im deutschen Sprachgebiet findet, und zwar hauptsächlich im Bayrisch-Württembergischen, als Gabel- oder Doppelföhre (=Kiefer) erklärt. Pfizner zeigt nun, wie dieser Name, der wenigstens in seinem ersten Teil unverstanden war, daher auch unverbunden mit dem benannten Ort und aus diesem selbst nicht mehr zu erklären, zu uns wanderte. Ich freue mich, die bekannten 39 Zuckmantel um eines vermehren zu können: In Eßersdorf, Bez. Freudenthal (Sammler Oberlehrer Tischer), heißen die äußersten Parzellen der Felder gegen die Boidensdorfer Grenze, gegenüber dem Boidensdorfer Wachberg „ei'n Zuckmantel“, ein Zeugnis sehr alter Benennung!; also genau dieselbe auf Zuckmantel beruhende dialektische Lautung wie für die Stadt. Wenn ich auch gern glauben will, daß zur Zeit der Besiedlung die Form Zuckmantel erstarrt (1281 Zuckemantel, 1493 Zuckenmantel) und wenigstens im ersten Kompositionsglied unverstanden war, so scheint mir aus einer zweiten Flurbezeichnung hervorzugehen, daß das Wort mantel = Kiefer doch verstanden wurde. Im Gemeindegebiet Hennersdorf heißt der Berg Kote 659 der Mandelbecher. Wie schon der Sammler, Herr Oberlehrer Keilich, bemerkt, dürfte dieser FN aus mantel = Kiefer und pecher, becher = Pechsammler (bechen = Pech sammeln) zu erklären sein. Nach Francé, Das Leben der Pflanzen, wurden (namentlich in Österreich) die Kiefern durch beständige Schnitte geschwächt, um sie zu reichem Harzfluß zu reizen. Auch soll ihr Name pinus wie auch unser deutsches „Fichte“

mit *pix* = Pech verwandt sein (Egi, France). Eine Pechwiese finde ich auch unter den *JN* von Zuckmantel. Weiters fiel mir auf der Homannschen Karte des Fürstentums Jägerndorf, Nürnberg 1736, auf, daß eine der allegorischen Figuren des Stiches, der die Kartenbenennung schmückt, die Tätigkeit eines Pechers darzustellen scheint, der mit einem Krumm- messer die Rinde eines Baumes ritzt. (?) — Außerdem steckt noch das Wort *mantel* = Kiefer in der Niederbezeichnung von Deutsch-Paulowitz „Mantelei“. Wenn auch heute dort Kiefern nicht mehr zu finden sind, so war doch (laut Mitteilung des Sammlers Herrn Oberlehrer Kunze) der anschließende „Baumgarten“ noch vor etwa dreißig Jahren von Fichten umrankt.

Wir hätten demnach wenigstens in den beiden Namen Zuckmantel ein Beispiel von Namensübertragung aus dem Mutterland in die neue Heimat zu suchen. Ein weiteres Beispiel dürfte meiner Meinung nach der Name Butterberg sein. Einen solchen haben wir bei Weidenau, einen zweiten bei Weißkirch, einen „Butterhübel“ in Reigelsdorf und einen „Potterhügel“ (= Eishügel und auch Lehm- hügel) in Einsiedel. Letzterer Name ist wohl auszuschließen wie auch alle Bezeichnungen, die deutlich auf das Wort „Butter“ weisen (z. B. die Buttersteige). Jungandreas (Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart, 1928), der nur den Butterberg bei Weidenau nennt, stellt den Namen zu der niederdeutschen, aber auch im Thüringischen, Obersächsischen und Schlesischen vorkommenden Wurzel *but* = stumpf (vgl. *verbotten*) und der Name soll damit die kleine Erhebung kennzeichnen. Namentlich beim Weidenauer Butterberge, auf den auch die Auslegung stimmen würde, könnte man sicherlich auch

niederdeutschen Einfluß zulassen, besonders wenn man an die Namen Schlippe und Züppel denkt. Nach Jungandreas gehen diese Butterberge (man könnte zu dieser Etymologie auch *puzig*, *Puzel*, *Puzerle* als Rosenname für ein kleines Kind, dann „der Puzen“ in der Bedeutung kleiner Hause stellen) auf thüringisch-obersächsische Namengebung zurück. Andere allerdings stellen Butter wieder zu *Biunte* = freies Gehege, oder zu „*buten*“, d. h. außerhalb der Gemarkung liegend, und noch andere sogar sagen, die Bezeichnung Butter erkläre sich, „weil es dort vor fetter Erde stroßt“. Diese Erklärungen sind sicher unrichtig.

In Bayern, Hessen und Württemberg sind auch die Venusberge zu finden, die wir ebenfalls in unserm Schlesien so zahlreich antreffen. Hier wurde nicht bloß der *JN*, sondern auch die mit diesem verknüpften Sagen übertragen. Daß sich der Name Venus durch einen Irrtum bei der Kartographischen Aufnahme dieser Gebiete eingeschlichen hat, ist wohl wegen der Häufigkeit seines Vorkommens unmöglich. (Vgl. dazu Peschel: „Beiträge zur Erklärung der Sagenreihe über Genesleute und Kesselsteine“, Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Schlesiens, Nr. 18).

Noch zwei Namen möchte ich in diesem Zusammenhange mit anführen, auf die mich Prof. Dr. Peschel-Freiwaldau aufmerksam machte, der mir auch eine Erklärung für dieselbe gab: „*Lur*“ in Wiedergrün (in Einsiedel gibt es auch eine Bergwiese „*Lur*“) und „*Hinnewieder*“ in Karlsbrunn. In dem ersten Namen vermutet Dr. Peschel den Stamm, der in „*Lurlei*“ steckt (vielleicht von *luro* = Kobold, Elfe), im zweiten, mit allem Vorbehalt, den man bei mythologischen Deutungen machen muß, den Namen einer germanischen Gottheit, *Henne-Widar*. *Widar* freilich finde ich

nur in der nordischen Mythologie; er ist ein Sohn Odins und rächt dessen Tod an Fenrisulfr (Grimm, Deutsche Mythologie). An diesen Namen wäre wohl so lange nicht recht zu glauben, als nicht erwiesen wäre, daß er bei den Deutschen überhaupt namenbildend auftritt. Leichter wäre es mit *Henne*. Siebs hat in einem sehr interessanten Aufsatz „Der Todesgott ahd. *Henno* Wotan-Mercurius“ (Zeitschr. f. deutsche Philologie, Bd. 24) den Nachweis der Gleichung *Henno*-Wotan erbracht und die weitere Entwicklung des Namens *Henne* als Todesgott (vgl. *Gevatter Hein*) und als Teufel und schließlich auch als Hünen-Mörder nachgewiesen. (Demnach trägt wohl auch der Teufel der Volks Sage aus der Verwechslung *Henne*-Teufel mit dem Tiere Hahn heraus auf seinem Hute die Hahnenfeder?) Das Wort *Henne* war und ist landschaftlich lebendig (sächs. *hennehlöd* = Totenhemd) und es brauchte keines besonderen Beweises, auch in unserm Hinnewieder, das doch als „Hin und wieder“ gar keinen Sinn ergibt, das alte, mitgebrachte *Henno* zu erblicken (vgl. z. B. *Henneberg*-*Wodensberg*). Natürlich darf man nicht sofort verallgemeinern und aus jeder *Henne* gleich einen Wodan machen und etwa *Hennersdorf*-*Heinrichsdorf* als *Wodensdorf* ansprechen. Wenn also auch für *Hunberg* keine andere Deutungsmöglichkeit als eine mythologische übrigbliebe, so könnte man letzten Endes an die Schwundstufe von *Henno*-*Huno* denken (das Siebs als Mörder anspricht) und darin vielleicht eine Parallele zu *Teufelsberg* (Klein-Mohrau) erblicken. Doch muß immer wieder betont werden, daß „*Hunberg*“ lautgesetzlich einem „*Hohenberg*“ entspricht.

An solchen übertragenen Namen ist es vielleicht auch möglich, die Heimat der Kolonisten und den Zug der Kolonisation

anzugehen. Dies könnte aber — abgesehen von sonstigen mundartlichen Eigenheiten — auch noch möglich werden durch den Vergleich von gewissen, ständig wiederkehrenden Grundwörtern. In ganz bestimmten geschlossenen Teilen unseres Landes finden wir für Quelle nur die Bezeichnung *Brunn* und *Brinnla*, in andern wieder nur *Born* und *Bernla*. Dasselbe gilt für Wald und Busch, Hübel, Koppe u. dgl.

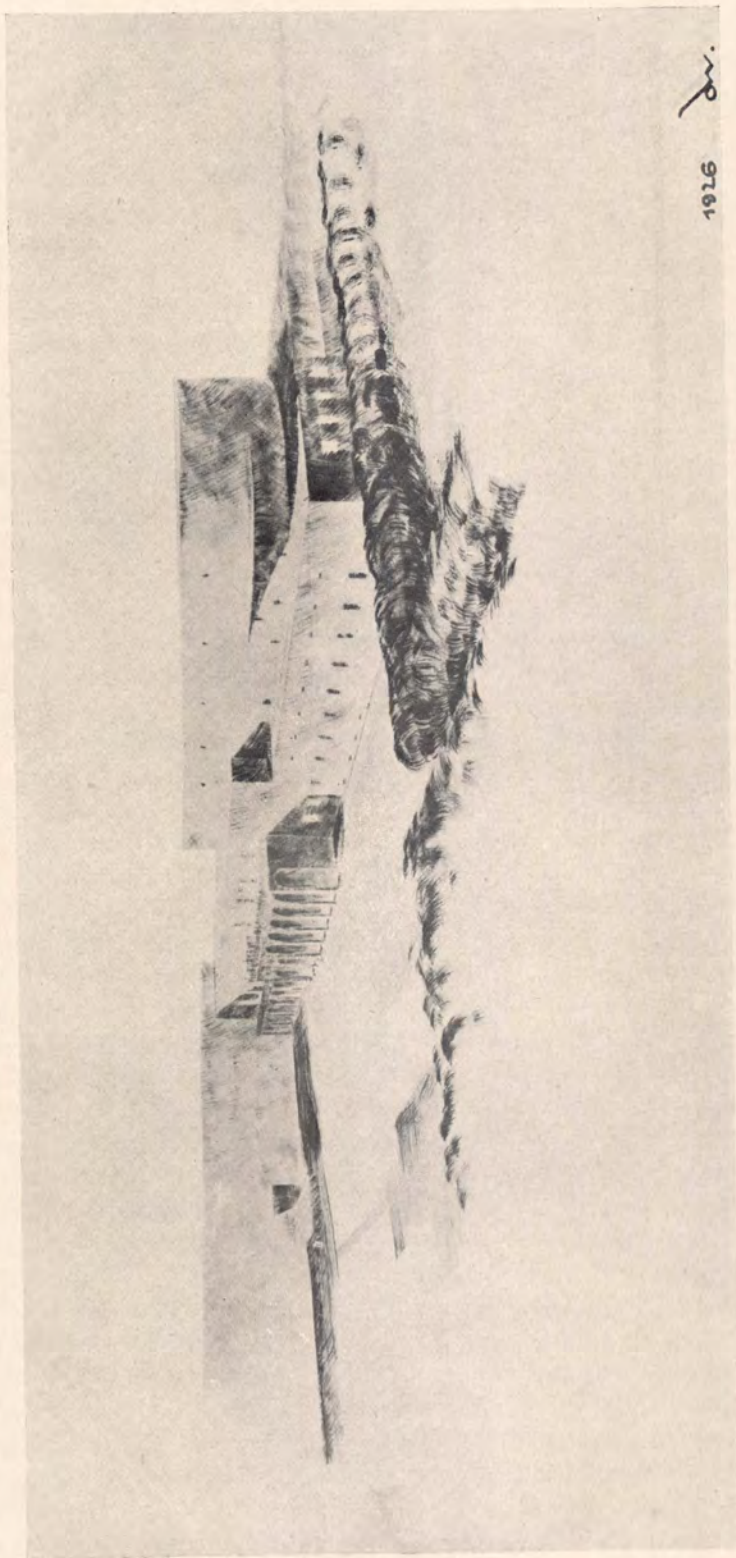
Das Gesagte gilt natürlich nur für jene Gebiete der Heimat, von denen wir wissen, daß es sich um Besiedlung von Neuland handelt. Anders wiederum die Dinge, wo die Kolonisation in bereits bewohntem Lande durchgeführt wurde. Bisher war die landläufige Meinung, daß es sich da nur immer um Umkolonisation rein slawischer Landstriche handle. Dies scheint mir auch der Fall zu sein im ganzen Hohenpölscher Gebiete; von der schlesischen Ebene vor (östlich) der *preseka* kann hier Abstand genommen werden, da sie bereits preussisches Reichsland ist. Mit den Namen des Troppauer Wagstädter Bezirkes und des Obergiebtes bin ich bisher nicht vertraut, ebenso kenne ich auch den slawischen Dialekt dieses Landstriches viel zu wenig, um mir jetzt schon ein sicheres Urteil erlauben zu dürfen. Doch gibt uns hier schon ein flüchtiger Blick auf die Karte Rätsel zu lösen auf. Grätz bei Troppau ist wohl gleichbedeutend mit *Groitzsch* bei Fulnek. Grätz verdankt seinen Namen einem tschechischen *gradeo*. Nun ging aber tschech. *g* um 1200 in einen *h*-Laut über, so daß Grätz mit *g* von den Deutschen vor oder wenigstens zur Zeit dieses Lautwandels noch übernommen werden mußte. Die Kolonisation aber setzen wir doch gewöhnlich erst für das 13. Jahrhundert an! Wir haben zwischen Troppau und Ostrau drei *Ellgoth* aus *Igota*, *lhäta* (= Freiheit von der Zahlung jeglicher

Lasten auf eine bestimmte Zeit; vgl. Freiheit bei Freinwaldau), bei Dorstsch-Lubitz heißt dasselbe Wort im deutschen Munde Dhlhütten mit h. Warum heißt es weiters einerseits Groitsch mit einem deutlichen o-Laut, andererseits Gräs mit einem deutlichen a-Laut? — Vier Kilometer nördlich von Wagstadt liegt die Ortschaft Zeiske, tschech. Tisek, etwa Eibenort, aus tis = Eibe. Heute ist Zeiske eine tschechische Gemeinde. Wenn wir tisek als einzige Grundform annehmen und daneben das deutsche Zeiske stellen, so fällt uns zunächst die Diphthongierung des i zu ei (über gedehntes i) auf, ein Vorgang, den wir ebenso wie die Diphthongierung von ü zu au in unserer Gegend wahrscheinlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzusetzen haben. Vgl. z. B. Gilowiz-Jilovec, Seitendorf aus Sibotendorf-Zivotice, Neu-Litschein-Jičín, Raachtel-Tuchdol, Stauding-Studenka usw. Schon dies ist ein klarer Beweis dafür, daß die Angaben auf der „Karte der Germanisation der Länder der böhmischen Krone“ von Kapras-Hocke, die für die Pariser Friedenskonferenz hergestellt wurde, nicht stichhaltig sind. Dieser Lautwandel mußte demnach nach der Kolonisierung eintreten. Stutzig machen muß uns aber in der Gleichung tisek-zeiske der Wandel des t zu z (ts), denn das würde nichts anderes bedeuten als Lautverschiebung des t zu ts, ein Vorgang, der sich im 7. Jahrhundert abspielt; und daraus müßten wir weiters die Folgerung ziehen, daß Deutsche und Slawen hier dauernd nebeneinander lebten. Auch das wäre gerade im Flußgebiete der Oder, die eine wichtige Durchzugsstraße nach dem Norden war, nicht gar so unmöglich. Ist derselbe Lautwandel auch in Lubojaty-Laubias anzunehmen? (Liewehr. Die DN des Ruhländchens, erklärt dieses s als Genitiv-s.) Wie nimmt sich daneben ein unver-

schobenes opa aus, wenn dies einem apa entspricht?

Oder werden nicht alle diese Rätsel viel einfacher gelöst durch die Annahme, daß wir es hier überall mit polnischem Spracheinfluß zu tun haben? Dann hätten wir kein tis-, sondern ein cis- anzusetzen und die Form Zeiske könnte zur Kolonisationszeit entstehen. Urkundlich finde ich freilich nur tisek, nur in der Teilungsurkunde des Fürstentums Troppau aus dem Jahre 1377 steht Ezisk; aber die fürstlichen Schreiber könnten ja auch Tschechen aus dem Königreich gewesen sein. In der Tucheler Heide (im ehemaligen Westpreußen, heute Polen), wo sich gegenwärtig der größte Eibenwald befindet, haben wir einen Ziesbusch, also Eibenbusch. — Auch Groitsch und tschech. Grucowice würde sich dann sowohl, was das g als auch den o-Laut betrifft, zwanglos aus polnisch grodisko erklären (vgl. A. Brückner, Ostdeutschlands slawische Namengebung). Gräs dagegen weist auf ein rein tschechisches gradec und hradee hin; so auch Glomitz auf tschechisch Slavnice (1250 Slawenicz, 1270 Slawniz). A. Basel (Progr. d. Tropp. Gymn. 1872) stellt Slavnice zu einem Personennamen Slawen oder Slaven. Das ist jedoch nicht gut möglich, denn es müßte dann ein Mehrzahlwort sein, Slavnice aber ist eine Einzahl. Ich halte vielmehr dafür, daß es zu tschech. hlaven oder hlavně (poln. glownia, kirchensl. glavona) = brennendes Holzschicht gehört.

Aus diesen wenigen Beispielen geht klar hervor, wie wichtig es zunächst auch für die Erklärung der DN ist, die tschechisch-polnische Sprachgrenze für das Kolonisationszeitalter festzustellen und weiters, den polnischen Einschlag im Lachschen oder „Mährischen“ (wie hier das slawische Volk seine Umgangssprache nennt) genau zu ermitteln. Dies ist eine



Karl Winter

Theater Jägerndorf

Zum Beitrag G. W. Baum: „Die Vereinigung bildender Künstler Schlesiens in Troppau“ (S. 68–74)

unerläßliche Vorbedingung zwecks Vermeidung großer Irrtümer und Fehlschlüsse.

Zum Schlusse möchte ich noch kurz auf die Bezeichnung „Sudeten“ zurückkommen. Dieser Name, der heute nicht nur im besonderen die Berge unseres Gesenkes bezeichnet, sondern auf das gesamte deutsche Volk in den historischen Ländern der Tschechoslowakischen Republik übergegangen ist (Sudetendeutsche), erscheint zunächst auf der Karte Groß-Germaniens des Ptolomäus als *Sudēta orē*, welche Bezeichnung von den Gelehrten allgemein dem Erzgebirg zugeschrieben wird; südlich davon sind die *Gabrēta hylē* — der Böhmerwald, unter dem die *Markomanoi* und die *Sudinoi* sitzen, ein Volk, das nach Much mit andern kleinen Stämmen in den Markomannen aufgegangen ist. Nach Müllenhof steht der Ausdruck *Sudēta orē* in Beziehung mit den warmen Quellen des Erzgebirges und in *sudēta* steckt die idg. Wurzel *su-*, dem unser „sieden“ angehört. Jetzt meint man, daß beiden Namen, dem *sudēta* wie dem *sudinoi*, der Stamm *su-* (*Sau*) zugrunde liege, so z. B. Gierach (Altdeutsche Namen in den Sudetenländern), so daß wir Sudeten mit „*Sau-* oder *Wildschweinberge*“ zu übersetzen hätten.

Dieser Name Sudeten-gebirge ist, wie Gierach sagt, „nicht in volkstümlicher Überlieferung auf uns gekommen, sondern Gelehrte haben ihn aus den Schriften der Alten entnommen und auf die Gebirge von der Elbe bis zur Oder übertragen“. Zwar spricht das Gebirgsvolk selbst bei uns weder von Sudeten noch von Gesenke, sondern einfach vom „Gebirge“ oder „Schneegebirge“. Außerst interessant aber ist, was Dr. Staffe im *Ruhländchen*, Bd. 5, erzählt, daß man nämlich bis vor kurzem in Klantendorf, also gerade im Obergebirge, die nördlich an das „Ruhländchen“ heranreichenden

Ausläufer der Sudeten mit dem Namen „*Saig'biech*“, d. h. Saugebirge, bezeichnete! Die Untersuchung, ob zwischen Sudeten und *Saig'biech* ein ursächlicher Zusammenhang bestehe, überläßt Staffe einem zünftigen Sprachgelehrten. Ein gegenständlicher Zusammenhang besteht gewiß, wenn die Erklärung Sudeten = Saugebirge richtig ist. Damit ist natürlich noch nicht die ununterbrochene sprachliche Fortsetzung des Namens im Volke ausgesprochen. Infolge Mangels an Quellen wird es auch kaum möglich sein, diese Kontinuität nachzuweisen.

Staffe folgert weiter, daß in der Fortdauer des *SN Saig'biech* durch viele Jahrhunderte ein Beweis geliefert wäre, „daß es eine völlige Lücke im Zuge der germanischen Besiedlung des südlichen Sudetenabhangs nicht gegeben hat“. Ich möchte hier lieber umgekehrt schließen und sagen: Wenn es gelingt, ein dauerndes Nebeneinander germanischer und slawischer Völker in diesem Gebiete zu beweisen (damit wäre selbstredend hier auch die völlige Abwanderung der germanischen Völker widerlegt), dann wäre auch der Beweis für das sprachliche Fortleben des Namens Sudeten in „*Saig'biech*“ gegeben. Dieser Beweis scheint mir (ob schon mit positivem oder negativem Ergebnis) der leichtere zu sein, weil dabei das Beweis- und Quellenmaterial (d. h. die *DN* und *SN*) ein weit größeres ist, als bei dem einzelnen Namen Sudeten. Wenn sich aber ein Beweis in dieser Beziehung erbringen läßt, so ist dies nur möglich in den Vorbergen der Sudeten, am wahrscheinlichsten im Oder-Mohrgebiete, das, wie oben gesagt, als wichtiges Durchzugsland stets besiedelt war; im Gebirge selbst oder in der Zone des ehemaligen unbewohnten Grenzwaldes ist der Beweis natürlich unmöglich.

Was ich aber hier anführen wollte, ist, daß die gegenständliche Seite der Er-

Klärung des Namens Sudeten = Wildschweingebirge sicherlich gestützt wird durch das auch heute noch zahlreiche Auftreten von Sau-Bezeichnungen in unserm Kolonisationsgebiet. Die Namengebung erfolgte eben bei den Kolonisten im Mittelalter nach denselben Momenten wie bei den Kelten und Germanen im Altertum, d. h. gleiche Benennung aus gleicher Ursache. In den drei nördlichen schlesischen Bezirken (nur im Hohenpöcker Gebiet sind scheinbar keine FN mit Sau-) finden wir über 20 FN, die mit dem Worte Sau zusammengesetzt sind: die Sau, Säuborn, Säugraben, Seibeda, Saiboden usw. Wenn auch vielfach der Sammler hinzufügt: „hier wurde das letzte Wildschwein geschossen“, so mag es sich doch in vielen Fällen damit nur um eine volkstümliche Auslegung eines vielleicht bereits durch Jahrhunderte bestehenden Namens handeln. Und wenn auch die FN mit der Zusammensetzung Sau einerseits nicht anders zu werten

sind als solche etwa mit der Zusammensetzung Wolf oder Bär u. dgl., sind sie andererseits wegen ihrer möglichen Inhaltsgleichheit mit dem Namen Sudeten doch interessanter.

Daß natürlich die Erfassung großer oder womöglich sämtlicher Gebiete bei der Flurnamen-Sammlung erst die höchste Ausbeute für die Namen- und Besiedlungskunde usw. zuläßt, ist wohl klar. Wie Dr. Schwarz (a. a. D.) sagt, brauchen wir nicht nur ein Ortsnamenbuch, sondern auch ein Flurnamenbuch, die sich beide zum sudetendeutschen Namenbuche ergänzen sollen, damit die gesteckten Aufgaben erfüllt werden können. Außerdem haben aber auch die FN jedem, der die Heimat liebt, ohne Rücksicht auf die weitere wissenschaftliche Ausbeutung, etwas zu sagen und ihre Kenntnis und richtige Auslegung muß in uns das Gefühl der Heimatliebe erstarken lassen.

Erich Raschke-Breslau:

Das deutsche Theater im Grenzland Schlesiens

Eine Betrachtung der Theaterverhältnisse im Grenzland Schlesiens wird sich nicht darauf beschränken können, festzustellen, welche Möglichkeiten des Spiels überhaupt vorhanden sind und in welcher Weise diese Möglichkeiten Verwendung finden, sie wird vielmehr wertend dazu Stellung nehmen müssen, ob die allgemeine Ordnung der Theaterverhältnisse die besonderen Notwendigkeiten der deutschen Kulturpflege im Grenzland ausreichend berücksichtigt, und ob die sich im

Spielplan ausdrückende Einstellung zum Drama als einer Funktion der gleichen Kräfte, aus denen die Gestaltung des Volkstums fließt, in einem Maße vorhanden ist, daß die Tätigkeit der schlesischen Theater irgendwie als gemeinschaftsbildend anerkannt werden kann. Hierbei wird die Betrachtung getrennt für die Theater im reichsdeutschen Schlesien und für die Verhältnisse im polnischen und in Sudetenschlesien geführt werden müssen, weil die öffent-

lichen Voraussetzungen für deutsche Theaterpflege in den einzelnen Gebieten entsprechend ihrer staatlichen Zugehörigkeit verschieden sind.

In den beiden preussischen Provinzen Nieder- und Oberschlesien bestehen z. Bt. folgende Theaterbetriebe: In Breslau: Die Stadttheater-Gesellschaft mit beschränkter Haftung, eine als gemeinnützig anerkannte Gesellschaft, an der die Stadt Breslau und die Provinzialverwaltung von Niederschlesien ausschlaggebend beteiligt sind. Sie pflegt ausschließlich die Oper, Operette nur gelegentlich und insoweit, als sie als klassisch angesprochen werden kann. Das Sprechstück ist in Breslau ausschließlich den Vereinigten Theatern, ebenfalls eine gemeinnützige Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorbehalten. Gesellschafter sind Privatpersonen, im Aufsichtsrat sind jedoch alle öffentlichen Stellen und Organisationen, die an der Pflege des Sprechstücks in Breslau interessiert sind, vertreten. Die Operette wird in Breslau privatwirtschaftlich im Schauspielhaus, z. Bt. als Filiale der Berliner Betriebe der Gebrüder Kötter betrieben. Gemeinnützige Betriebe sind in Niederschlesien noch vorhanden in Görlitz und Brieg. Das Stadttheater Görlitz wird von der Stadt geführt, es pflegt sowohl Oper, wie Sprechstück und Operette, das Stadttheater Brieg ist eine gemeinnützige Gesellschaft mit beschränkter Haftung, an der die Stadt Brieg und die beiden großen deutschen Besucherverbände, der Verband der deutschen Volksbühnenvereine und der Bühnenvolksbund (Vereinigung zur Theaterpflege im christlich-deutschen Volksgeist) beteiligt sind. Die Spielstätigkeit umfaßt Sprechstück und Operette. Daneben bestehen in Liegnitz, Schweidnitz, Glogau und Zauer noch sogenannte Pachttheater, d. h. Betriebe, die von den Direktoren als Unternehmer

geführt werden. Alle diese Betriebe werden jedoch von den zuständigen Stadtverwaltungen, allerdings meist nur bezüglich der wirtschaftlichen Führung, kontrolliert und mehr oder minder wirtschaftlich unterstützt. Sie spielen im allgemeinen nur Sprechstück und Operette, diese in größerem Umfang als das Sprechstück, Liegnitz und Glogau gelegentlich auch die Spieloper.

In Oberschlesien bestehen 4 Betriebe, die sämtlich gemeinnützig sind, das Oberschlesische Landestheater für das Oberschlesische Industriegebiet mit dem Sitz in Beuthen und das Stadttheater Neiße als Gesellschaften mit beschränkter Haftung, an denen die in Frage kommenden Städte und die beiden großen Besucherverbände beteiligt sind, in Ratibor als reines Stadttheater, in Oppeln ebenfalls bisher als reines Stadttheater, z. Bt. als Gemeinschaftsbetrieb der beiden Ortsgruppen Oppeln der Besucherverbände, der noch keine bestimmte Rechtsform angenommen hat. Das Oberschlesische Landestheater pflegt Oper, Schauspiel und Operette, die andern Oberschlesischen Theater nur Schauspiel und Operette.

Die Theaterpflege auf dem flachen Lande, d. h. in den theaterlosen Stadtgemeinden, wird in weitem Umfang durch die beiden gemeinnützigen Wandertheater durchgeführt, das Schlesische Landestheater des Verbandes der deutschen Volksbühnenvereine mit dem Sitz in Bunzlau und die Schlesische Bühne G. m. b. H. des Bühnenvolksbundes in Breslau. Die Tätigkeit des Schlesischen Landestheaters ist auf Niederschlesien beschränkt, die Schlesische Bühne spielt in etwa 45 Städten Nieder- und Oberschlesiens. Beide Wanderbühnen pflegen ausschließlich das Sprechstück. Ihre Tätigkeit, insbesondere die der Schlesischen Bühne, erfaßt Städte bis zu einer Einwohnerzahl von 1000 bis 1500 herab.

Gelegentlich zusammentretende Wandertuppen können außer Betracht bleiben, da sie meist nur ganz kurze Zeit bestehen und ihre Tätigkeit in kultureller und künstlerischer Hinsicht ernsthafter Wertung entzogen ist. Das Laienspiel wird später kurz im Zusammenhang betrachtet werden.

Die Räume, in denen die schlesischen Theater fast alle tätig sein müssen, sind unzulänglich, u. zw. sowohl was die Bühnenhäuser anbelangt, wie hinsichtlich ihres Zuschauerraumes. Als Ausnahmen sind zu nennen das Stadttheater Görlitz, das durch die Stadt Görlitz in allen seinen Teilen in mehreren Bauabschnitten unter ganz erheblichen Opfern neuzeitlich umgestaltet wurde, das Stadttheater Glogau, das durch einen im Jahre 1928 durchgeführten völligen Umbau des Zuschauerraumes — das Bühnenhaus war bereits 2 Jahre vorher umgebaut worden —, ein entzückendes Kammerspieltheater geworden ist, und das Stadttheater Neiße, dessen Bühnenhaus vor 2 Jahren im Rahmen eines ganz großzügig geplanten Gesamtumbaus des Theaters eine Ausgestaltung erfuhr, wie sie in ganz Ostdeutschland nicht wieder anzutreffen sein dürfte. Leider ist der Umbau des Zuschauerraumes aus Mangel an Mitteln auf unbestimmte Zeit verschoben worden.

Die hier gegebene kurze Übersicht über das für die Durchführung bewusster Theaterkulturarbeit vorhandene Material zeigt bereits, daß in Schlesien noch wesentlich mehr Theaterbetriebe vorhanden sind, als es ein planmäßig geregeltes Bedürfnis erfordern würde. Die Erkenntnis der Bedeutung der Bühne innerhalb des gesamten kulturellen Geschehens ist freilich noch verhältnismäßig neu, sie hat aber bereits bewirkt, daß gesellschaftliche Verpflichtungen für den Besuch des Theaters nicht mehr aner-

kannt werden, daß neue Besucherschichten an das Theater herandrängen, deren innerer Bedarf allerdings durch eine verhältnismäßig beschränkte Zahl von Erlebnissen zunächst befriedigt wird. So muß heute der Kreis der Menschen, an die sich ein Theater wendet, ein wesentlich größerer sein, als früher, so ist es nicht mehr möglich, in einer Stadt von 30.000 oder noch weniger Einwohnern einen Theaterbetrieb zu erhalten, der für ernsthafte Theaterkultur auch nur in Frage kommen kann. Eine Zusammenfassung mehrerer speziell in Niederschlesien noch bestehender kleinerer Stadttheater zu einem Betrieb, der durchaus in der Lage sein würde, den in den einzelnen Städten vorhandenen Bedürfnissen gerecht zu werden, würde vor allem die künstlerischen Möglichkeiten, die heute naturgemäß bei den einzelnen Betrieben nur sehr gering sind, außerordentlich steigern.

Der Spielplan der meisten Provinztheater ist unter diesen Umständen wesentlich oder ausschließlich bestimmt durch Rücksichten auf die finanzielle Auswirkung der einzelnen Aufführungen. Er berücksichtigt, wie oben bereits angedeutet, ungebührlich stark die Operette und das wertlose Lustspiel, das dem reinen Amüsierbedürfnis entgegenkommt, und drängt das ernsthafte Schauspiel fast vollständig in den Hintergrund. Es konnte daher auch in den meisten dieser Städte nicht gelingen, in nennenswertem Umfang Besuchergemeinden aufzubauen. Diese sind sehr stark in Breslau, Brieg, Görlitz, in Neiße, Oppeln und im ober-schlesischen Industriegebiet vertreten. Insbesondere der Bühnenvolksbund führt außerdem eine große Zahl von Ortsgruppen in theaterlosen Städten, die mit der ernsthaften Theaterkultur durch die gemeinnützigen Wandertheater in wesentlich stärkerem Maße verbunden sind, als die Mittelstädte mit eigenem Stadt-

theater. Das Schauspiel in Breslau hat in den letzten Jahren leider mehrfach den von Berlin her kommenden Bestrebungen, die Bühne zu parteipolitischen Zwecken zu mißbrauchen, nachgegeben und dadurch seine besondere Stellung als führendes Schauspiel im Grenzland Schlesien gefährdet. Die oben genannten Theater, die über stärkere Besucherorganisationen verfügen, sind dadurch vielleicht, zum Teil gegen ihren eigenen Willen, in der Lage, dem ernsthaften Schauspiel größeren Raum im Aufbau ihres Spielplans zuzuwenden.

Die Forderungen, die sich aus der Gesamtlage des Theaters in Schlesien im Interesse einer bewußten volkskulturellen Aufbauarbeit ergeben, sind folgende: Planwirtschaftliche Zusammenfassung der vorhandenen unzulänglichen Kleinbetriebe zu größeren Einheiten, die allen kulturellen und künstlerischen Anforderungen gewachsen sind, stärkere Berücksichtigung des Sprechstücks als der in stärkstem Maße kulturbildenden Gattung des Dramas; stärkeres Interesse der einzelnen Städte auch in finanzieller Hinsicht für die Gestaltung des Theaterwesens überhaupt unter Ausschaltung unberechtigter und unzumutbarer lokaler Sonderinteressen; intensive Zusammenarbeit der Theater mit den großen Besucherverbänden, die allein die Durchführung eines kulturell lebendigen und schöpferischen Spielplans ermöglichen. Von den Besucherorganisationen muß verlangt werden, daß sie in ihren Forderungen an das Theater jede aus politischen oder sonstigen Zweckmäßigkeiten geborene Haltung vermeiden, sondern allein von der dramaturgischen Einsicht ausgehen, daß das Drama an sich Leben schöpferisch gestaltet und infolgedessen unser Volkstum als ständig werdende Gemeinschaft formen hilft.

Eine besondere Betrachtung fordert

die Lage des deutschen Theaters in Polnisch-Schlesien. Deutsche Theater bestehen dort nicht. Die deutsche Bevölkerung hat sich daher in weitem Umfang in der Deutschen Theatergemeinde für Polnisch-Oberschlesien zusammengefunden, um durch diesen Zusammenschluß regelmäßige Gastspiele deutscher Theater und sonstige deutsche kulturelle Veranstaltungen zu ermöglichen. Diese Arbeit erstreckt sich zunächst auf die großen Städte, wo sie bisher im wesentlichen durch Gastspiele des Oberschlesischen Landestheaters, etwa 15 im Lauf eines Monats, geleistet wurde, sie erfaßt jedoch auch durch Vortragsabende, Konzerte, Puppentheater, Laienspielscharen und gelegentliche Vorstellungen von Berufsbühnen das flache Land. Die Arbeit ist zurzeit infolge der Auseinandersetzungen, die im Anschluß an polnische Gastvorstellungen in Deutsch-Oberschlesien und die seitens der polnischen Behörden gegen die Deutsche Theatergemeinde in Polnisch-Oberschlesien eingeleiteten Maßnahmen erfolgt sind, vollständig unterbrochen. Es ist noch nicht zu übersehen, wann sie wieder aufgenommen werden kann.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse in den deutschen Städten in der Tschechoslowakei. Hier bestehen immerhin einige deutsche Theater, die allerdings bei weitem nicht die gleichen Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln erhalten wie die gemeinnützigen Theater im reichsdeutschen Schlesien. Ein erfreulicher Zusammenschluß im Sinn einer planwirtschaftlichen Regelung mit dem Ziel einer Verstärkung der künstlerischen und kulturellen Möglichkeiten ist vor einiger Zeit dadurch erfolgt, daß seitens des Stadttheaters Troppau die planmäßige Bespielung einiger Nachbarstädte übernommen worden ist. Die Bemühungen um die deutsche Bühne in den deut-

sehen Orten der Tschechoslowakei werden wesentlich ergänzt durch die zahlreich bestehenden Liebhaberbühnen des Bundes der Deutschen in Böhmen.

Durch sie ist die Frage des Laienspiels in diesen Orten in einer Weise gelöst, die allerdings der grundsätzlichen Auffassung vom Laienspiel, wie sie sich in den letzten Jahren herausgebildet hat, nicht entspricht. Es handelt sich hier um eine allerdings in den meisten Fällen recht hochstehende Nachahmung der Berufsbühne, einen Ersatz, der entsprechend der vorhandenen Notlage zweifellos eine Notwendigkeit bedeuten mag.

Eine Laienspielgruppe, die sich in ihrer Wirkung ebenfalls dem Berufstheater leicht annähert, ist die Heimgartenspielschar in Reife. Ihre Arbeit ist besonders bedeutungsvoll in den Dörfern des zweisprachigen Gebiets Deutsch-Oberschlesiens. Ihr Spielplan umfaßt das religiöse und profane Volksspiel, Märchenspiel und ähnliche dem Charakter des Laienspiels entsprechende Aufgaben, die andererseits von einer Berufsbühne nie erfüllt werden könnten.

Im übrigen ist das Laienspiel in Schlesiens nur in ganz geringem Umfang ausgebildet. Es hat fast den Anschein, als ob der Schlesier nur schwer oder

gar nicht zum eigenen spielerischen Erlebnis, zur schöpferischen Formung seines Innenlebens im Spiele kommen kann.

So steht die Bühne in ihrer Vielgestaltigkeit noch verhältnismäßig ungeordnet neben und zwischen den allgemeinen kulturellen Erscheinungen im Leben des Schlesiens. Die schicksalhafte Verbundenheit von Volk und Theater, die von der Bühne her das Leben des Volkes formt und aus dem Volk der Bühne die schöpferischen Kräfte zufließen läßt, die allein das Drama schaffen, ist kaum erkannt und gewinnt nur zaghaft an einzelnen Ansatzpunkten Gestalt. Die sich langsam anbahnende Formung des Stammesbewußtseins des Schlesiens, die ihn seine vollkommene Einheit allmählich begreifen und damit erst erschaffen läßt, wird auch der deutschen Bühne im Grenzland Schlesiens die Richtung und Gestaltung geben, deren sie für die Erfüllung ihrer volkbildenden Aufgaben bedarf. So wie die Bühne das Leben des Volkes schöpferisch formt, so wird das Schicksal des Volkes das Leben der Bühne bestimmen. Das deutsche Theater im Grenzland Schlesiens wird erst dann Erfüllung geben und finden, wenn der schlesische Stamm ein deutsches Grenzvolk geworden ist.

Bruno Nowak: „Heiland im Weltwinkel“

Ein schlesisches Spiel

Die Bühne stellt dar: Eine Stube in einer Hütte am Ende des Walddorfes.

Zwei kleine Fenster hinten, eines rechts. Mit blanken Scheiben.

Alter, einfacher Hausrat. An der Wand ein Kreuz.

Auf der Ofenbank der alte Kriech. Er sieht müde, aber gütig lächelnd seinen Enkelkindern zu.

Peter, der Knabe, kniet vor einem Stuhl. Aus seinen Augen bricht ein Strahl jenes Menschentums, welches von Formen und Zufälligkeiten verschüttet sein kann, aber nie ganz getötet wird. Oder: Seine Seele leuchtet, auch wenn der Geist in dumpfem Dunkel liegt.

Agathl, das Mädchen, etwas jünger, noch Kind genug, um auch das Seltsame nur wunderbar, aber durchaus glaubhaft zu finden, sitzt auf einem Schemel und lauscht dem Bruder.

Draußen ist später Nachmittag, aber noch heller Tag.

- Peter: (langsam und feierlich)
Heut hab ich das blaue Wunder gesehn! —
Im Walde drauß!
- Agathl: (laufend, neugierig-verwundert)
Sag, Peter, war's schön?
- Peter: Ob's schön war? Soll ich das sagen? Doch wie?
Ich weiß das Wort nit.
- Agathl: Ich sah solches nie!
- Peter: (wichtig)
Ich hab es auch sonst noch nie gesehn.
Dann war es da. Kaum hab ich mich getraut,
Es anzusehn, so mit einemmal
Traf mich im Walde drauß sein blauer Strahl.
- Agathl: (drängend)
So sag doch, Peter, wo das war!
- Peter: (ganz langsam)
Das war wie in der Kirche beim Altar.
- Agathl: In unserer Kirch?
- Peter: Sei still doch, Agathl!
Es war wie in der Kirche im Stadl,
Weil sie so hoch ist. Und schön und licht.
Und unsere Kirche ist so nicht.
Die Bäume waren die Säulen fein
Und der Altartisch war von Stein.
Von grünem Moos die Decke war
Und die Haselstauden die Fahnen gar.
Das war, wo der Weg zum Forsthaus geht
Und die Fichte mit dem Heiligenbild steht.

- Agathl: Das Bild mit der heiligen Mutter Marie?
- Peter: Die war's.
- Agathl: Dann führte dich sie.
Doch sag, wie sah das Wunder aus?
Warum brachtest du's nicht nach Haus?
Wir hätten's in Herrgottswinkel gestellt,
Da hätt es uns immer die Stube erhellt.
- Der alte Krisch: Ja, Peter, warum hast du's mit mitgebracht?
Es hätt uns alle sehr reich gemacht.
Ein Wunder im Haus! Bedenk nur die Leut!
Ein Wunder ist ein gar seltenes heut.
(er beugt sich über Peter herab, mit einem Lächeln, welches gerade noch ein wenig Spott verrät, den Kindern aber durchaus unmerkbar)
Bedenk nur Peter, wie bin ich alt,
Wie oft ich bin gangen in den Wald!
Hab Gold im alten Schacht gegraben,
Weil sie damals noch Gold gesucht haben
Und auch ein paar Körnlein haben gefunden
Im Martinschacht, in der Erde drunten.
Ich hab das Kobermännlein, du weißt,
Gar oft gesehen, den bösmütigen Geist.
Aber ein Wunder, Peter, hab ich nie gesehen.
- Peter: Das kann ich freilich nicht verstehen.
- Der alte Krisch: (noch immer mit gutmütigem Spott)
Da kommt so ein junger Naseweis;
Der kaum noch richtig zu denken weiß,
Schaut mit einem Aug in den Wald hinein
Und sieht ein Wunder, und kommt gefantzt — — —.
- Peter: Großvater, was du mich spotten kannst!
- Der alte Krisch: (einigermassen wieder ernst)
Si Peter, welcher Mensch treibt denn Spott
Mit einem Wunder, das kommt doch von Gott!
Nun aber erzähl! Ich möcht gern wissen,
Wie ich es werde anstellen müssen,
Um auch noch ein Wunder zu erleben.
Was hat es denn für ein Wunder gegeben?
Sahst du einen Hirsch mit dem Kreuz auf der Stirn?
Oder ein Feuer im dornigen Schirin?
- Peter: (schüttelt in einem fort den Kopf)
- Der alte Krisch: (ohne sich stören zu lassen)
Oder hörtest du eine Stimme aus dem Strauch
Und sahest die heilige Barbara auch?



Adolf Bdrasila

Friedeberg

Oder erschien, Peter, dir gar allhie
Die heilige Mutter Jungfrau Marie?
So red doch endlich, kopfschüttelndes Bübel!

Peter:

(lebhaft)

Es war kein Wunder aus der heiligen Bibel!

Der alte Krisch:

Was war es dann?

Peter:

(aufstehend, sehr langsam)

Es war die blaue Blume!

Der alte Krisch:

(ehelich verwundert)

Ei was? Nun aber, Peter — —! Die blaue Blume?

Agathl:

(mit leuchtenden Augen)

Die blaue Blume?

Der alte Krisch:

— Daß ich nicht gescheiter war — —,
Ich halt dich zum Narren, und du bist ein Narr.
Und macht sich, Agathl, aus uns einen Spaß.

(die Hände zusammenschlagend)

Eine blaue Blume! Nein, Peter, das!

Peter:

(erstaunt)

Was lachst du, Großvater? Da gibt's keinen Spott!
Du sagst doch selbst: Ein Wunder kommt von Gott!

Der alte Krisch:

Eine Blume, ein Wunder? Das ist gefehlt!

Peter:

(beinahe trozig)

Wenn's unser Schulmeister aber so erzählt?

Der alte Krisch:

(aufhorchend)

So so? Der Schulmeister sagt's?

(weiß nicht recht, was er sagen soll)

Dann ist's wohl wahr.

An Gscheitheit kommt er gleich hinterm Pfarr.

Der muß es wissen, dazu ist er gelehrt.

Aber leicht hast du, Peter, nur falsch gehört?

Oder was hat er zu euch gesagt?

Kannst nit Antwort geben, wenn man dich fragt?

Peter:

(langsam und belehrend)

Es ist schon hundert und nochmehr Jahr,

Da alles bei uns noch ganz anders war.

Da war ein Land — und es war kein Land —,

In welchem man manches Wunder gekannt.

Wußt niemand den Weg, der dahin wies.

Es war das verschwundene Paradies.

Da zogen die Ritter aus, stolz bewehrt

Mit schimmerndem Panzer und blankem Schwert,

Und stiegen herunter von Burg und Schloß,
 Zu Fuß die einen, die andern zu Roß.
 Und allen war das Wunder verkündet:
 Wer auszieht und die blaue Blume findet,
 Der bringt den Menschen alles Glück,
 Das sie verlorn, auf die Erde zurück
 Und alles wird wie einstmal's sein:
 Über die Massen schön! Über die Massen rein!

Der alte Krisch: (der immer erstaunter zugehört hat)
 Wir loben alle guten Geister!
 Solch Ding, Peter, erzählt euch der Schulmeister?

Peter: Ja, und er erzählte noch mehr!
 Aber sei still, Großvater, und hör!
 So viele auch ausgezogen sind,
 Auf daß einer die blaue Blume find,
 Sind alle zurückgekehrt oder auch nit:
 Aber die Blume fand keiner nit.
 Der Schulmeister meint, sie waren all blind,
 Wie es die Menschen zuweilen schon sind.
 Sie rennen sich müde in irrender Hast,
 Sie suchen das Glück in Fremde und Ferne,
 Wo doch auch unseres Himmels Sterne
 In stillen Stunden sind unser Gast.

Der alte Krisch: Das Peter, sagt euch der Schulmeister auch?
 Ein braver Mann!

Peter: Er sagt, es brauch
 Der Mensch nit immer reiten und traben,
 Um an dem Glück auch teil zu haben.
 So ging's auch den Herren vom Rittertume,
 Die auszogen, um die blaue Blume
 Zu suchen, zu ihrer und der Menschen Heil.
 Es hatte die Fremde ihrer nit teil.
 Und es sagt der Schulmeister: Es kann
 Von den Deutschen auch heut noch jedermann
 Das Wunder der blauen Blume sehn,
 Er muß nur in den Wald hineingehn
 Und recht mit Andacht und reinem Gemüt
 Die Blume suchen, die überall blüht.
 Sie blüht im Tale und auf der Höh,
 Auf Steinen und Wiesen — — —.

Der alte Krisch: Laß, Peter, ich versteh! —
 Und dachte vorhin, du wärst nit gescheit.
 Wir sind halt manchmal einfältige Leut.
 (steht auf und legt den Kindern die Hände auf den Kopf)

So muß es manchmal uns Menschen gehn:
 Man lebt ein ganzes Leben lang,
 Arbeitet und schläft, nimmt Speis und Trank
 Zu sich, geht in die Kirche und betet auch
 Zu Gott, und spürt doch nie einen Hauch
 Vom ewigen Leben, von dem man spricht
 Und man spürt es in der Seele nit,
 Und man weiß gar nit, ob alles wahr
 Ist, weil es einem so wenig wird offenbar.
 Aber die Stunde wird jedem geschenkt,
 Da sich der göttliche Geist niedersenkt
 Auf uns und unser armseliges Haupt,
 Wo man Gott erkennt und an ihn glaubt,
 Durch seine Kraft und seine Gnad.
 Und unseres Lebens schmalkrummer Pfad
 Hat längst die rechte Richtung genommen,
 Eh' wir noch selbst zu Verstand gekommen.
 Ja, Kinder, du Agathl und Peter,
 Ich spür den Hauch Gottes, denn jetzt weht er
 Durch unsere Stube und offenbart
 Seine allmächtige Gegenwart.

(er tritt mit den Kindern unter das an der Wand hängende Kreuz)

Du gütiger und allmächtiger Herr,
 Hast für uns gelitten, blutig und schwer,
 Bist für uns auf das Kreuz gestiegen,
 Mußtest für uns in der Erde liegen.
 Bist Mensch geworden, damit du weißt,
 Was Mensch sein auf dieser Erde heißt.

(er bleibt eine Weile stumm)

Du bist bei uns und wir bei dir!
 Unser Leben sei dir Dank dafür.

Die Vereinigung bildender Künstler Schlesiens in Troppau *

Vor bald einem Jahrzehnt schlossen sich mitten in der Kulturumschichtung der Nachkriegszeit die in dem kleinen zur tschechoslowakischen Republik gehörigen „Schlesierland“ ansässigen bildenden Künstler zu einem Verband zusammen, „organisierten“ sich, um einen Halt an sich und eine gemeinsame stärkere Stosskraft nach außen zu erreichen, die ja dem einzelnen in jenem Chaos naturgemäß versagt blieb. Was in aller Welt sollen sich Künstler organisieren, so fragten damals manche, die noch in den alten idealistischen Anschauungen von der Kunst als „Himmelstochter“ befangen waren. Es erschien ihnen beinahe als eine Verfündigung am heiligen Geiste des großen Schöpfers einer zweiten inneren Welt. Und sie vergaßen dabei, die Gatten, daß zum künstlerischen Schaffen auch eine gewisse, wenn auch bescheidene materielle Sicherheit gehört, sonst verkümmern Hand, Auge und Phantasie. Gewiß, die Kunstgeschichte verzeichnet ehrfürchtig Martyrien, wie ganz große Meister ihren einsamen Golgathaweg bis zum bitteren Ende schreiten mußten, aber das waren immerhin doch nur einzelne im wahrsten Sinne des Wortes, Führer ins unbekannte neue Große, die in der Flammenschrift des Genies ihr Werk am Himmel der Menschheit verzeichnet haben. Für diese wenigen taugt keine „Vereinigung“, weil sie ja Gleichgroße nicht finden und ihr gigantisches Schicksal erfüllt sich in der tiefsten Einsamkeit.

Aber die andern, Große, Mittlere und auch Kleine, die im Zusammenhang mit der ganzen geistigen Kultur ihrer Zeit oder auch bewußt gegen diese schaffen

und wirken, die müssen heutzutage sich vereinen auf Grund eines gemeinsamen Interessentkreises, der am besten örtlich, landschaftlich oder rassisch-einheitlich sich zusammenschließt. Naturgemäß haben die älteren großen Künstlervereinigungen, die für ganze Länder oder ganz bestimmte neuaufleuchtende Kunst- und Kampfrichtungen entstanden sind, noch ihren Wert, aber sie können sich heutzutage nicht so sehr für alle einzelnen Mitglieder einsetzen, als dies früher der Fall war. Dazu hat sich alles viel zu sehr geändert. Und jede dieser jungen auf bestimmte Landschaften und geographisch zusammenhängende Kulturkreise beschränkten Vereinigungen, seien sie noch so klein, bieten eine Fülle von Erleichterungen und Vorteilen, die der einzelne nur mit schwerer Arbeit und auch da nicht so umfassend sich verschaffen kann. Ganz abgesehen von der stärkeren sozialen Machtstellung, die ein „behördlich konzeptionierter“ Verband mit strengen Statuten und dem ganzen mehr oder minder verwickelten Apparat eines solchen hat.

Immerhin sind diese eben skizzierten Motive mehr äußerlicher Art, aber es gibt auch genug innere, naturgemäß viel tiefere Gründe, die eine Reihe von zunächst nur örtlich oder landschaftlich einander nahestehenden Künstlern sich vereinen läßt. Und gerade ihre geographische Zusammengehörigkeit ist dabei das ausschlaggebende. Der Grund alles künstlerischen Schaffens ist letzten Endes immer die Natur und ihre gewaltige Fülle und Vielheit und diesen Künstlern ist die Natur ihrer Geburts- oder Wahlheimat die gemeinsame Quelle, aus der sie alle schöp-

fen, je nach der Art ihrer besonderen eigenen Begabung und Auffassungskraft. In der verwirrenden Menge der zerrissenen und uneinheitlichen geistigen Kultur der Moderne mit ihrem ungesunden Schlagwortfanatismus suchen die Künstler einen unverrückbaren festen Boden, auf dem sie sich mit allen den Problemen ihrer Zeit inhaltlich und formal auseinandersetzen können. Und diesen Boden gewährt ihnen die Natur ihres Landes, ihres Lebens. Das ist eine sichere Erfahrung und hat gewiß nichts mit dem vielen, leider oft im leichtesten Dilettantismus vegetierenden Phrasenschwall von Heimatkunst zu tun, unter dessen Flagge sich viel verlogene Unkenntnis breitmacht. Jede echte, wahre Kunst ist ja Heimatkunst, das heißt, organisch aus dem eigenen Boden herausgewachsen. Und es lebt in der heutigen zerspaltenen Menschheit Mitteleuropas eine tiefe Sehnsucht nach Selbstbesinnung auf eine Grundlage, die natürlich ist, verbunden mit der eigenen Vergangenheit von Volk, Land, Stadt und Dorf. Wir wollen wissen, wie wir geworden sind, um zu wissen, wie wir werden sollen, um den Ahnen und dem heiligen Heimatboden getreu und wert zu bleiben. Symptome dafür gibt es genug, so die zahlreichen in den letzten Jahren erschienenen und begründeten Heimatsdarstellungen, Zeitschriften, Vereine und Museen, von welchen die tschechoslowakische Republik allein weit über 100 zählt.

Einerseits ist die schlesische Künstlervereinigung entstanden, um für ihre Mitglieder und die Kunst des Landes tatkräftige Arbeit zu leisten, durch periodische Ausstellungen Rechenschaft zu geben von ihrem Wollen und Können und dadurch auch eine hervorragende künstlerische und erziehende Aufgabe zu erfüllen, anderseits aber muß sie Kampfstellungen in der vordersten Linie beziehen. Es gilt für diese Künstler, die wissen, daß „Kunst“

von „Können“ herkommt, die lange Jahre im ernsten, fleißigen Studium an Akademien und bei freigewählten Meistern sich zu dem entwickelt haben, was sie heute sind, rücksichtslos und mit der heißen Verachtung zu kämpfen gegen den öden, unproduktiven Dilettantismus, der leichter und gefälliger als ernste Künstler alle Probleme prostituiert und süßlich-gefällig darstellt, aber gerade dadurch dem denksfaulen Pöbel gefällt, welchem alle Probleme verdächtig erscheinen; es gilt den unerbittlichen Feldzug gegen den marktshreierischen Tageskitsch, wie er durch gewissenlose, ungebildete Agenten aus den Bilderfabriken einer geradezu trostlosen Schundproduktion auf dem Land und in den kleineren Städten mit unleugbarem materiellen Erfolg vertrieben wird. Denn diese Machwerke sind billig, ja sogar, damit zum Schaden noch was dazukommt, spottbillig. Das ist bekanntlich die „Hauptsache“! Und diese trostlose Massenproduktion, an der von Individualität und Persönlichkeit keine Spur mehr zu bemerken ist, schafft ungeheuren Schaden an der Seele des Volkes.

Was soll der einzelne Künstler tun, um die Resonanz seines Schaffens bei seinen Mitbürgern und Landsleuten zu finden? Er ist machtlos und verzweifelt wohl manchmal am Leben. Zufällige persönliche Beziehungen sind eben nur Sache des Zufalls, vereinzelt und letzten Endes auch unmoralisch und beschämend für den Feinsüßeren. Ist er aber in einer Vereinigung von Fachgenossen, dann vermögen die immer wiederholten Ausstellungen doch im Publikum den Sinn für echtes Können zu wecken und zu entwickeln. Reife ist Qualität in jedem Falle, mag der Künstler, der ein solches Werk geschaffen hat, der oder jener Richtung angehören. Und es erzieht zur Kunst. Dazu muß unser Publikum erzog-

gen werden, dann wird es auch wieder Kunstwerke kaufen, wie in jenen Zeiten der alten Kunststile, in denen die Künstler viel leichter schufen als heute, denn sie standen auf dem Boden einer gleichmäßigen, starken, großen Kultur, die alle Zweige menschlichen Wesens umfasste und in sich einschloß. Es gehört nicht immer viel Geld zum Kaufen von Kunstwerken, sondern Liebe und Verehrungskraft ihnen gegenüber. Und gerade im mittleren Bürgertum sind diese oft stärker vertreten als in den kaufkräftigen Kreisen der Industrie und des Handels. Reichtum und Besitz sollten verpflichten und nicht zur Hybris führen. Denn die moderne Hybris der Wohlhabenden und Reichen führt zum alten Trugschluß, der Zivilisation mit Kultur verwechselt und statt der Freude am guten Kunstwerk im eigenen Heime, statt der „Einkehr“ — die „Ausfahrt“ sucht.

Wie hoch stehen jene materiell lange nicht so leistungsfähigen „Stillen im Lande“, die jahrelang sparen, bis sie endlich freudig bewegt den Kauf eines Bildes oder einer kleinen, feinen Skulptur wagen können, die ihnen Sonne in Herz und Haus hineintragen! Oh, ich kenne eine Menge solcher, die bescheiden und beinahe schüchtern zu einem unserer schlesischen Maler kommen und ein Bildchen bestellen, eines jener wundervollen ganz von der sinnigen Liebe des Künstlers durchglühten und erfüllten Blumenstücke Adolf Drazilas oder der stimmungsreichen, feinfarbigten Landschaften Edmund Moslers. Und der Tag, an dem sie das, mit ihrem wirklich schwer ersparten Geld erkaufte Werk in ihr Heim tragen, ist für sie ein Tag der Feier und der Schönheit. Das ist wahre vorbildliche Kunstpflege und innere Kunstfreude. Die Vorbedingungen sind da, denn die Freude am Wechsel und der Schönheit der Natur ist ja groß und all-

gemein. Die Schönheit der Heimat, der sie huldigen, blüht wieder auf in den Werken unserer schlesischen Künstler, noch schöner, weil sie uns mit ihren Augen, ihrer Eigenart gesehen, wertvoller und tiefer dünkt: ein ehrlicher Mensch, der mit der Kunst begnadet ward, hat sie so erfasst und wiedergegeben.

Die Entstehung der reizvollen und komplizierten künstlerischen Eigenart des Schlesiers ist schwer zu deuten. Eingehendere Forschungen werden da sicher einmal größere Klarheit schaffen. Einige der alten Hauptstämme des deutschen Gesamtvolkes haben zusammengewirkt, um diesen interessanten, reichen und vielseitigen Typus zu schaffen; auch slawische Einflüsse sind sicherlich mit am Werke gewesen, denn nicht ohne stärkere Berührung und Verschmelzung haben Deutsche und Slawen (Tschechen und Polen) Jahrhunderte lang unter- und nebeneinander gewohnt und am Aufbau ihrer Kultur geschaffen, außerdem schon durch das Band der gemeinsamen Kirche enger aneinandergebunden. Es sei mir gestattet, hier zu wiederholen, was ich vor beinahe zwanzig Jahren anlässlich der Darstellung des künstlerischen Schaffens Leopold Bauers, des großen schlesischen, aus Jägerndorf bei Troppau stammenden Architekten geschrieben habe (Moderne Bauformen, IX, 1910, S. 68): „Das deutsche Gebirge Schlesiens, die Berge und Täler um den Altvater herum, ist seinen Kindern kein milder, verschwenderischer Vater; hart und rau ist das Klima, karg und schwer der Verdienst, monatelang liegt grauer Dunst oder der weiße Schnee auf den Hängen und nur im Spätherbst leuchtet der hohe, weite Himmel in tiefer, klarer und märchenhafter Bläue über der Welt. Rau, nicht sehr gesprächig sind diese Menschen, Wirklichkeitseher und doch voll tiefen leuchtenden Humors und einer rei-

chen Phantasie, die im Innern wohnt. Das ist das Land, das die Rübezahlmärchen geschaffen hat, das Land, das neben kargem Getreide und „Erdäpfeln“ in seinem Boden Goldadern birgt. So wie hier Armut neben Reichtum liegt, so schwebt des Schlesiers Wesen zwischen den zügellosen Träumen der Phantasie und der klaren Wirklichkeit. Und so ist auch das schlesische Wesen in der Kunst zu erkennen, in Gerhart Hauptmanns Dramen, in Adolf Drazilas Bildern und Holzschnitten, in Leopold Bauers Schaffen.“

Ich freue mich sehr, daß neuestens auch ein jüngerer Kunstkritiker diese, wie ich glaube, klare und richtige Auffassung von schlesischem Wesen und schlesischer Kunst anerkannt und sich zu eigen gemacht hat. Zeugnis für diese vielseitige und starke künstlerische Begabung des alten Schlesiervolkes, von dem ein Teil heute zur tschechoslowakischen Republik gehört, gibt ein Blick auf die Schar von Architekten, Bildhauern und Malern, die unserer Vereinigung angehören. Es ginge zu weit über den Rahmen dieser Betrachtungen hinaus, wollte ich eine ausführliche Schilderung ihres Schaffens geben — das muß einer Gesamtdarstellung der schlesischen Kunst vorbehalten bleiben —, aber ich will versuchen, eine kurze Charakteristik der Hauptmeister zu geben, die durch die Bildbeigaben unterstützt wird. Diese stehen allerdings nur in ganz losem Zusammenhang mit meinen Ausführungen und sind von der Leitung der Vereinigung nach Maßgabe des vorhandenen photographischen Materials ausgesucht worden.

Daß unser kleines Land in der Geschichte der Architektur einen ehrenvollen Platz an erster Stelle einnimmt, beweist der Hinweis auf den zu Troppau 1867 geborenen genialen Joseph Maria Olbrich († 1908 zu Darmstadt), den Mit-

schöpfer der modernen deutschen Baukunst; schon früh verließ er die Heimat und sein Weg führte ihn über Wien, wo er in der Meisterschule Otto Wagners an der Begründung der dortigen „Secession“ beteiligt war, nach Darmstadt, das ihm die meisterhaften Bauten auf der Mathildenhöhe verdankt. Nur ein Werk seiner Hand, allerdings bloß im Konzept, steht in seiner Heimat, das Haus seines Bruders auf der Ratiborerstraße zu Troppau.

In engster Verbindung aber mit der Heimat blieb der Jägerndorfer Leopold Bauer, der heute unleugbar zu den genialsten, fruchtbarsten und originellsten Führern der deutschen Baukunst gehört. Unser Land birgt köstliche reife Früchte seines gesegneten Schaffens voll innerer Feinheit und gezügelter machtvoller Phantasie, und was uns diese Werke noch besonders wert und lieb macht, ist der starke und innige seelische Zusammenhang mit der alten einheimischen Bauweise, trotz aller Modernität in Form und Grundriß. Den empfanden wir schon früher mit Freude beim Jägerndorfer Schützenhaus und der Troppauer Handelskammer, bei den Kirchenbauten zu Bielitz und Taschendorf und es wird uns jetzt wieder so recht zum Bewußtsein gebracht angesichts der machtvollen wuchtigen Masse des Warenhauses Breda & Weinstein in Troppau, bei dem am vortragenden gewaltigen durchgehenden Gesimse die liebvertrauten Verblendungen wieder erscheinen, die den alten behäbigen Stadthäusern Schlesiens aus der Spätgotik und Renaissance ihr charakteristisches Gepräge geben. Unerschöpflich ist seine Macht über Form und Licht im Innern der Bauten, stolz und bezwingend der ordnende Formwille an den stets interessanten und fesselnden Fronten. Heute steht der Meister auf der Höhe seiner fruchtbaren Kraft, wie seine

neuen großen Gemeindebauten in Wien beweisen, die auch durch die starke Einbeziehung von Plastik und Malerei nach der Forderung des modernen architektonischen Gesamtkunstwerkes ihre symptomatische und richtungsgebende Bedeutung haben.

Auch ein begabter aufstrebender Nachwuchs ist da aus heimischem Boden erwachsen, die Troppauer und Jägerndorfer Architekten Karl Gottwald, Eugen Koch, Willibald Schön und Oskar Wittke sind in der organischen Verbindung moderner Zweckmäßigkeit mit der aufwärts tragenden phantasiereichen Erfindungskraft Künstler von echt schlesischer Eigenart.

Bildhauer hat unser Land schon seit alters tüchtige und wertvolle gehabt. Erwähnt sei hier aus früher Zeit allein der aus Regensburg zugewanderte Hauptmeister des Barocks im alten Herzogtum Troppau, Joh. Georg Lehnert, von dessen geschickter Hand heute noch zahlreiche Werke in Stein (Liechtenstein-epitaph in der Troppauer Pfarrkirche) und in Holz erhalten sind. Im 19. Jahrhundert haben der geniale, dekorativ hochbegabte Friedl in Wien, dann Mühr, Thom und Scherzer dem schlesischen Namen Achtung und Anerkennung gebracht. Der schlesischen Künstlervereinigung gehören heute Joseph Obeth, Engelbert Kaps und Helene Scholz-Zelezný, der vielseitige Theodor Malléner (aus Tirol) und der feine Würbenthaler Holzschnitzer Max Ludwig an. Der reifste und erfolgreichste von ihnen ist Joseph Obeth, der älteste in der kleinen Schar und auch der jüngste unter ihnen, ewig beweglich und wandelbar, ein großer Poet und Phantasiemensch, dessen geschickter Hand Stein und Ton keine Schwierigkeiten bieten, der mit seinem Material frei waltet wie ein Lyriker und Dramatiker.

Das Prießnitz-Denkmal in Freivaldau ist eines der originellsten und schönsten Denkmäler deutscher Bildnerkunst; im großen Aufbau und im entzückend vielseitigen liebevoll gedichteten und ausgeführten Detail gleich meisterhaft. Engelbert Kaps ist in erster Linie moderner Realist, Bändiger der Form, unter der seine reiche Erfindungsgabe im leichten keuschen Schlaf eingebettet liegt. Das Auge fühlt sie, ahnt und bewundert sie. Die Straffheit der Formgebung kommt besonders seinen großgesehenen und glücklich erfaßten Porträtbüsten zugute. Helene Scholz-Zelezný, seit Jahren in der Fremde weilend, jetzt in Rom ansässig, kehrt jedes Jahr in die Heimat zurück, deren mütterlicher Boden ihr stets neue Kraft schenkt. Ursprünglich eine Schülerin des Belgiers van der Stappen hat sie, von dessen Impressionismus ausgehend, im Verlaufe ihres arbeitsreichen Schaffens einen eigenartig anziehenden und herben Expressionismus von starker Ausdrucksmöglichkeit gefunden, der sich besonders in ausgezeichnet erfaßten Bildnissen, in reizvollen, stets interessanten kleinen Bronzeporträtgruppen und scharf erfaßten Volkstypen (u. a. aus Nordafrika) widerspiegelt.

Als es sich bei der Begründung der schlesischen Künstlervereinigung darum handelte, derselben einen Vorsitzenden zu geben, da war die Wahl in dem damaligen kleinen Kreise nicht schwer. Alle Stimmen vereinten sich auf diejenige Persönlichkeit, in der wir alle schon seit drei Jahrzehnten den berufenen Meister schlesischen Kunstschaffens erblickten, auf den menschlich wie künstlerisch gleich lauter und verehrungswürdigen Adolf Dzizila. Wir haben vor knapper Jahresfrist den sechzigsten Geburtstag des Meisters mit einer gewählten Gesamtausstellung seiner Werke im schlesischen Landesmuseum gefeiert. Damals



Raimund Mosler

Damenbildnis

war der richtige Zeitpunkt gekommen, uns Rechenschaft über das Schaffen und den Entwicklungsgang des Meisters zu geben, und wir sahen mit bewundernder Freude, wie unbeirrbar und in großer schöner aufsteigender Linie dieser sich selbst und seiner Heimat getreue, schlichte, gerade Mensch seinen Weg genommen hat. Als Junger ein überzeugter Anhänger der ersten Wiener Sezessionisten hat er seit Beginn seiner köstlichen, immer reiner sich entfaltenden Reise alles seiner innersten Wesensart Fremde abgelehnt, das seiner Individualität aber Zustimmung organisches verarbeitet und sich zu eigen gemacht. So sahen wir eine Entfaltung vor uns, so gesund und ursprünglich, wie sie kaum reiner und folgerichtiger gedacht werden kann. Ein einzigartiger, beispielloser Fleiß, der bis heute keine Ermattung, kein Nachlassen kennt, hat den Künstler zu einer reifen Meisterschaft emporgeführt, die ihn die schlesische Natur in allen ihren Erscheinungen durch den Wechsel der Jahreszeiten hindurch kennen und wiedergeben gelehrt hat. Noch mehr, dies unaufhörliche, nie erlahmende Werben um die tiefe heilige Schönheit seiner Heimat hat ihm das Geheimnis der großen symphonischen Zusammenführung alles Werdens, Blühens und Vergehens auf die großen Grundformen künstlerischen Schaffens geschenkt. Je stärker die Versenkung in der heimatischen Natur innerstes Wesen und Wirken in ihm sich durchrang, desto einfacher und größer erwuchsen ihm die Mittel der zusammenfassenden Darstellung, die sich schließlich auf ein paar gewaltige große Grundakkorde beschränkten, in denen die ganze, wunderschöne Stimmung heimischer Landschaft feierlich auf und ab schwingt.

Anscheinend schwieriger erscheint es auf den ersten Blick, Wesen und Art der beiden andern stärksten Malerindividuali-

täten zu erkennen und ihre Stellung im schlesischen Kunstschaffen der Gegenwart zu erfassen und zu erklären. Ich meine Raimund Mosler und Paul Gebauer, der erstere ein Troppauer, der zweite der Sohn einer alten Großbauernfamilie aus dem niederen tälereichen Bergland zwischen Troppau und Jägernsdorf. Mosler, ein ursprüngliches kraftvolles, malerisch ungemein fein und sensibel organisiertes Temperament hat den üblichen Werdegang auf der Wiener Akademie durchgemacht, dann hat ihn der Krieg in den sibirischen Osten verschlagen, der ihm koloristisch und rein künstlerisch Probleme genug eingebracht hat. Diese exotischen Einflüsse hat er in sich verarbeitet, sie waren ihm des starken deutlichen Kontrastes wegen sehr wertvoll, als es dann galt, nach der Rückkehr in die Heimat diese sich wieder zu eigen zu machen. Moslers künstlerische Gestaltungskraft ist stark und vielseitig, sie geht allerdings in erster Linie auf starke dekorative Wirkungen aus, die seinem wandelbaren regen Geist besonders gut liegen. Hand in Hand damit geht die Vorliebe für große Linien und kühne, leidenschaftlich konzipierte Komposition. Ihn reizen auch neue Probleme aller Art, an die er mit Verve und zupackendem Temperament herangeht. Er beherrscht seine Kunst mit gleicher Virtuosität, die Stimmungslandschaft der schlesischen Vorberge und des hohen Gebirges, das schlesische Sittenbild und das Porträt. In ihm ruht wie in Paul Gebauer die tiefe Sehnsucht nach der großen Synthese des weiten breiten Wandbildes, des Freskos, doch sind die Wege, die beide dazu gehen, ganz verschieden. Paul Gebauer ist einer der interessantesten Erscheinungen der modernen schlesischen Malerei, anscheinend sehr kompliziert und weitausholend, nach allen Möglichkeiten greifend und dabei doch im Ganzen unendlich einfach, jeden-

falls aber versinnbildlicht er ein typisch schlesisches Künstlerschicksal. Deutscher, schlesischer Bauer im innersten Wesen, etwas breit und schwer, immer aber selbstbewußt auf der eigenen, alten, erbten und von ihm bearbeiteten Scholle stehend, unverrückbar mit ihr durch zahllose geheimnisvolle Fäden verbunden, kraftvoll, derb zugreifend wird die Malerei sein zweites Handwerk, von der er besessen ist, die sein ganzes Wesen durchdringt und regiert. Er war auf der Wiener Akademie, dann kam er zu dem großen Farbenzauberer in Dresden, Gottfried Kühn, bei dem er das Metier gründlich erlernte. In den langen Kriegsjahren wurde er mit seiner Batterie von einer Front zu der andern geworfen und hat sich nach der Rückkehr erst allmählich in der Heimat wiedergefunden. Er malt alles, was er sieht, was um ihn ist und um ihn vorgeht, mit der gleichen Leidenschaft, bis in die Fingerspitzen rein malerisch auffassend und wiedergebend. Sein Dresdner Impressionismus hielt nicht lange stand, das rein Artistische trat in den Hintergrund gegenüber der vereinfachenden Synthese, die sich gebieterisch und unaufhaltsam bei ihm durchrang. Sein impressionistischer Expressionismus läßt ihn jetzt die altvertraute, heimische Natur in tiefer Symbolik, auf Grundakkorde vereinfacht, schauen und wiedergeben, ob er ein Porträt oder eine Landschaft ohne oder mit menschlicher Beteiligung malt. Gebauer ist noch jung und

sein kraftvolles, gesundes malerisches Talent verspricht reiche Entwicklungsmöglichkeiten.

Diesen führenden Meistern reiht sich noch eine kleine Gruppe anderer gesunder Talente an, von denen jeder seinen eigenen, guten Weg geht, der junge Wilhelm Paupie, der sich im schlesischen Altvatergebiet angesiedelt hat und den Wechsel der Jahreszeiten in feinempfundenen stimmungreichen Landschaften mit verhaltener Leidenschaft schildert, Otto Schweigl, der Nachkomme einer alten mährischen, bedeutenden Barockkünstlerfamilie mit seinen tonigen Porträts und malerisch interessanten Stilleben, Karl Harrer, der Zeichner voll Temperament und beseelter Innigkeit, die auch seinen zarten Landschaften immer reiches Leben verleiht, und endlich Fritz Zimmermann in Wagstadt, ein schlichter Handwerker, den seine Sehnsucht auf die Akademie trieb und der sich mit Leidenschaft der Malerei verschrieben hat; sein Fleiß und seine Hingabe schenken ihm dafür die Kraft, Wesen und Leben seiner heimischen Landschaft in stillen Bildern wiederzugeben.

Ich stehe am Ende meiner Betrachtungen, die aus langjährigem, mitfühlendem Erleben dieser Kunst gewachsen sind; gesund wie der bisherige Entwicklungsgang, den die schlesischen Künstler genommen haben, so dünkt mich, wird sich auch ihr weiteres Schaffen gestalten, gesund und verheißungsreich.

Ernst Kloss:

Zur Willmann-Ausstellung Breslau 1930

Zur 300jährigen Wiederkehr des Geburtstages Michael Willmanns (1630—1706) plant das Schlesische Museum der bildenden Künste in Breslau eine umfassende Ausstellung von Hauptwerken des Meisters, indem es gleichzeitig damit die Feier seines eigenen 50jährigen Bestehens verbindet. Die tiefere Absicht ist, dem in Königsberg geborenen Maler, dem Schlesiens, insbesondere die Zisterzienserabtei Leubus zur zweiten Heimat geworden ist, die hohe Geltung wieder zu verschaffen, die er einst über die Grenzen Schlesiens hinaus besessen hat. Eine Minderung seines Ruhmes trat erst ein, als die moderne vergleichende Kunstwissenschaft seine Abhängigkeit von der flämischen Malerschule (Rubens, v. Dyck) erkannte, und obwohl die Darmstädter Jahrhundertausstellung von 1914 zu einer überraschenden Wiederentdeckung seiner künstlerischen Qualität führte, haftet ihm auch heute noch ein wenig das Odium des van Dyck-Nachahmers an.

Dieses einseitige Werturteil erklärt sich daraus, daß man bisher nur Bruchstücke seines Schaffens kannte, und daß man die innere Notwendigkeit einer bis ins Letzte geschlossenen Entwicklung übersah. Gewiß hat er sich von Zeit zu Zeit eng an Rubens und v. Dyck gehalten, bis zur direkten Kopie. Aber es gibt keinen deutschen Barockmaler, der von solchen Entlehnungen (sei es aus Holland, Flandern oder Italien) ganz frei gewesen wäre. Denn nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges war die malerische Tradition in Deutschland abgebrochen, und der Vorsprung der übrigen Länder konnte nur eingeholt werden, wenn man bei ihren führenden

Künstlern in die Schule ging. Was aber Willmann vor einer Reihe seiner Zeitgenossen auszeichnet, ist die innere Notwendigkeit, die ihn zur Wahl bestimmter Vorbilder trieb und die ihn zur Umschmelzung des flämisch-holländischen Stils in einem bestimmten Sinne veranlaßte.

Willmann ist Ostdeutscher, und diese Rasse ist in ihrer spezifischen Wirkungsweise noch nicht erkannt, obwohl das Werk eines Louis Corinth weiten Kreisen die Augen geöffnet haben sollte. Die plastisch bestimmte Form bedeutet dem Ostdeutschen wenig, die malerische Bewegung alles. Obwohl nun Rubens, v. Dyck und die Holländer die statuarische Renaissancekomposition bereits in schwingende Bewegungszusammenhänge verwandelt hatten, zeigen schon die frühesten Arbeiten Willmanns, wie er seinen Vorbildern die letzten Spuren italienischer Rundung und Gehaltenheit abstreift und sie in fließende Farbzusammenhänge übersezt. Von hier aus entwickelt sich ein ganz persönlicher Stil, der mit v. Dyck nichts mehr zu tun hat und der in einer Fülle von Figuren- und Landschaftsbildern zu ganz neuen Formulierungen, etwa des Gruppenbaues, des Baumschlags oder atmosphärischer Stimmungen gelangt: der Stil der schmelzenden Übergänge, der fahnigen Farbsubstanz, der gesprühten Lichter, der auf der Höhe seines Lebens zu der duftigen Freskotechnik von Leubus, Mönchmotschelnitz, Grüssan geführt hat. Natürlich ist die farbige Haltung nur der Ausdruck einer neuen Gesinnung. Hatten schon die Flamen die Welt mit neuem Pathos erfüllt, so tritt bei Willmann eine Leidenschaftlichkeit hinzu, die etwas von blutgebundener Sinnlichkeit hat, ob

sie sich nun in grausen Martyrien oder in zärtlichen Idyllen ergeht.

Schon unter diesen Gesichtspunkten sagt unser erstes Bild, der Marienkuß, Besonderes aus. Ein leiser Nachhall von Rubens her scheint in der Gruppenfügung spürbar. Aber die psychische Regung ist ganz Willmannscher Geist: das gelenklose Greifen des Knaben und die Art, wie das Antlitz der Mutter im süßen Genuß des Kusses verharret. Das alles in eine Farbigkeit getaucht, deren Hauptakzent das schillernde Bleiweiß des Atlaskleides ist und die sanft in das feine Gewoge des Grundes hinübergleitet.

Am freiesten hat sich der Meister im Landschaftsbild bewegt, indem er auch hier das Typisch-Allgemeine ins Charakteristische der schweren schlesischen Landschaft übersehte. Das ist an unserm Bilde mit dem Traume Jakobs ohne weiteres zu erkennen. Die Engelsleiter dann ein

Beispiel für die dynamische Spannweite des Meisters. Ein lebhaftes Farbenspiel, aus Rot, Grün, Gelb, Blau, so beginnt es bei Jakob; dann verdunstet die Farbe über beschwingte Figuren hinweg nach oben, bis für Gottvater nur noch ein hauchhafter Widerschein übrig bleibt.

Das sind zwei zufällige Proben aus der reichen Produktion Willmanns. Die Ausstellung wird den ganzen Umfang des Werkes in Hauptbeispielen vorführen. Eine wissenschaftliche Publikation soll das Gesamtwerk festhalten, ehe es wieder in alle Welt sich zerstreut. Ohne die Beteiligung aller interessierten Kreise aber wird die Aufgabe sehr erschwert. Deshalb seien alle Besitzer von Gemälden, Zeichnungen oder Kupferstichen des Meisters im In- und Ausland auch an dieser Stelle gebeten, von ihrem Besitz dem Schlesischen Museum der bildenden Künste in Breslau 5 Kenntnis zu geben.

Wilhelm Pleyer: Die letzte Stunde

Der Tod ist eine Operation.

Die letzte Stunde, siehe, lächelt schon

Als Arzt und naht mit einer prallen Rose,

Voll von Erinnerungen ihr Arom,

Das nimmt dein Odem ein in tiefem Strom

Und du verdämmerst weich in die Narke.

Es spricht der Arzt: „Nun bitte zählen Sie!“

Du zählst: „Abend, Mutter, Lindenluft,

Laub, Küsse, Glocken, Weihnacht, Märzenluft,

Bad, Wein, Umarmungen, Erika, Marie,

Meer, Heimat, Waffen, Volk, Musik ... und dort ...!“

Und ferner klingt ... versinkt die Purpursage.

Da nickt der Arzt bedeutsam und geht fort.

Du aber bist geheilt für alle Tage.

*

August Scholtis-Gleinwig: Der Gig

I.

Die Märzsonne steigerte das Auf-
erstehungsfehren und brachte am
Weissen Sonnabend just um die Stunde,
da sie unterging, jene aufsprießende Er-
füllung, jenes unnenbare Musizieren
der Glocken und Trompeten, der Bauern-
fehlen und Frühlingswinde, als ein Gig
aus dem Domänenort surrent hervor-
schnellte und über die sandigen Killen
des uralten Birkenweges dem nahen
Wald entgegenknatterte.

Als das zweirädrige, einspännige Ge-
fährt im endlosen Wald verschwunden
war, kehrte das aufgeschreckte Oftern-
weben wieder und aus den unsichtbaren
Walddörfern drang die Auferstehungs-
botschaft um so festlicher und bestimm-
ter, um so verheißender und verwunsche-
ner über die schwermütige Landschaft.
Der Märzwind schrubkte die Schollen
braun wie scharf gebadene Pfefferkuchen
und der Schnee war von den Hügeln
hinabgerutscht wie die Zuckerschicht, die
an den Kuchenrändern verkrustet klebt.
Gegen die Sonne geschaut, drückten matt-
grüne Saaten behutsam und stechnadel-
förmig aus den sanften Hügelwellen und
der Himmel war saubergewaschen und
blankgeputzt wie die Erde, die seit eini-
gen Tagen neugeboren schien, mit trok-
kenen Pfaden und Alleen, Waldschnei-
sen, Büschen, Birken und bauchigen
Kirchturmspitzen. Dort, wo gerade der
Gig wie eine groteske Spinne über die
sandige Waldstraße kroch, verstummte
stets die Ostermelodie vor dem Menschen,
der in dem Gefährt mit blassem, sehn-
süchtigem Antlitz hockte. Es war der
neunzehnjährige Knecht Matusch Ba-
schista.

Als sich heute vormittag die Knechte
prügelten und untereinander weigerten,
vier Stunden Fahrt zur Bahnstation zu

verrichten (zwei Stunden hin und zwei
Stunden zurück), um den Besuch für
das Herrenhaus abzuholen, da gerade um
diese Zeit bei voraussichtlich prächtigstem
Sonnenuntergang Christus von den To-
ten auferstand, mit Prozession, Musik
und den göttlichsten Empfindungen, die
ein Knecht haben kann, verzichtete Ma-
tusch Baschista auf all die in ihm sum-
menden Erwartungen und spannte zur
gegebenen Zeit wortlos ein. Man wußte
leider nie, wen man abzuholen hatte,
aber Matusch, der gute Christ, tröstete
sich gut christlich und empfand schließ-
lich sogar eine Glückseligkeit darin, fahren
zu dürfen, denn wenn er sich in seinem
schwerfälligen Gehirn die Sache recht
überlegte, konnte es ja niemand anderer
sein, der da ankommen sollte, als die
Gutsheerntochter, die irgendwo, vielleicht
in Breslau, studierte. Er ließ seinen Gaul
behäbig gehen und saß abwesend, in star-
rer Verzückung in dem schaukelnden Ge-
fährt ...

... Es waren viele Jahre vergangen,
da er es sehnlich herbeiwünschte, das
Mädchen heimzukunftshieren, aber der
Trinkgeldgierigkeit der älteren Stall-
insassen wegen, nie dazu kam. Aschbietka.

Sein Antlitz glühte aus der speckigen
Baraniza rot und heiß und sein Körper
triefte in dem Schafpelz vor kindhafter
Erregung.

Aschbietka, wie des Schaffers Matusch
verstorbenen Tasschitschek Elisabeth auf
wasserpolnisch liebte, war ja seine
Freundin aus Kindheitstagen und werde
ihn während der zwei Stunden einsamer
Waldfahrt im engen Gig ganz gewiß
eines freundlichen Wortes würdigen,
einer Erinnerung an jene Zeit, da sie ihn
ja hundertmal umarmt und auf den
Mund geküßt. Damals, als Nero, die
böse Dogge des Panitschek von Geichter,

das niedlichste Lämmchen der Herde zerbiß, jener Herde, die Alschbietka fast täglich mit ihm weidete. O damals. Er hatte Nero mit einer toten Ratte geködert, flink an das Stalltürchen angebunden und mit dem Ochsenziemer gestraft, bis Panitschek durch das Geheul herbeigelockt ihn hinterwärts ahnungslos ergriff, ins Gesicht schlug, mit den Füßen in den Leib trat und in die Jauchegrube warf. O damals. Er hatte seine Flöte aus der nassen Tasche hervorgezogen und war trotzig zum Tore hinausgewandert, der Herde nach, pfeifend, hüpfend und vorsätzlich verstoßt. Im blumigen Feldrain saß Alschbietka, Löwenzahn pflückend, wartend, und dann wanderten sie fort, über Stoppeln und Wiesen und Wald, bis es Abend ward. Auf dem Kirchhof besuchten sie Matschitschka und er erzählte ihr, daß sein Mütterchen nun schon zwei Jahre hier unter der Erde schlafe. Dann setzten sie sich auf den Hügel und er flötete die Lieder, die Matschitschka ihn im blauen Ampelschein vor dem Marienaltärchen jeden Sonnabend gelehrt. Was tat's, daß der Pfarrer leise herzuschlich, ihn an den Ohren zog und ohrfeigte, da er die Ruhe der Toten störte. Was tat's weiter, daß Panitschek von Geichter und Latschitschek ihn am späten Abend schlugen, weil er Alschbietka weggeschleppt und das Herrenhaus in Sorgen versetzt hatte. Was nützte es, daß man ihm verbat, künftig mit ihr zu spielen. Sie wußte es nicht, daß man ihn ihretwegen schlug, kam am nächsten Tage wieder und er verriet ihr nichts. Und sie spielten Christkindlein weit draußen beim Ziegelbrennofen, wo er seine selbstgezimmerte Krippe behutsam versteckt hielt. Ein Ställchen, gezimmert aus weißer Birkenrinde mit einem niedlichen Strohdächlein, so wie er es in der Kirche gesehen und nachgebastelt hatte. Und viele lehmgeformte Schäflein, vielleicht hundert

Stück hockende und grasende Lämmchen, Elefanten, Esel, Kühe, Ochsen und knieende Hirten. Und die Heiligen Drei Könige. Und Maria mit dem Joseph und dem Christkindlein. Alles aus Lehm geformt, mit Kalkmilch weiß gestrichen und im weichen Moose gebettet.

Er war stolz auf sein Werk, spielte auf der Flöte und schenkte ihr alles. Und dann wieder einmal, wenn ihn die andern Kinder seines Buckels wegen verspotteten, zog sie ihn fort, legte ihm die Händchen um den Hals, er solle nicht mehr weinen. Schenkte ihm ein Bilderbuch von Rübezahl. Und er schnitzte ihr eine Weidenflöte dafür. Dann kam die Schulzeit. In einer gemeinsamen Klasse saß er mit ihr und sie wußte immer nichts zu antworten, wenn der Lehrer sie frug und sie tat ihm sehr leid, so daß er weinen mußte. Er hätte ihr sehr gern alles ins Ohr geflüstert, was er wußte.

Im Wagen wurde sie ins entfernte Schuldorf gebracht und abgeholt und er durfte manchmal mitfahren, wenn nicht der böse Frantschik ihn verprügelte oder mit dem Fuße wegstieß.

Und eines Tages war es gänzlich aus. Sie kam fort, in die Stadt und hatte ihn vergessen. Niemals mehr trafen sie sich seither.

Er aber hatte sie nicht vergessen.

Während der Ferien kam sie heim, er hörte sie immer Klavier spielen und glaubte alsdann, drinnen im Herrenhaus sei der Himmel aufgegangen. Dann lag er stets im Garten, viele köstlichen Sommerabende, und dachte nur an sie, merkte sich alles genau, was sie spielte, und pfiff es nachher durch die Lippen, später auf der eigenen Ziehharmonika, als er schon zwei Pferde bediente und Lohn bekam.

Im warmen Stroh des Pferdestalles träumte er von ihr...

...Der Gig verließ den weichen Wald-

II.

Am Osterdienstag brach all die Frühlingsherrlichkeit an den hartnäckigen Lauen des ersten Aprils zusammen und die dicken Flocken tanzten lustig über den Wäldern und keimenden Fluren in den grauen Nachmittag hinein. Der Gig stand vor der Terrasse und daß Matsch auf dem Boche saß, war durchaus kein Zufall, sondern Willensäußerung, die seinen kargen Knechtslohn gekostet, das heißt Schnaps und Zigaretten zur Gewinnung der geldgierigen Knechte. Die Tochter gibt ja sowieso kein Trinkgeld, tröstete er. Er hatte die Nächte lauschend im feuchten Herrenhausgarten verbracht, jeden Ton des Bechsteinflügels heißhungrig verschlingend, und in seinem Schädel rumorten nun Lieder, Sonaten und Balladen wahllos durcheinander.

Er sprang aus dem Gefährt, ein kleiner Kerl, verstellt und verunziert durch einen Buckel auf der linken Seite und eine breittartig zusammengeklatschte Brust...

...Dem Zug entstieg die Dame und nahm wenig Notiz von dem Gruße des Knechtes, da es ohnehin schon ziemlich dunkel war. Die Koffer wurden verstaubt, sie stieg schließlich nach und Matsch schwang sich von hinten auf seinen Platz.

Dann ging es heim.

Elisabeth schwieg und schaute geradeaus. Sie atmete den wunderbaren Sternenhimmel und den heimatlichen Wald ein und schien alles um sich zu vergessen. Nur auf dem holprigen Waldweg, den die Dunkelheit umhüllte, federte das Gefährt gewaltig und die beiden Körper boxten sich in die Hüften.

Doch dabei blieb es. Weiter geschah nichts. Es fiel kein Wort auf dieser Fahrt.

Zu Hause angekommen, warteten Mamali, Papali und Panitschek von Geichter auf der Terrasse und hoben sie aus dem Wagen, indem Matsch zum Stall abtrat, die Geschirre vom Gaul abwarf, abfütterte, dazwischen verwegene Ziehharmonika spielte und schließlich müde und zer schlagen ins warme Stallstroh kroch, um zu schlafen.

Jetzt stieg sie ein. Mamali, Papali drückten ihr noch die letzten Küsse auf die Stirne. Dann zog das Pferd an, indem Panitschek von Geichter von der Terrasse herab nochmals gute Reise wünschte.

Das übliche Schweigen legte sich auf das Gefährt und brodelte in dem Knechte. Noch vor der Einfahrt in den Wald stöhnte Matsch. Das entging ihr nicht und sie hob den Kopf wie ein erschrockenes Reh. Sie sah die unendlich feingegliederten Finger, mit denen der Knecht die Leine hielt.

Ja was waren denn das für Hände? Sauber waren sie und seltsam fein gegliedert.

Matsch Baschista hieß er. Sie erinnerte sich seiner.

Matsch.

Wie halbidiotisch das klang.

Und Baschista.

Drollig und muffig hörte sich das an. Hm.

Was er nur haben mochte. Gern hätte sie ihn gefragt, aber das ging ja nicht.

Nein, das war vollkommen undenkbar...

...Indessen würgte Matusch seinen Speichel hinunter und setzte immer wieder die Zunge gegen die Zähne, um zu sprechen, aber er brachte keinen Laut hervor. Er verschob es bis auf die Landstraße, denn die unheimliche Stille und das fast lautlose Schmaßen des Gefährts raubte ihm im Augenblick den Mut.

Ja, was wollte er ihr alles sagen!

Er überdachte es noch einmal umständlich:

Mit dem Klavierspielen wollte er beginnen, daß er alles, was sie spiele, auswendig pfeifen könne und auf der Ziehharmonika nachmache. Was das sein mochte, dieses Klavierspielen, wie man das erlerne. Ob so ein Klavier viel Geld koste. Dann wollte er weiter fragen, was das wäre, so eine Stadt wie Breslau, die noch kein Mensch gesehen hatte. Ja. Und dann wollte er sie warnen vor dem Panitschek, den sie doch heiraten sollte, wie die Knechte sich erzählten. Das war ein schlechter Kerl, das konnte er behaupten. Aber dann wieder überlegte er sich die Sache:

Feine Leute hören so was nicht gern und sagen sich die Wahrheit auf feine Weise.

Weiter und weiter ging der Gig durch das kotdurchschmaßte verfluchte Schweigen.

Da:

Ein Teufelsblitz durchzuckte ihn. Er senkte die lange Peitsche und kitzelte das Pferd unmerklich.

Schon raste es los.

Auf diese Weise glaubte er etwas zu bezwecken, was er nur dumpf empfand. Sie mochten so hundert Schritte dahingeraust sein, als sich eine Hand warm und

weich auf die seinen legte und eine zwingende Stimme zu ihm sprach:

Aber Matusch, was machst du denn für Dummheiten.

Laß doch das alles sein.

Hierbei wurde er fest angeschaut, so daß er die Leinen an sich reißen mußte und das Pferd bändigte.

Nun war es vorbei.

Er wurde immer kleiner und winziger und ließ im Nu alle seine Vorsätze fallen.

Sie hatte die Zusammenhänge aufgespürt, und als sie ihn ansprach, gewahrte sie jene Augen, die gestern abends hinter der Gardine des Gartenfensters geklebt hatten.

Holpernd fuhr der Wagen über die Kagentöpfe des Bahnhofsvorplatzes und hielt. Das Gepäck wurde in den Bahnhof geschleppt. Dann grüßte sie mit halbem Blick und entließ ihn.

Als der Zug abfuhr, stand der Gig immer noch zu ihrer Verwunderung da und des Knechtes Augen klebten an ihr, die am Wagenfenster stand. Jetzt schien er etwas zu schreien, mit unwilliger Gebärde, dabei die Peitsche mit dem dicken Ende heftig in der Luft schwingend.

Dann verstellte der Fahrdamm jeden Blick.

III.

Matusch schwang die Peitsche fauchend durch die tanzenden Schneeflocken und sprang mit beiden Beinen zugleich in den Gig:

„Jetzt fahre ich allein zum Teufel, du stolze Heze!“ brüllte er dem verschwundenen Zuge nach und schlug das dicke Peitschenende unbarmherzig auf den Gaul hinab, so daß der Gig mit gewaltig jähem Rucke losschnellte und dahinrauste. Weiter und immer weiter sauste der Karren auf der schnurgeraden Waldstraße dahin, mit dem stehenden wilden



Breskogemälde (Merkur)

Paul Gebauer

Kerl, der die Peitsche immer grausamer auf das Tier sausen ließ.

Es wollte nichts geschehen.

Nach einer halben Stunde unheimlicher Fahrt klatschte der Knecht auf seinen Platz herab und bändigte den Gaul, erzwang langsamen Schritt, um gleichzeitig, die Hände vors Gesicht legend, zu heulen und zu weinen. Die Wut verwandelte sich nun in Tränen, die in den speckigen Pelz hinabfielen. Allein bog das Pferd von der Straße in den Waldweg ein. Das nervöse Rattern verebbte im Sande. Die Flocken tanzen, legten sich auf das dampfende Pferd, um sofort zu verschwinden.

Da begann Matsch plötzlich zu lachen wie ein Irrsinniger, minutenlang, ohne Unterbrechung und kam in diesem Zustand bis auf einige hundert Meter vor das Dominium.

Nun bin ich bald zu Hause!

Dann verspürte er plötzlich ein angenehmes Kitzeln in der Magengegend und stürzte, mit dem Kopf aufschlagend, in den Straßenschmutz.

Als er, sich besinnend, aus dem Kot aufstand, sah er das Pferd mit dem zersplitterten, umgestülpten Sig, der wie eine eingeknickte Spinne aussah, gerade im Domänentor verschwinden. Durch die heißspornige Fahrt war die Deichselbindung des Geschirrs gerissen und das Gewicht des Knechtes hatte den Wagen nach rückwärts umkippen lassen. Matsch war dabei wunderbarerweise lebendig geblieben. Mit schmerzdem Kopf und Genick schleppte er sich in den Hof, wo er, dem Gelächter der Knechte fliehend, ins Stallstroh kroch und traumlos einschlief.

Erwin Heine:

Kleine Zeit

Aufs Ganze ging stets deutschen Wirkens Sinn,
Kein unvollendet Mal starrt kalt und leer
Aus des Vergangnen Reich ins Heute her
Und so ward uns die Not noch zum Gewinn.

Wir kannten nur: Herr oder Knecht! Darin
Lag unsre Größe, die auch ohne Wehr
Ein Wille war und nicht ein Ungefähr.
Wir trogten selbst in Nöten stolz: Ich bin!

Ihr aber wollet nur als Kämpfer scheinen
Und täuscht dem Volke vor die Tat der Bühnen,
Die Zukunft baun mit unbehau'nen Steinen.

Doch wer euch sieht dem Herrenwillen dienen,
Der weiß, daß ihr erstickt im Trug des Kleinen
Und nichts seid, als des Selbstwohls flinke Bienen.

*

Josef Klapper-Breslau: Der Teufel in den mittelalterlichen Sagen der Schlesier

Die gewaltige Sagensammlung, die Richard Kühnau den Schlesiern geschenkt hat, läßt deutlich die Einheitlichkeit im Sagengut der sudetenschlesischen Landschaft erkennen und schafft damit eine der wertvollsten Grundlagen für die Darstellung des Seelenbildes des schlesischen Menschen. Die Sammlung weckt den Wunsch, zu den Quellen dieser Sagen hinabzusteigen und sie in ihrer Abwandlung bis zum heutigen Bestand zu verfolgen. Wenn es für die Gegenwart möglich ist, den Überlieferungstoff gleichmäßig auf beiden Seiten der Grenze zu erfassen, so liegen die Verhältnisse für das Mittelalter nicht so günstig, da in dem böhmischen Anteil die entsprechenden schriftlichen Quellen in der Hufsenzeit fast ganz vernichtet worden sind und nur in den mährischen Handschriften, vornehmlich in Olmütz, ein Restbestand vorliegt, der noch der Verwertung harret. Für die vergleichende Forschung, für die Lösung der Frage nach der Herkunft unseres so reichen Sagenbestandes und nach dem Wandel, den er im Verlauf von fünfhundert Jahren erfahren hat, werden wir uns somit im wesentlichen an die Überlieferung halten müssen, die aus den schlesischen Klöstern im Handschriftengut der Breslauer Staats- und Universitätsbibliothek vorliegt.

Die im folgenden gebotene Auswahl solcher mittelalterlicher Sagen in deutscher Übersetzung will den Blick auf eine Gestalt lenken, die in der Volksage der Gegenwart eine, man kann sagen, zentrale Stellung einnimmt, auf die Vorstellung, die sich der mittelalterliche Schlesier vom Wesen und Wirken des Teufels machte. Der mit dem Stoffe Vertraute wird hier Motive wiederfin-

den, die aus der übrigen europäischen Überlieferung der gleichen Zeit bekannt sind, aber er wird sie in einer Abwandlung finden, die den eigenen schaffenden Anteil der Schlesier an der Gestaltung dieser Vorstellungen erweisen und die uns den Weg zur Deutung der heutigen Volksagen eröffnen. Der Leser, dem diese Zeiten fern liegen, wird sich an der bunten Erzählungswelt erfreuen, in die der Schlesier im 14. und 15. Jahrhundert durch die Predigtübung der Mönche eingeführt worden ist, durch die seine Fabulierlust rege erhalten und sein Geist auf das Moralische hingelenkt worden ist, das noch heute der Sinn der schlesischen Sagen geblieben ist. Und in manchen Anschauungen und Urteilen wird er ohne weiteres sein eigenes heutiges Volkstum entdecken.¹⁾

Das Mahl des Einsiedlers

Zu einem Einsiedler kam einst der Teufel in der Gestalt eines Knechtes und der Einsiedler nahm ihn in seinen Dienst. Nach einiger Zeit sprach der Knecht zu seinem Herrn: „Warum wollt Ihr nicht einmal alle die Einsiedler, die

¹⁾ Auf die Angabe von Parallelen zu den Motiven kann ich hier verzichten; wer sich damit befassen will, sei auf die Nachweise in meinem Buche: „Erzählungen des Mittelalters“, Breslau 1914, verwiesen. Über die Herkunft der hier zum ersten Male veröffentlichten Stücke sei bemerkt, daß sie sämtlich aus Handschriften der Staats- u. Univ.-Bibl. zu Breslau stammen. Nr. 1—3 = IQ 438 v. J. 1433, früher den Augustiner-Chorherren zu Sagan gehörig, Nr. 4 = IF 160 v. J. 1388, früher Bibl. der Corpus-Christi-Kirche zu Breslau, Nr. 5 = IO 12, Promptuarium exemplorum des Saganer Augustiner-Chorherren Johannes Blümel v. J. 1428; über den Stoff vgl. Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde XVI 1 (1914), 49 ff., Nr. 6 = IQ 270, erste Hälfte d. 14. Jh., Nr. 7 wie Nr. 1—3, Nr. 8 = IF 607 aus dem 15. Jh., einst den Dominikanern zu Breslau gehörig.

hier ringsherum wohnen, zum Essen einladen?“ Sein Herr entgegnete ihm: „Wie kann ich sie einladen, wo ich doch selbst nichts besitze.“ Aber der Knecht tröstete ihn: „Ich werde schon genug zusammenbetteln.“ Der Herr ist einverstanden und spricht: „Wenn dir das gelingt, dann kannst du gehn und sie einladen.“ Da macht sich der Knecht auf den Weg und ruft für einen bestimmten Tag viele Einsiedler zum Mahle zusammen.

Inzwischen trägt er zur Hütte seines Herrn viele Lasten Holz und mit jeder Last schleppt er noch hinter sich einen knotigen Stock herbei und alle diese Stöcke lehnt er in der Hütte an eine besondere Stelle an der Wand. Als sein Herr das sieht, fragt er: „Wozu brauchen wir denn alle diese Stöcke? Da stehen ja schon eine große Menge.“ Der Knecht erwidert nur: „Die sind alle nötig.“

So rückt der Tag heran, an dem das Mahl stattfinden soll. Der Knecht geht in die Stadt und erzählt überall, daß sein Herr viele Einsiedler in seine Zelle geladen habe, die er mit Essen und mit Trinken gastlich bewirten wolle. Dabei bittet er, man möge doch dem Herrn das Nötige schenken, sonst könne er den heiligen Gefährten kein gebührendes Mahl bereiten. Da schicken die Leute zu essen und zu trinken in Hülle und Fülle. Denn der Einsiedler galt als heiligmäßiger Mann und wurde von allen verehrt. Als genug beisammen ist, beginnt der Knecht zu kochen und alles herzurichten.

Am nächsten Tage kommen die Gäste. Der Knecht setzt den Geladenen so reichlich vor, daß alle satt zu essen haben und viele sich am Weine berauschen. Dabei kommt es in der Unterhaltung zu einem geringfügigen Streite. Der Teufel, der so gut den Koch spielt, wendet sich alsbald an einen der Streitenden und flüstert ihm zu: „Schlag doch den andern;

er verdient die Züchtigung.“ — „Ich habe keinen Stock zur Hand“, spricht der Einsiedler, „um ihn zu schlagen.“ Der Knecht weist auf einen Knüttel und spricht: „Da steht ein Stock.“ Dann flüsterte er dem andern Streitenden zu: „Nimm dich in acht, der Bruder dort will dich prügeln.“ Der Gewarnte spricht: „Ich habe keinen Stock bei mir und kann mich nicht schützen.“ — „Hier steht ein Knüttel“, spricht der Knecht, „setz dich damit zur Wehr. Ich will dir helfen, denn ich weiß, daß dir Unrecht geschehen ist.“

So fallen die beiden übereinander her und prügeln sich. Und ein Teil der Brüder stellt sich auf des einen Seite, der andere Teil will dem andern helfen. Und alle greifen nach den knotigen Stöcken, die an der Wand lehnen, und prügeln sich, bis Blut fließt.

Schließlich sind sie müde. Ein heiligmäßiger Gefährte legt sich ins Mittel und trennt die Streitenden. Da lacht der Knecht — es ist ja niemand anders als der Teufel — und spricht zu seinem Herrn: „Für alle Dienste, die ich Euch geleistet habe, verlange ich keinen andern Lohn mehr; mir genügt die Zwietracht, die ich unter den heiligen Männern hier entfacht habe. An sie werde ich immer mit Freude denken.“ Dann erhebt er seine Stimme und ruft mit Hohngeächter: „Wohl mir!“ Damit entschwindet er ihren Augen.

Die Einsiedler aber bekamen ihre Sünde, bereuten sie von Herzen, süßten vor Gott ihre Unvernunft und sind so würdig geworden, einzugehen in das Reich des Herrn.

Die Gäste des Teufels

Auf einer Romfahrt kam einst ein Priester gegen Abend an ein schönes Haus, das einem reichen Manne gehörte. Er bat dort für die Nacht um

Unterkunft. Schon hatte er Besorgnis, daß er kein Nachtmahl bekommen würde, denn vergeblich blickte er sich nach einem Topf auf dem Herd um.

Doch als es Zeit zum Mahle war, sprach sein Wirt zu ihm: „Kommt, Herr, wir wollen essen gehen.“ Mit diesen Worten führte er ihn in ein anderes Haus. Dort trafen sie viele Gäste, die um einen Tisch saßen, der mit den besten Speisen und Getränken reich bestell war. Da sich der Priester so köstlich bewirtet sah, aß und trank er nach Herzenslust. Am gleichen Tisch aber saß den Gästen gegenüber eine hehre Frau von großer Schönheit, die auf ihrem Arm ein wunderbares Kind trug. Der Priester fragte einen der Gäste, wer diese Frau sei, und dieser antwortete, das sei die Königin des Himmels mit dem Jesuskind.

Am nächsten Morgen ging der Priester zu dem Pfarrer jener Stadt und bat ihn, daß er die heilige Messe lesen dürfe. Er erhielt die Erlaubnis. Da nahm er zwei Hostien und wandelte sie im heiligen Opfer. Die eine nahm er in der Kommunion zu sich; die andere schloß er in die Sakramentsbüchse ein und hängte diese unter seinem Kleide verborgen um den Hals. Dann ging er wieder zu seinem Wirt. Er ward wieder in den Speisesaal geleitet, wo das Mahl bereitstand. Diesmal betete der Geistliche in aller Innigkeit seines Herzens und richtete alle seine Gedanken auf himmlische Dinge. So vorbereitet trat er vor alle Gäste, die im Saale waren, und schritt hin zu der schönen Frau und sprach: „Wunderbare hehre Frau, sagt mir selbst, ob Ihr die Mutter unseres Herrn Jesus seid und ob das Kind, das Ihr im Schoße haltet, Jesus ist.“ Da spricht die Frau: „Gewiß, ich bin die Mutter des Herrn, und dieses Kind ist der Sohn Gottes.“ — „Dann nimm die Büchse hier,“ fuhr der Priester fort;

„auch darin ruht dein Sohn.“ Mit diesem Worte legte er die Büchse, in der die Hostie ruht, in den Schoß der Frau.

Doch da geschah ein Wunder. Unter der Gestalt der schönen Frau war niemand anders als der Teufel selber verborgen gewesen. In dem Augenblick, in dem ihn das Sakrament berührte, sprang der Teufel von dem Sitz empor und fuhr von dannen. Dabei aber packte er ein paar von den Tischgenossen und erwürgte sie und auch das Haus schlug er zum größten Teil in Trümmer. — Als der Priester wieder von seiner Romfahrt heimkam, erzählte er das sonderbare Ereignis getreulich, wie es sich zugefahren hatte.

Hol dich der Teufel!

Im Bistum Bremen lebte einst ein Vogt, der war unbarmherzig, habgierig und ein arger Gesell, der seine Untergebenen grausam ausbeutete. Einst war er unterwegs nach einem Dorfe, wo er die Steuern einzutreiben hatte. Da kommt der Teufel in Menschengestalt und wird sein Weggenosse. Aber der Fremde ist so häßlich, daß der Vogt doch merkt, mit wem er da zu tun hat, und überlegt, wie er ihn wieder los werden kann. Doch da hilft ihm kein Beten und kein Kreuzmachen; der Fremde geht ihm nicht von der Seite.

Und wie sie so miteinander ihren Weg machen, kommt ihnen ein armer Kerl entgegen; der hat ein Schwein am Stricke festgebunden und treibt es vor sich hin. Aber das Tier will nicht und zerrt bald nach der rechten Seite und bald nach der linken. Da wird der arme Kerl ärgerlich und beginnt zu schimpfen: „Hol dich der Teufel!“ Das hört der Vogt und denkt, nun müsse es gelingen, daß er des Bösen ledig wird. Er spricht zu ihm: „Du, hör doch, dort der Gesell und auch sein Ferkel sind dir überliefert.“ Aber

der Böse will davon nichts wissen. „Was er da sagt,“ meint er, „kam ihm nicht aus dem Herzen; da kann ich mir die Leute auch nicht holen.“

Sie gehen noch ein gutes Stück. Da treffen sie ein junges Weib, das mit dem Kind auf dem Arm unter der Tür ihrer Hütte steht. Das Kind schreit unaufhörlich und endlich schreißt es die Mutter mit dem barschen Worte: „Plag mich nicht immerfort mit deinem Heulen! Der Teufel soll dich holen!“ — „Du, hol das Kind!“ ruft der Vogt wieder seinem Weggenossen zu. „Sie hat es dir geschenkt.“ — „Das ist leider nur ein Wort, wie es die Leute unbesonnen sprechen,“ entgegnet ihm der Böse; „es kommt der Mutter nicht aus Herzensgrund; sie denkt nicht dran, mir ihr Kind zu schenken. Da kann ich auch nichts tun.“

Und sie wandern miteinander weiter und nähern sich dem Dorfe. Die Leute sehen ihren Vogt und sind entsetzt. Und wie aus einem Munde rufen sie: „Hol dich der Teufel!“ Da wendet sich der Böse zu dem Weggenossen und spricht voll Hohn: „Sei mir willkommen, Freund! Siehst du, die Leute hier meinen es wirklich aus Herzensgrund, wie sie es sagen. Du bist mir übergeben; du bist mein.“

Und damit packt er ihn und entführt ihn durch die Luft. Niemand hat erfahren, was aus ihm geworden ist.

Robert der Teufel

Eine Gräfin lebte in ihrer Ehe lange Jahre, ohne daß sie einen Nachkommen erhielt. Und als sie so die ganze Zeit Gott darum gebeten hatte und ihren Wunsch nicht erfüllt sah, da wandte sie sich an den Teufel und versprach ihm die Seele ihres Kindes, wenn sie eins bekommen sollte. Wirklich schenkte

sie einem Sohne das Leben, der in der Taufe den Namen Robert erhielt. Das Kind aber nahm wie an Alter so auch an Bosheit zu. Es biß die Amme, schlug nach den Leuten mit den Fäusten, und als der Knabe zum Jüngling ward, überfiel er jeden, dem er begegnete, und beraubte ihn; dann zwang er unschuldige Menschen zur Sünde und nahm viele Leute gefangen und brachte sie um. Von Jahr zu Jahr ward er gewalttätiger, und als er endlich zum Ritter geschlagen ward, konnte man sich keinen größeren Missetäter denken.

Von allen Seiten erhoben sich laute Klagen gegen ihn. Daher trat eines Tages seine Mutter vor ihn und machte ihm heftige Vorwürfe, daß alle Erziehung an ihm vergeblich bleibe; denn er werde gewiß sein Leben lang Frevel auf Frevel häufen. Da riß der Bösewicht das Schwert aus der Scheide und bedrohte seine Mutter mit dem Tode, wenn sie ihm nicht augenblicklich sage, warum sie diese Worte gesprochen habe und wie es komme, daß er ein so von Grund aus schlechter Mensch geworden sei. In ihrer Herzensangst verriet sie ihm, daß sie seine Seele schon vor seiner Geburt dem Teufel versprochen habe und wie sie zu diesem Verbrechen gekommen sei.

Als Robert auf diese Weise das furchtbare Geheimnis erfahren hatte, verließ er die Seinen und begab sich nach der Stadt Rom. Denn es trieb ihn, den Papst aufzusuchen und ihm alle seine Verbrechen zu beichten. Als einmal eine Prozession stattfand, gelang es ihm, vor den Papst zu treten; er fiel ihm zu Füßen, umschlang seine Knie und rief: „Lieber will ich mich mit dem Schwerte durchbohren lassen, als daß ich noch länger verschweige, was mir das Herz bedrückt!“ Und er bekannte seine Schuld. Der Papst hörte sein Bekenntnis an. Dann schickte er ihn zu einem heiligen Klaus-

ner. Der flehte während des Messopfers zu Gott, er möge ihm offenbaren, welche Buße er dem Sünder auferlegen solle; denn er war ratlos, als er sein Sündenbekenntnis vernommen hatte. Und der Herr sandte ihm eine Taube, die brachte einen Zettel, auf dem stand geschrieben, der Sünder solle zur Buße in Zukunft schweigen und den Mund nur auf ausdrückliches Geheiß des Klausners zum Sprechen öffnen. Dabei solle er sich blöde stellen, jedes Unrecht geduldig tragen, das ihm von Kindern und von Erwachsenen zugesügt werde, er solle seine Lagerstätte da suchen, wo die Hunde hausten, und sich nur von dem nähren, was er den Hunden abjagen könne.

Robert hörte, was ihm der Klausner kündete, und nahm bereitwillig die Buße auf sich wie ein Geschenk aus Gottes Hand und er versprach, alles getreulich zu erfüllen. Der Klausner mußte ihm das Haupthaar scheren, wie man es bei Narren zu tun pflegte, und dann kehrte er in seine Heimatstadt zurück. Die Kinder heßten ihn und verfolgten ihn bis zum Schlosse des Königs. Dort schlug er sich mit den Hunden herum, riß ihnen die Knochen aus dem Maule, die man ihnen vorgeworfen hatte, und die Höflinge, die sich an diesem Kampfe zwischen den Hunden und dem Narren belustigten, warfen auch andere Nahrung unter sie. Auch der König merkte, daß dieser Mensch, den man für einen Narren hielt, nur das essen wollte, was man den Hunden vorwarf, und so ließ er, um dem Narren etwas zu essen zu geben, reichlich Speise dorthin werfen. Der Narr suchte sein Lager dort, wo die Hunde untergebracht waren, unter der Treppe im Hausflur. Hier verbrachte er seine Nächte weinend im Gebet. Der König aber fühlte herzliches Mitleid mit ihm und duldete nicht, daß man ihm ein Leid zufügte.

Da geschah es, daß Barbaren in das Land des Königs einfielen und es verwüsteten. Als bald rüstete der König das Heer und zog hinaus zur Schlacht. Robert hatte große Sorge um den guten König und betete zu Gott für ihn. Da erschien ihm ein Engel des Herrn und sprach: „Folge mir. Nimm die Waffen, die dir der Herr senden wird, und gehe hin, deinem Herrn im Kampfe beizustehen. Wenn du aber den Sieg erkämpft hast, dann bringe die Waffen zu der Stelle zurück, wo du sie gefunden hast.“ Mit diesen Worten führte ihn der Engel zu einem Brunnen, der im Königshof lag. Dort gab er ihm eine weiße Rüstung, die mit einem roten Kreuz auf weißem Grunde geschmückt war, und auch ein weißes Roß stand bereit, das er besteigen sollte. So gerüstet sprengte Robert von dannen, stieß zum Heere des Königs und drang in die feindlichen Scharen ein, die er in die Flucht jagte und dabei zu Boden schlug. So ward der Sieg entschieden. Robert aber ritt als bald heim zum Brunnen, ließ dort die Rüstung und das Pferd, wie es der Engel befohlen hatte, und kehrte zu seiner Lagerstätte zurück.

Nun hatte der König eine Tochter. Sie war sein einziges Kind; aber sie war stumm. Die hatte vom Fenster ihres Gemaches aus alles dies beobachtet. Der König kam zurück und wollte wissen, wer der weiße Ritter gewesen sei, der solche Heldentaten verrichtet habe. Doch wußte niemand Rat, wie man den Helden ausfindig machen sollte. Da wies die Königstochter mit dem Finger auf den Narren. Doch der König verwies ihr eine solche Torheit.

Die Feinde waren weggezogen, aber sie brachten ein noch viel stärkeres Heer zusammen und fielen von neuem ins Land ein. Robert erhielt vom Engel den gleichen Befehl und wieder befreite er

den König und sein Heer aus großer Not und errang den Sieg über die Feinde. Diesmal gab der König den Befehl, den fremden Ritter festzunehmen, wenn es auf andere Weise nicht möglich sein sollte, ihn vor ihn zu bringen. Denn er hatte ihm Ehren und Auszeichnungen zugedacht, um ihn zu belohnen. Da wollte einer der Ritter ihn fangen, aber er war dazu nicht imstande. Doch während er mit ihm kämpfte, stieß er dem weißen Ritter seine Lanze ins Bein und das Lanzen Eisen blieb in der Wunde stecken. Robert entkam, ritt zum Brunnen zurück, legte dort die Rüstung ab, zog das Eisen aus der Wunde heraus und warf es weg. Auf die verletzte Stelle legte er frischen Most auf. Wieder hatte ihn die Tochter des Königs beobachtet. Und sie eilte aus ihrer Kammer hinab und hob das Lanzen Eisen auf.

Nun ließ der König im Lande verkünden: wenn der Ritter, dem er den neuen Sieg verdanke, an seinen Hof käme, dann wolle er ihm die Tochter zum Weibe geben und ihn zum Erben des Landes machen. Der Seneschall hätte gern diesen Lohn erhalten. Daher brachte er sich selbst am Bein eine Wunde bei und wies ein Lanzen Eisen vor. Der Ritter, der im Kampfe Robert verwundet hatte, sah wohl, daß dies nicht sein Lanzen Eisen wäre, aber er wagte nicht, den Betrug zu offenbaren. So kam der Tag, an dem die Verlobung stattfinden sollte. Die Königstochter weigerte sich zwar, doch war es vergebens. Immer wieder zeigte sie auf den Narren und wies den Seneschall von sich. Darüber ergrimmete der König so, daß er sie schlug und durch Mißhandlungen zur Verlobung zu zwingen suchte.

Da löste ihr Gott in der höchsten Not das Band der Zunge und sie konnte nun ihrem Vater berichten, was sie beobachtet hatte. Als Beweis wies sie das Lanzen-

Eisen vor. Das erkannte der Ritter als bald als das seinige und steckte es auf seine Lanze auf.

Zu gleicher Zeit enthüllte Gott dem Klausner die Geschehnisse. Und der heilige Mann, der Robert einst die Buße auferlegt hatte, kam herbei und befahl dem Büsser zu reden und die Wahrheit zu offenbaren. Robert gehorchte seinem Befehl. Da wollte ihm der dankbare König seine einzige Tochter zum Weibe geben und auf seine Herrschaft verzichten und Robert sollte König werden. Die Kunde von diesen Begebenheiten drang auch auf die Burg, wo der Vater Roberts lebte, und die Lehnsleute kamen und hielten Robert, daß er ihr König werde. Aber der Büsser wollte davon nichts hören. Er entsagte allem irdischen Glanz und zog mit dem Klausner in die Einsamkeit, wo er sein Leben als Einsiedler beschloß.

Die Teufelshöhle

Es war im Jahre nach Christi Geburt 1231, als in Deutschland der Magister Konrad gegen die Ketzer predigte, von deren Hand er ja kurz darauf den glorreichen Tod als Märtyrer erlitt. Damals versuchte ein Ketzer, der von den bösen Geistern verführt worden war, einen Bruder aus dem Predigerorden zur Ketzerei zu verleiten. Doch der Predigerbruder widerstand beharrlich. Da sprach der Ketzer zu ihm: „Du hältst ja hartnäckig an deinem Glauben fest und doch hast du keine andern Beweise als das Wort der Schrift. Wenn du dagegen mir glauben wolltest, dann hätte ich eine kräftigere Bestätigung; ich könnte dir heimlich Jesus und seine Mutter und die Heiligen zeigen.“

Der fromme Bruder ahnte, als er diese Rede hörte, sogleich, daß hier ein Trug des Teufels im Spiele sein müsse.

Und da er dieser Sache auf den Grund gehen wollte, antwortete er: „Dann könnte ich mit Fug und Recht dir glauben; doch meine ich nicht, daß es dir gelingt, ein solches Versprechen wahrzumachen.“ Der Kexer freute sich über diesen Erfolg und verabredete mit ihm einen bestimmten Tag.

Als nun der Tag gekommen ist, holt der Bruder heimlich in einer Büchse den Leib des Herrn aus der Kirche und birgt ihn unter der Mönchskutte. Der Kexer führt ihn in eine Berghöhle hinein. Dort finden sie sich in einem gar geräumigen Palast. Sie schreiten hindurch, bis sie in den hintersten Raum treten. Hier erheben sich in strahlendem Glanze zwei Thronessel aus reinstem Gold. Auf dem einen sitzt von Licht umflossen ein König, auf dem andern eine Königin, deren Antlitz unsagbar schön ist. Zu beiden Seiten stehen Sessel, auf denen, Patriarchen oder Aposteln vergleichbar, vornehme Männer thronen. Ringsum scharf sich ein Kranz von unzähligen Engeln. Aber sie alle flutet es wie Sternenglanz und niemand hätte denken können, daß es nur teuflische Wesen waren.

Der Kexer naht sich, fällt auf sein Angesicht und betet an. Der fromme Bruder aber bleibt unbeweglich stehen; doch setzt ihn dieser ungewohnte Anblick in gewaltiges Erstaunen. Da wendet sich der Kexer zu ihm und spricht: „Warum schaust du empor zum Sohne Gottes und unterläßt es, anbetend auf das Knie zu sinken? Tritt her zu mir und bete den Herrn an, den du hier schaust, und vernimm aus seinem Munde die Geheimnisse unseres Glaubens.“

Der Bruder tritt heran; er zieht die Büchse unter dem Gewande hervor und reicht sie der Königin auf dem Thron mit den Worten: „Bist du die Königin des Himmels und die Mutter des Herrn, so nimm hier deinen Sohn. Wenn du

ihn in den Händen hältst, will ich in Ehrfurcht dich als seine Mutter anerkennen.“

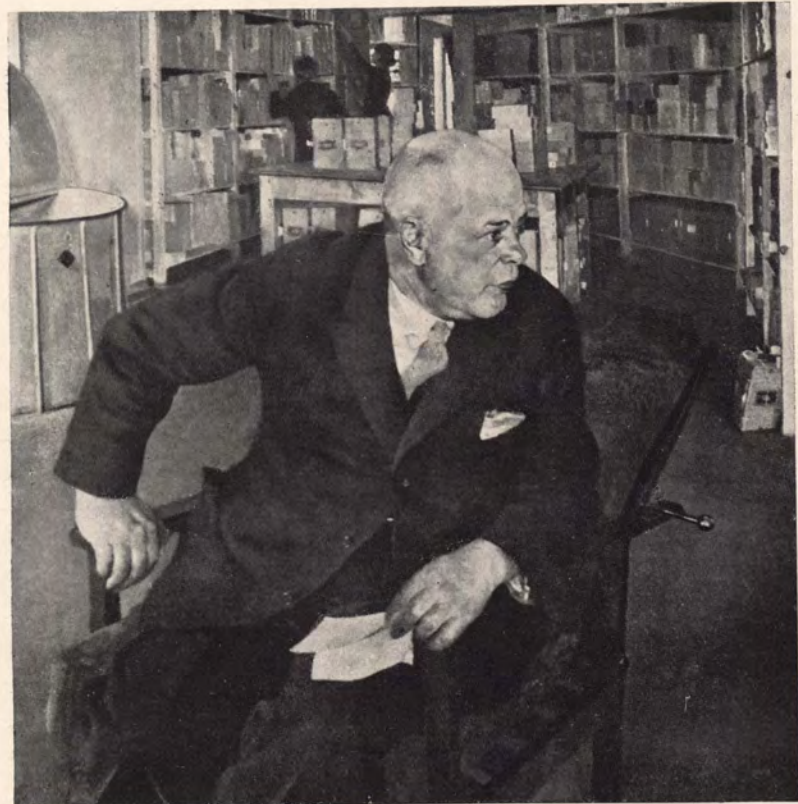
Raum sind diese Worte gesprochen, ist auch das Trugbild verschwunden. Der Glanz ist verloschen und der Bruder und sein Begleiter stehen in solcher Finsternis da, daß sie nur mit größter Anstrengung den Ausgang aus der Berghöhle finden können. Der Kexer aber bekehrte sich. Denn mit Staunen und Schrecken erkannte er jetzt, wie unglaublich listig die bösen Geister zu Werke gehen, um die Menschen zu verführen.

Maria und der Teufel

Ein Bürger lebte lange Jahre mit seinem Weib in kinderloser Ehe. Sie gaben reichlich Almosen und dienten in frommem Wandel der seligen Jungfrau, auf daß ihnen der Himmel einen Nachkommen schenkte. Die selige Jungfrau erhörte ihre Bitte und das Weib erwartete ein Kind. Doch die Beschwerden nahmen so zu, daß das Weib meinte, sie könne sie nicht länger ertragen. Da verwünschte sie eines Tages ihr Kind und versprach es sogar dem Teufel.

Der Tag kam, an dem sie einem Knaben das Leben gab; und das Kind war überaus schön. Nun freute sie sich von Herzen und zog ihr Kind mit aller Sorgfalt auf. An dem Tag, an dem der Knabe elf Jahre alt ward, erschien der Teufel als erschreckliches Gespenst der Mutter und sprach: „Warum muß ich erst kommen und dich mahnen, daß du mir gibst, was du mir dereinst versprochen hast? Noch will ich dir eine Frist gewähren. Doch heute in drei Jahren komme ich wieder und hole mir, was mir gehört. Denn heute noch hält Maria ihren Mantel um das Kind und schützt es vor meiner Hand.“

Der Knabe war indessen ein treff-



Karl Harrer

Herrenbildnis

licher Schüler geworden und nahm zu an jeglichem Wissen; alle Menschen, die ihn kennenlernten, gewannen ihn von Herzen lieb. Doch seine Mutter weinte Tag und Nacht. Immer wenn der Jüngling aus der Schule heimkam, fand er die Mutter in Tränen. Da faßte er sich eines Tages ein Herz und fragte: „Mutter, warum weinst du allezeit?“ Sie wollte es ihm zuerst nicht sagen. Aber er ließ nicht mehr ab und drang immer inständiger darauf, daß sie ihm ihren Schmerz offenbare. Und so verriet sie ihm eines Tages das Geheimnis, daß er schon vor seiner Geburt von ihr dem Teufel versprochen worden sei.

Als dies der Jüngling hörte, sprach er zu ihr: „O liebe Mutter, laß dein Weinen sein,“ und er tröstete sie, so gut er vermochte, und bewies ihr aus der Heiligen Schrift, daß die Menschheit von Gott aus der ewigen Verdammnis erlöst worden sei. Dann eilte er, ohne daß es die Mutter merkte, in die Kirche. Dort kniete er vor dem Bilde der seligen Jungfrau Maria nieder und flehte mit Inbrunst, daß sie ihn vor dem Teufel bewahre und aus der Verdammnis errette. Und er ließ von seinem Gebet nicht ab. Da sah er, wie die selige Jungfrau aufstand von ihrem Sitz und den Jesusknaben, den sie im Arme trug, auf die Stelle setzte, wo sie geweilt hatte. Und sie beugte ihr Knie und flehte für ihn zu ihrem Kinde. Doch das Kind hörte nicht auf die Bitten der Mutter. Maria aber ließ nicht ab, bis der Jesusknabe endlich zu ihr sprach: „So will ich ihm meine Erbarmung zuwenden, wenn er selbst alles tun will, um in Abungen der Buße seine Rettung zu verdienen.“

Als der Jüngling dieses Wort der Erbarmung hört, dankt er Gott und sucht die Losprechung in der Beichte. Doch will kein Geistlicher die Beichte des Menschen entgegennehmen, der dem Teufel

versprochen ist, und nirgends findet er Erhörung. Und so entschließt er sich, dem Papst selber in der Beichte sein Unglück zu offenbaren. Der Papst schreibt einen Brief und schickt ihn mit dem Briefe zu einem Einsiedler, der oft im heiligen Gebet mit Gott zu sprechen pflegte, und dem der Herr durch seinen Engel die tägliche Nahrung sandte. Und siehe, noch bevor der Jüngling mit dem Briefe zum Einsiedler kam, brachte der Engel anstatt eines Brotes zwei und sprach: „Es wird ein Gast einkehren. Sorge, daß du ihn bewirtest.“ Der Engel hatte den heiligen Mann kaum verlassen, da trat der Jüngling ein, verneigte sich vor ihm und reichte ihm den Brief. Der Einsiedler las, was ihm der Papst geschrieben hatte, dann gab er seinem Gaste das Brot, das der Engel gebracht, und als sich der Gast gesättigt hatte, fragte er ihn über alles aus, was seiner Mutter und ihm zugestoßen war. Am nächsten Morgen hörte er des Jünglings Beichte. Dann ging er hin und begann die Messe zu lesen. Dabei mußte der Jüngling an seiner Seite stehen. Denn der Einsiedler wollte ihm den Leib des Herrn reichen und unterdessen sollte er in unablässigem Gebet die heilige Jungfrau um ihre Hilfe anrufen.

Doch als der Augenblick nahte, wo der Jüngling den Leib des Herrn nehmen sollte, war auch der Teufel zur Stelle. Er ergriff sein Opfer und fuhr mit ihm durch die Luft in einen Wald. Dort erwürgte er den Jüngling. Indes las der Einsiedler die Messe zu Ende. Dann erst ging er hinaus nach dem Walde. Dort fand er den Jüngling entseelt unter den Bäumen liegen. Da warf er sich vor dem Toten auf die Knie und in innigem Gebet flehte er zu dem allmächtigen Gott um eine Offenbarung, ob der Jüngling der Verdammnis verfallen oder ob er gerettet sei. Und siehe, als er sein Gebet beendet hatte, schlug der Tote die

Augen auf und kündete dem Einsiedler, was mit ihm geschehen war. Der Teufel hätte seine Seele zur Hölle schleppen wollen. Da aber sei die selige Jungfrau herangeschritten und habe den Bösen hart gescholten. Dann habe sie einem Engel befohlen, die Seele wieder zum Leibe zurückzuleiten.

Nun sandte der Einsiedler den Jüngling in Frieden heim zu seiner Mutter. Die empfing ihn in unsagbarer Glückseligkeit. Von da an dienten sie beide Gott und der seligen Jungfrau Maria. Und sie sind eines seligen Todes gestorben und sind eingegangen in das himmlische Reich.

Die verkaufte Seele

Einst saßen ein paar Zechgenossen bei einander. In ihrer Trunkenheit begannen sie Gott zu lästern und schwanken über alles mögliche, zuletzt über die Seele und das Leben im Jenseits. Da sprach einer, der an Gottlosigkeit die andern noch übertraf: „Was ist denn die Seele? Die Geistlichen betrügen uns doch nur mit ihrem Gerede.“ In dem Augenblick trat ein starker Mensch mit bleichem Antlitz in die Schenke und bestellte Wein. Dann tat er, als ob er trinke. Dabei mischte er sich in die Unterhaltung und fragte, was sie da von der Seele sprächen. Und der Unglückliche, der am meisten lästerte, sprach zu ihm: „Wollt Ihr meine Seele kaufen? Die will ich Euch gern überlassen.“ Da fragt der Fremde: „Um welchen Preis?“ — „Zahlt meine Zechen hier,“ sprach der Trinker. Damit war der Fremde gern einverstanden und er bezahlte für ihn. Sie tranken weiter und kümmern sich um nichts. Als nun die Nachtzeit da ist, wollen sie endlich heim gehen. Da spricht der Käufer: „Ich bitt Euch, Freunde, urteilt zunächst über meinen Kauf. Gehört nicht dem, der ein Pferd gekauft

hat, auch das Halfterband?“ Sie rufen alle: „Gewiß!“ Da packt der Fremde den Unglücklichen, der seine Seele verkauft hat, und spricht: „So komm mit mir in die Finsternis, wo du deinen Schöpfer nie mehr erblicken sollst.“ Und vor aller Augen entführt er ihn durch die Lüfte und in einem einzigen Augenblick schleppt er den Frevler in die Hölle hinab.

Der Teufel als Kläger

Vor Jahren lebte ein mit irdischem Gute reich gesegneter Mann. Er gab viele Almosen, auf daß ihm Gott einen Leibeserben schenken sollte. Endlich fügte es Gott auf die Fürbitte der seligen Jungfrau Maria, daß ihm sein Weib einen Sohn gebär. Und als der Mann so seinen Herzenswunsch erfüllt sah, sprach er zu sich selber: „Nun hat mir die Gnade Gottes einen Sohn beschert. Was soll ich fürderhin noch meinen Leib wie einen Esel schleppen, den man auf die Weide führt?“ Und so trat er an sein Weib heran und bat: „Löse mich von dem Bande, das uns verbindet; ich will hingehn und in Abtötung dem Herrn dienen.“ Noch aber waren beide jung an Jahren. Da riefen sie ihre ganze Sippe zusammen und gaben sich gegenseitig frei. Und der Mann zog in ein fernes Land und lebte dort in harter Entsagung im Dienste des Herrn.

So gingen Jahre dahin. Das Weib blieb allein und diente Gott voll inniger Frömmigkeit. Da kam der Teufel und gab ihr sündige Gedanken ein. Sie fiel in schwere Sünde und gab einem zweiten Sohne das Leben. Nun wandelte sich der Versucher in die Gestalt eines Weisen und begab sich an den kaiserlichen Hof, wo er bald im Ruf eines hochgelehrten Mannes stand; denn er behauptete, er wisse alles, was im verborgenen geschehe. In der Tat offenbarte er dem Kaiser

die Namen derer, die etwas gestohlen hatten, und auch was sonst Böses geschah, ward alsbald durch ihn kund. Daher ließen gar viele am Hofe des Kaisers von ihren bösen Taten ab; denn sie fürchteten die Bloßstellung durch den seltsamen Weisen.

Dieser trat eines Tages vor den Herrscher und sprach: „Herr, gern würde ich Euch etwas Erstaunliches offenbaren, aber ich fürchte, daß Ihr es nicht glauben wollt, weil es ganz unmöglich erscheint.“ Der Kaiser hieß ihn erzählen, was er wisse, und der Ratgeber sprach: „Jene vornehme Frau, die wegen ihrer Ehrbarkeit und ihres heiligen Wandels so hoch im Ansehen steht, hat ihr Gelübde gebrochen; sie hat einen Knaben geboren.“ — „Gegen diese edle Frau sollst du nichts Arges reden,“ erwiderte der Kaiser, „ich weiß, daß sie tugendhaft lebt.“ — „Und doch behaupte ich es,“ sprach der Berater, „wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so laßt sie vor Euch kommen und forschet selber nach. Ihr werdet sehen, daß es sich so verhält.“

Da ließ der Kaiser die vornehme Frau vor sich rufen. Als sie eintrat, erhob er sich und ging ihr entgegen. Denn sie stand bei allen im Rufe höchster Ehrbarkeit. Dann redete er sie an: „Edle Frau, vernehmt, warum ich Euch vor mich rief. Es ist Anklage gegen Euch erhoben worden, daß Euer Wandel unehrbar ward, daß Ihr Euer Gelübde gebrochen und einem Kinde das Leben gegeben habt.“ Die bestürzte Frau entgegnete: „Mein kaiserlicher Herr, für den Augenblick will ich mich über eine solche Beschuldigung nicht äußern. Meine Gedanken sind so verwirrt, daß ich über die Anklage nicht sprechen mag. Gebt mir, so bitte ich Euch, drei Tage Zeit.“ Der Teufel hatte indessen in seiner menschlichen Gestalt neben dem Kaiser gestanden: Jetzt sprach er: „Herr und

Kaiser, es soll mich den Hals kosten, wenn nicht alles genau so ist, wie ich Euch berichtet habe.“ Der Kaiser aber gab der edlen Frau Frist bis zum dritten Tage.

Da ging die Unglückliche hin zum Papst, beichtete ihm unter heißen Tränen der Reue, klagte ihm ihre Seelennot und bat ihn um einen Rat, wie sie der Schande entgehen könne. Der Papst legte ihr keine andere Buße auf, als daß sie ein einziges Vaterunser und Ave Maria beten sollte. So verbrachte sie die dreitägige Frist in herzinniger Reue vor Gott dem Herrn und der Jungfrau Maria und unter Tränen bat sie die selige Jungfrau um Rettung aus der Schande, die ihr drohte. Am festgesetzten Tag aber trat sie vor den Kaiser. Der Herrscher läßt den Mann rufen, der sie angeklagt hat, damit er seine Klage von neuem vorbringe. Als er eintritt, spricht der Kaiser zu ihm: „Sage, in welcher Weise diese edle Frau die Pflicht ihres Standes verletzt hat.“ Der Kläger steht eine Weile sinnend da; dann spricht er: „Dies ist die Frau nicht, die ich beschuldigte. Es war eine andere.“ Da rufen alle, die zugegen sind: „Wir können bezeugen, daß er eben diese edle Frau beschuldigt hat.“ Und der Kläger erwidert: „Die Frau, die hier vor uns steht, ist ehrbar und tugendhaft. Gegen sie wage ich keinen Vorwurf zu erheben. Ich sehe, wie an ihrer Seite die Mutter dessen steht, den man Jesus nennt.“ Der Kaiser hört dies und erhebt sich von seinem Thron und neigt sich tief vor der edlen Frau. Dann bittet er die selige Jungfrau, sie möge die Verzeihung bei Gott erflehen für das Unrecht, das er diesem tugendhaften Weibe zugefügt habe.

Da war es mit des Teufels Arglist zu Ende. Er entwich aus dem Palast wie ein Rauch, der aus dem Ofen steigt. Aber es blieb ein fürchterlicher Pestgestank zurück.

Willibald Köhler: Eichendorffs Tod

Therese wachte Tag und Nacht am Bette des kranken Vaters. Der hilfreiche Besserer löste sie trotz seines anstrengenden Dienstes bei der Nachtwache ab. Längst hatten sie den Kranken in ihr geräumiges Wohnzimmer heruntergetragen, damit er keinen Augenblick allein und der Bangigkeit anheimgegeben sei, über die er einmal klagte, als er, unversehens erwachend, Therese nicht an seinem Bette fand. Seitdem wollte sie nicht mehr von ihm weichen und war nur bei äußerster Erschöpfung zu kurzem Schläfe zu bewegen.

Immer seltener wurden die Zustände der Klarheit. Aus seinem Verwundern beim Erwachen las Therese ab, daß sein Traumgesicht ihn wohl in die Gegenden entführte, die Stationen auf seiner Lebensreise waren.

Während Therese in keinem der Fälle vorher mit Bestimmtheit hatte entnehmen können, wo der Vater in seinem reißigen Geiste weile, entnahm sie eines Morgens nach verwachter Nacht dem Ausruf des Halbwachens, daß er in seinem Kinderparadies Lubowis Einkehr gehalten hatte.

Als Besserer sich früh in den Dienst begab, brachte sie beim Abschied stockend hervor: „Der Vater!“

„Wandert er immer noch im Geiste?“ fragte Besserer.

Sie nickte. „Und nun ist er schon in Lubowis.“ Ihr Kopf sank traurig auf die Brust herab.

Besserer tröstete sie. „Wie schön, daß er im Kinderparadies weilt.“

Vor Verzweiflung außer sich schrie da Therese auf: „Nein, Hermann!“ Sie barg sich an des bestürzten Vaters Brust. Dort weinte sie sich bis zur Beruhigung aus.

„Er ist in Lubowis. Was dann? — Es ist zu Ende.“

Besserer begütigte ihren neuen Aus-

bruch des Schmerzes mit Liebkosung und dem Hinweis auf Fälle, wo unvermutet Heilung nach den heftigsten Krisen plötzlich eintrat. Er nannte ihr Namen von Kranken aus der Bekanntschaft, wo tatsächlich unvermutet Besserung erfolgt war. Therese aber wollte sich keines Wunders gewärtigen.

Und seltsam. Nun, da Therese des bittersten Verlustes gewiß war, besänftigte sich ihr wilder Schmerz. Je weiter, unwiderruflicher der Vater von der Erde fortwanderte, desto mehr wurde die Tochter bei ihrer in tätiger Gorge um den Sterbenden sich erschöpfenden Kraft wieder Kind dieser Erde.

Ein Schmerz noch indessen blieb in ihr wirksam: daß sie ihm bei ihrer Verwirrung von Herz und Geist, in die sie die Tage des Zweifels gestürzt, nicht noch einmal Abschied nehmend für alle seine Liebe hatte danken können. Da sie noch hoffend und betend das geliebte Leben dem Tode abzurufen versuchte, hätte sie dies zu tun sich gescheut. Und jetzt war sein Geist nicht mehr unter ihnen.

Als habe dieser Gedanke bis an die Jenseitsgrenzen reichende Kraft gehabt, als habe das dankbare Herz den schon so weit Fortgewanderten zurückgeführt, um sich des vergessenen schließlichen Dankes zu entledigen: es ereignete sich wirklich, daß der Kranke, den alle schon den Schatten des Todeskampfes verfallen glaubten, die Augen aufschlug und ganz klar und, einen jeden der Umstehenden mit erkennenden Blicken mustern, bei Therese mit besonders langem Blicke verweilend, sich für die Liebe bedankte, mit der sie ihn durch ihr Leben beschenkt hatten. Da warfen sie sich alle überwältigt und keines Wortes mächtig vor der Größe dieses Herzens und Geistes in die Knie.

Als sie sich wieder erhoben, schlief der Kranke, wie von so weitem Überweg erschöpft, sogleich wieder zur Rückkehr an die Grenzen der Verschollenheit ein.

Therese befragte danach erschüttert ihr Herz: ist der Ruf der Sehnsucht aus dankbarem Menschenherzen so mächtig, daß er über alle Grenzen reicht? Ist dieser Geist, Geist ihres Vaters, von dessen Geist sie auch war, so gewaltig, daß er über Zeit und Raum erhaben die Schranken, die der Tod bereits zwischen dieses und jenes sein Leben gesetzt hatte, rückkehrend bezwang?

Therese fühlte sich durch des Vaters seltsames Wiedererwachen wie von einem Wunder Gottes begnadet, der ihr durch den geliebtesten Menschen aus der Nähe seiner Gnade offenbarte, wie allmächtig über Leben und Tod der Geist der Liebe sei.

Von diesem Tag an hatte der Schmerz keine Gewalt mehr über sie.

Darum weinte sie auch nicht, als sie am neunten Tage nach seiner Erkrankung, nachdem der Kranke nur noch ein einziges Mal: das Licht! gerufen hatte, ganz nahe an sein Bett herantretend einen für immer Genesenen mit einem glücklich leuchtenden Kindergesicht in den Kissen

erblickte. Sie rief den Vatten und die Kinder, die vor dem ungewöhnlichen Glanze des Verewigten fromm in die Knie fielen, und öffnete weit die Fenster.

Die Sonne hatte den ganzen Tag mit dem Gewölk gerungen. Vor kurzem drang sie durch, und es dauerte nicht lange, so stand der Himmel im leuchtenden Blau des späten Herbstes. Ihr war, als höre sie hoch in den Lüften eine Lerche, die ein Lied zum Lobe des Sängers sang, heimgekehrt zu Gott, von dem er trotz seiner vielen Wanderschaft doch nie fortgewesen. So vollkommen war die Täuschung, daß Therese, nachdem sie lange verzückt gelauscht hatte, sich zum Fenster hinauslehnte und in den Lüften über dem Grabe der Mutter am Jerusalemer Bergfriedhof nach der verspäteten Lerche suchte.

Die blauen Berge sahen von fern und weither in das Zimmer des verspäteten Wanderers, bezeugten treu seinen Heimgang wie ehedem seinen Einzug in die Welt, die sie umschlossen hielten. In ihrem Schoße sonnte sich schon froh der schwere Stein, der seinen Eingang in die heimatliche Erde besiegeln sollte.

Bernhard Schneek-Breslau: Paul Schulz

Ein Kunstkritiker sagte einmal, wenn in hundert oder zweihundert Jahren eine rückschauende Ausstellung der Kultur Schlesiens um die Wende zum 20. Jahrhundert veranstaltet würde, dann müßte ein ganzer Saal allein den von dem Breslauer Bildhauer Paul Schulz geschaffenen Porträtbüsten gewidmet werden. In der Tat sind unter den von seiner Hand modellierten weit über 300 Köpfen fast alle Schlesier unserer Zeit vertreten, die in Kunst und Wissenschaft, Verwaltung und Politik, Handel und Industrie oder sonstwie sich einen Namen gemacht haben.

Aber man würde dem Künstler bitter Unrecht tun, wenn man die Grenzen seines Könnens so eng steckte und ihn nur als routinierten Porträtbildhauer gelten lassen wollte. Versteht er es doch ebensogut, sich in bedeutende Männer der Vergangenheit zu vertiefen und ihre Eigenart zu erfassen und wiederzugeben, wie sein fröhlicher Luther in Reichenbach, der Reformator Heß an der Breslauer Magdalenenkirche, seine Lessingbüste, seine Darstellungen Friedrichs des Großen u. a. beweisen. Seine Lehrzeit bei dem noch immer nicht genug gewürdigten Christian Behrens, sein Aufenthalt bei Meunier und Rodin, seine Studienreisen in England und Italien hatten ihn ganz andere Wege gewiesen. Der gefesselte Mann, der athletische Jüngling, aber auch die sieghafte Schönheit des weiblichen Körpers waren die Probleme, die ihn viele Jahre beschäftigten und die er in meisterhafter Weise in Bronze und Marmor zur Darstellung zu bringen wußte.

Die Entwürfe zu Siegesdenkmälern, die während des Weltkrieges in seinem Kopfe umhertwirbelten, besonders als er Hindenburg im Hauptquartier model-

lierte, die wandelten sich in Erinnerungsdenkmäler für die Gefallenen, die er sehr zahlreich für große und kleine Gemeinden Schlesiens geschaffen hat. Er versteht es besonders gut, den Hintergrund für sein Werk wohl zu berechnen, seien es alte Linden an einer Stadtmauer oder ein ehrwürdiges Dorfkirchlein, ein Eichenhain oder ein Waldessaum, immer steht das Ganze in Beziehung zu seiner Umgebung und befriedigt und erhebt die Herzen derer, für die es geschaffen ist. Besonders wirkungsvoll ist das monumentale Löwendenkmal auf dem Röltzchenberg am Zobten oder das in Verbindung mit dem Stadtbaumeister in Löwenberg geschaffene Erinnerungsmal, wo die runde Rückwand, die von einem verwundet zusammengesunkenen Krieger gekrönt ist, nach vorn von zwei Pfeilern abgeschlossen wird, die zwei Relieffiguren schmücken, eine trauernde Mutter im Schmerz um das Verlorene und ein Schmied mit dem Hammer als Ausdruck des vertrauensvollen Wiederaufbaus. In Löwenberg steht von unseres Künstlers Hand auch ein reizvoller Gänseleiselsbrunnen und neuerdings erhebt sich daselbst die letzte Schöpfung seiner Werkstatt, das Tuchmacherdenkmal. Die schwierige Aufgabe, den wichtigsten Erwerbszweig der alten schlesischen Stadt zur Darstellung zu bringen, hat er in ganz meisterhafter Weise gelöst, indem er den Tuchfabrikanten und den Tuchhändler in mittelalterlicher Tracht bei ihrem Handelsgeschäfte in geschlossenem Aufbau hinstellte. Das Kunstwerk, das in der jüngsten Ausstellung des Künstlerbundes Schlesiens allseitige Bewunderung erregte, kommt auf dem Marktplatz des altertümlichen Städtchens erst recht zu voller Wirkung. In derselben Ausstellung war auch eine feine, etwa 60 Zenti-

meter hohe Kleinbronze des Künstlers zu sehen, ein nackter Jüngling in der charakteristischen Haltung des über tiefe Probleme Nachdenkenden, ein Geschenk der Breslauer Handelskammer an ihren Syndikus Dr. Freymark, dessen Reliefporträt den Marmorsockel ziert.

In dem sehenswerten Breslauer Atelier von Paul Schulz überwiegen freilich die Porträtköpfe. Da sieht man gegenwärtig die verblüffend ähnliche Bronzebüste des Reichspräsidenten Loebe, den feinen Marmorkopf des Dichters Paul Keller, das scharfe Gelehrtenantlitz des Universitätsprofessors Kornemann und viele andere weitbekannte Persönlichkeiten. Neben dem mit Recht vielgerühmten Porträt des Altoberbürgermeisters Bender, das seinen Platz im Breslauer Rathaus erhalten hat, stehen die Köpfe der gegenwärtigen Leiter der Kommunalpolitik der schlesischen Hauptstadt, des Oberbürgermeisters Wagner, des Stadtkämmerers Friedel und des kürzlich verstorbenen Bürgermeisters Herschel, der als besonders verständnisvoller Förderer des Gedankens der gesamtschlesischen

Kulturwochen allen Teilnehmern der Mährisch-Schönberger Tagung noch vor Augen steht.

Paul Schulz versteht es gerade auf dem Gebiet der Porträtplastik bei seiner einfachen, fast nüchternen Art die Züge der Dargestellten in völlig realistischer Weise mit fast photographischer Treue darzustellen, gleichzeitig aber dank seiner unfehlbar scharfen Beobachtungsgabe und inneren Anteilnahme das Geistige an jeder Persönlichkeit zum klarsten Ausdruck zu bringen.

Neben seinem Breslauer Atelier betreibt Paul Schulz noch immer seine Steinmetzwerkstatt in dem Städtchen Tschirnau an der polnischen Grenze, wo er im Jahre 1875 als Sohn eines mit Art und Zeichenslust hervorragend geschickten Zimmermanns geboren ist. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft zu suchen. Das handwerkliche Können vereinigt Paul Schulz in seltener Weise mit der künstlerischen Begabung und dadurch hat er seine Erfolge errungen und die verdiente Anerkennung gefunden.

R. Olbricht-Breslau: Das Wirtschaftsleben im gesamtschlesischen Raum ♦♦

Das Wirtschaftsleben eines geographischen Raumes wird durch das Zusammenwirken einer ganzen Reihe von Faktoren bestimmt. An erster Stelle stehen die Oberflächenformen. Als Gebirge und Hügelländer bestimmen sie vielfach die Grenzen der natürlichen Landschaften, sie sind die Leitlinien für die Flüsse und bedingen dadurch auch wesentliche Züge des Verkehrsnetzes. Das

starke Gefälle der Gebirgsflüsse spielt als „weiße Kohle“ in der Wirtschaft eine zunehmende Rolle und manche Gebirge, deren Bodenschätze sich im Laufe einer jahrhundertlangenen wirtschaftlichen Entwicklung erschöpften, verdanken den Reizen ihrer Landschaft als wichtigen Erwerbszweig den Fremdenverkehr. Für die wirtschaftliche Entwicklung vieler Länder spielt auch die „Gangbarkeit“

der Gebirge eine große Rolle. Die zahlreichen Sudetenpässe erklären die engen Beziehungen zwischen Deutschland und Böhmen, die durch das kulturelle Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Schlesien und dem Sudetenlande noch gesteigert werden.

Wichtig für das Wirtschaftsleben sind ferner die Bodenschätze. Waren von ihnen anfangs die Erze am bedeutungsvollsten und lockten sie zuerst den Menschen in die noch im frühen Mittelalter dicht bewaldeten und schwer zugänglichen Gebirge, so spielen sie heute kaum mehr eine Rolle. Die meisten Erzgänge, die einst einen so blühenden Bergbau bedingten, sind abgebaut und nur Namen erinnern vielfach an die Vergangenheit, wie Kupferberg, Silberberg, Goldberg, Schmiedeberg, Gottesberg und die vielen auf seiffen endenden Dörfer. Dazu kommt, daß gerade in den letzten Jahrzehnten die mit ganz andern Mitteln arbeitende überseeische Konkurrenz manches deutsche Unternehmen unrentabel gemacht hat. Trotzdem aber erfüllten die Erze die große geschichtliche Aufgabe, das Sudetenland dem deutschen Volksboden erschlossen zu haben. Wichtig sind dagegen noch heute die Zink- und Bleierze Oberschlesiens, wenngleich Kenner in einigen Jahrzehnten mit ihrer Erschöpfung rechnen. Von den Gesteinen der Sudeten spielen die einst so wichtigen Quarze eine immer geringere Rolle, so daß die Rohstoffe für die Glasindustrie aus der Nieder-Lausitz kommen. Wichtiger sind heute die Steinbrüche. Von den großen Granitgebieten Schlesiens finden wir jedoch nur die Königshainer Berge im eigentlichen Gebirge, Strehlen, Striegau und Ströbel (bei Zobten) schon im Sudetenvorlande. Ganz im Sudetengebiet liegen die zahlreichen Basalt- und Porphyrbürche, sowie die Sandstein-

brüche bei Bunzlau, Löwenberg und die des Gläser Landes (Heuscheuer, Rießlingswalde). In Oberschlesien finden wir die für die Zementindustrie so wichtigen Kalke der Kreide und des Muschelkalks, bei Hohenbucka in der Nieder-Lausitz die weltberühmten Glasande. Die zahlreichen tertiären und eiszeitlichen Ton- und Lehmager bedingen eine hohe Entwicklung der Töpferei und Ziegelei.

Volkswirtschaftlich außerordentlich wichtig sind die Badeorte. Sie knüpfen an Quellen an, welche mit Spalten zusammenhängen, die während der Gebirgsbildung entstanden. Merkwürdig ist hierbei, daß der große „Sudetenrandbruch“ selbst „trocken“ ist, „naß“ dagegen die kleineren Brüche innerhalb der Sudetenscholle. Das hat wiederum den Vorteil, daß die schlesischen Bäder landschaftlich überaus reizvoll liegen und dadurch weit über die Reichsgrenzen bekannt wurden.

Wichtiger wie Erze und Gesteine wurden im Zeitalter der Maschinenindustrie die Energieträger. Die reichen Lager von Stein- und Braunkohlen sind eine der Ursachen für die hohe industrielle Entwicklung Schlesiens geworden. Auf einen Nachteil der schlesischen Kohlenlager, der sich bei dem Transport nach außerschlesischen Räumen immer mehr bemerkbar macht, sei hingewiesen: Kein schlesisches Kohlenlager liegt in unmittelbarer Nähe des Oderstromes!

Recht günstig sind die Bodenarten Schlesiens für die Landwirtschaft. Etwa die Hälfte nehmen lehmige Böden ein, gut ein Viertel der fruchtbare Löss. So wurde Schlesien schon zur Zeit Friedrichs des Großen die „Kornkammer“ Preussens, an die noch heute in der Ackerbauebene die zahlreichen friedrizianischen Kornspeicher erinnern. In Schlesien entstand auch die erste Rübenzuckerfabrik der Welt und heute liegen von den

265 Zuckerrfabriken des Reiches 44 auf schlesischem Boden. Bis vor kurzem ernährte der schlesische Großgrundbesitz, dessen Ausstattung mit Maschinen vorbildlich ist, nicht nur Schlesiens zahlreiche Industriebevölkerung, sondern vermochte sogar noch nichtschlesische Gebiete mit zu beliefern.

Dies führt zur Bedeutung des Klimas und der von ihm abhängigen Pflanzendecke für die menschliche Wirtschaft. Dank seines Übergangsklimas ist Schlesien für den Körneranbau geeigneter als die meisten übrigen deutschen Landschaften. Im Gebirgsland spielt neben der Holzwirtschaft, die auch für die niederschlesische Heide und die obereschlesische Waldlandschaft wichtig ist, die Wiesenwirtschaft eine ständig zunehmende Rolle. Das überaus große Angebot an Körnerfrüchten aus Amerika und die katastrophalen Witterungsverhältnisse der letzten Jahre sind hierbei mitentscheidend. Sommerliche Unwetter, vor allem in den „Wetterwinkeln“ am Sudetenrand und im Hirschberger Kessel bedingen die Anlage der zahlreichen Talsperren, die schon heute für die Erzeugung elektrischen Stromes recht wichtig sind. Vor allem sind Bober (24.000 ausgebaut PS.) und Queis (12.000) die „Kraftflüsse“ Schlesiens. Ein weiterer Ausbau (Ottmachauer Becken und andere) ist geplant, um die Oder vor der „Versommerung“ einigermaßen zu schützen und ihr das ganze Jahr hindurch eine genügende „Lauchtiefe“ zu geben. Machtlos ist jedoch der Mensch gegen die strengen Winter, die oft monatelang den Wasserverkehr zum Erliegen bringen. Das sind Fragen, die bei der Finanzierung von Wasserstraßen auf schlesischem Boden wohl beachtet werden müssen.

Daß das Klima von entscheidender Bedeutung auch für die Arbeitskraft des Menschen ist, wird heute immer mehr

von der Wissenschaft anerkannt und gilt wie für alle Gebiete innerhalb der gemäßigten Zone auch für Schlesien.

Von entscheidender Bedeutung endlich für das Wirtschaftsleben eines Landes ist die Lage. Ich sehe ab von „mathematischer“ Lage (Höhenlage und Lage zu den Breitenkreisen), die sich ja im wesentlichen im Verein mit der Oberflächengestaltung im Klima widerspiegelt. Wichtiger ist die geopolitische Lage, das heißt die Lage eines Raumes zu den großen Kulturkreisen und Wirtschaftsräumen.

„Lage ist Schicksal.“ Daß dieser Ausspruch auch für Schlesien gilt, zeigen bezeichnender als lange Ausführungen die beiden Skizzen. Noch zu Beginn der Neuzeit lag Schlesien im Herzen des damaligen kontinentaleuropäischen Kulturkreises, im Schnittpunkt der Diagonalen des „Verkehrsvierecks“ (London, Genua, Nowgorod, Straße von Kertsch), innerhalb dessen sich der größte Teil des europäischen Handels abspielte, und an dem Grenzsaum zwischen den Rohstoffländern des Ostens und den schon dichter bevöl-



kerten Staaten des westlichen Europa. So wurde Breslau eine der wichtigsten Städte Deutschlands, wenn nicht sogar Europas. Langsam verlor Breslau diese Vormachtstellung und heute ist Schlesien eine Halbinsel, rings umbrandet vom Elawentum. Noch mehr wie Königsberg

hat Breslau sein natürliches Hinterland verloren (den schraffierten Teil des Kreises) und liegt dazu im „Verkehrsschatten“ von Berlin, außerdem erhielt es schon in der Vorkriegszeit auf russischer Seite eine gefährliche Konkurrenz in Lodz, dem russischen Manchester, das vor einem



Jahrhundert erst 2800 Einwohner zählte (Breslau 85.000!). Ist es schon heute für die „Insel“ Ostpreußen und die „Halbinsel“ Schlesien schwer, ihre Produkte im übrigen Reich infolge der höheren Frachtsätze abzusetzen, so kann die Vollendung des Mittellandkanals für die schlesische Kohlenwirtschaft, die schon einen großen Teil der Tschechoslowakei als Markt verloren hat, ein Verhängnis werden.

Nicht minder gefährdet ist auch die reichsdeutsche schlesische Textilindustrie, während die sudetendeutsche die aufblühende Tschechoslowakei als natürliches Hinterland hat. Die Lage Schlesiens kann nur dann eine andere, bessere werden, wenn innerhalb Europas die hohen Zollmauern erniedrigt, oder sogar abgerissen werden und vorerst der schlesischen Wirtschaft durch Vorzugstarife geholfen wird.

Vorstehend ist schon angedeutet, daß die wirtschaftliche Blüte eines Landes von vier Faktoren abhängt: 1. dem Vor-

handensein von Energieträgern, 2. einer hochqualifizierten Arbeiterschaft, 3. von den Rohstoffen und 4. von einem aufnahmefähigen Hinterland.

Bevor wir einige Wirtschaftszweige charakterisieren, sei die Gliederung des schlesischen Raumes kurz skizziert.¹⁾ Das reichsdeutsche Schlesien gliedert sich in die Mittelschlesische Ackerbauebene (III), die Keimzelle Schlesiens, mit einem starken Anbau von Weizen und Zuckerrüben. Als besondere „Stadlandschaft“ können wir Groß-Breslau mit seinen Vororten herausheben. Ihre Fortsetzung findet die Ackerbauebene in der Oberschlesischen Lösslandschaft mit ebenfalls starkem Anbau von Zuckerrüben und Weizen (IV). Südlich der Oder dehnt sich die Oberschlesische Waldlandschaft (V), unterbrochen vom Industriegebiet (VII) und dem fruchtbaren Landrücken des Chelmin. Links der Oder können wir zu ihr auch das Falkenberger Ländchen rechnen. Kiefernwald kennzeichnet auch die Niederschlesische Heide (II), welcher die riesigen Braunkohlentagebaue und die zahlreichen Fischteiche einen eigenartigen Zug aufprägen. Durch den Norden Schlesiens zieht sich der vielfach stark bewaldete Niederschlesische Landrücken (I), dem wir auch die Senke der Bartsch mit ihren großen Fischteichen zurechnen. Eine eigenartige Übergangslandschaft zwischen den Sudeten und dem Flachland ist das Sudetenvorland (VI). Über fruchtbare, vielfach mit mäßigem Löss überdeckte flachwellige Hügellandschaften erheben sich inselartig die Striegauer Berge, das Zobtengebirge und der Rummelsberg mit weit bekannten Granitbrüchen. Das reichsdeutsche Sudetengebiet (VIII) gliedern wir

¹⁾ Die lateinischen Zahlen beziehen sich auf die Skizze, in welche auch die größeren Städte eingezeichnet sind.

in die schlesische Oberlausitz mit ihrer starken Textilindustrie (Görlitz, Lauban), das ebenfalls von zahlreichen Basaltkuppen überragte Bober-Rasbachgebirge mit seiner zunehmenden Wiesenwirtschaft, den Hirschberger Kessel, dessen Glas-, Holz- und Papierindustrie ursprünglich

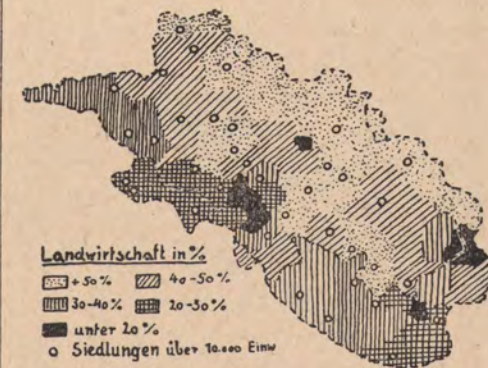


der Waldbreichtum des benachbarten Riesengebirges bedingte, das kohlenreiche Waldenburger Gebirgsland mit reicher Textilindustrie an seinen Rändern (Landeshut, Tal der oberen Weistritz, Friedland) und die „Grafschaft“ Glas (X), ihren weit gerühmten Badeorten und der durch die bewaldeten Randgebirge bedingten Holz- und Papierindustrie.

Jenseits der Reichsgrenze ist das Sudetengebirge überwiegend von Deutschen besiedelt, und durch deutsche Kulturarbeit zu seiner heutigen Höhe gebracht. Wir unterscheiden in diesem „Sudeteland“ den Elbe-Neiße-Gau (IX), den Ostsudetengau (XI) und den Obersudetengau (XII). Der Elbe-Neiße-Gau ist ein dicht bevölkertes Industriegebiet mit blühender Textil- und Glasindustrie (Reichenberg, Gablonz, Trautenau und Braunau).

Wie ein Schwalbennest ist an den Südwestrand der Grafschaft geklebt das fast ganz von Deutschen besiedelte Neustadt-Rokitnißer Ländchen. Im Ostsudetengau tritt die Landwirtschaft schon

stärker hervor; die größeren Städte wie Troppau, Sternberg, Mähr.-Schönberg und Jägerndorf blühen durch Textilindustrie, die im Gegensatz zum Elbe-Neiße-Gau mit seiner Woll- und Baumwollindustrie die Leinwandverarbeitung bevorzugt. Der Obersudetengau endlich birgt als Fortsetzung der oberschlesischen Tafel gewaltige Kohlenlager bei Ostrau und Karwin. So hat sich in ihm neben dem Bergbau vor allen die Eisen- und Stahlindustrie entwickelt und die Textilindustrie tritt bis auf Neu-Titschein, Friedek und Mistek in den Hintergrund. Obwohl in ihm unter 510.000 Einwohnern nur 100.000 Deutsche (außerdem 122.000 Polen) leben, müssen wir ihn nach seinem ganzen Werdegang unbedingt dem gesamtschlesischen Raum zurechnen, der somit fast das gesamte Flußgebiet der Oder oberhalb der Bobermündung bis zu den Beskiden umfaßt. Dies zu betonen ist besonders wichtig, zudem der Ausbau der Oder zu einer Großschiffahrtstraße auch stark von dem Ausbau der Flüsse des Obersudetengaus abhängt.



Das Übersichtskärtchen (4) zeigt, in welchem Umfang Schlesien aus einem Agrarland schon zu einem Industrieland geworden ist. Die hohe industrielle Entwicklung des Sudetengebietes ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Einmal auf das Vorhandensein billiger Ar-

beitskräfte beim Nachlassen des ursprünglichen Bergbaus und beim Abwandern der Glasindustrie nach Aufgabe der Holzfeuerung und dem Erschöpfen der Quarzgänge nach der Nieder-Lausitz (Weißwasser, Penzig, Rauscha), wo Glasfande mit der Braunkohle verknüpft sind, deren Abbau in immer größerem Umfang einsetzt. Liegen doch bei Hoyerwerda die modernst eingerichteten, riesigen Braunkohlengruben Erika und Werminghoff. Diese „Menschenständigkeit“ der Industrie im Gebirge erschwert aber auch wieder bei der notwendigen Zufuhr von Rohstoffen und Energien ihren Kampf ums Dasein. Weiterhin bot in kriegsrischen Zeiten das Gebirge besseren Schutz, zudem es Wasser und Holz als wichtige Grundlagen für eine Industrie vor dem Zeitalter der Kohle besaß. Es kam noch hinzu, daß in den Städten des Flachlandes der Abdruck der zu einer starren Schablone erstarrten Zünfte zu Beginn der Neuzeit das Abwandern der Gewerbe aufs Land begünstigte.

Wie sich die verschiedenen Industrien im schlesischen Raum auf die Einzellandschaften verteilen, zeigt die Tabelle. (EN = Elbe-Neiße-Gau, OH = Oberoder-gau, Ost = Ostjudetengau, NS = Niederschlesien, OS = Oberschlesien.)

Zur Ergänzung gestatten einige vorläufige Zahlen der Provinzen Ober- und Niederschlesien wertvolle Vergleiche, sowie eine kleine Übersicht der in den wichtigsten Industrien Gewerbstätigen im Jahre 1782.

Wichtige Erwerbszweige (einschl. Zugehörige):

	NS	OS
	in Tausend	
Landwirtschaft	860	424
Industrie	1163	503
Handel	491	191
Verkehr	144	62

Bergbau:

Steinkohle	91	139
Braunkohle	18	—
Erz	3·8	4·5
Steine und Erden	132	30
Eisen-Metallgewinnung	30	58
Eisen-Metallverarbeitung	49	21
Maschinenindustrie	78	15
Papierindustrie	44	15
Chemische Industrie	14	6·8
Holzindustrie	92	28
Glasindustrie	39	1·9

Textilindustrie:

Baumwolle	30	—
Leinwand	38	8·6
Wolle	22	1·8
Keramik	26·5	2·9
Mühlen	12·3	4·4
Zuckerfabriken	13·6	3·3

Wichtige Berufe (in % der Bevölkerung):

	NS	OS	EN	OG	Ost
Landwirtschaft	28	31	14	16	29
Bergbau	3·6	10·4	1·2	24	—
Metallindustrie	5	7·5	6	17	3·6
Textilindustrie	3·6	1·2	18	2	6
Glasindustrie	1·2	0·1	6	—	0·7
Papierindustrie	1·4	1·1	2	0·3	0·9

Erwerbstätige im Jahre 1782 in Preussisch-Schlesien:

Eisenindustrie 1124, Papierindustrie 296, Glashütten 188, Leinwandbestellung 34.953, Wollindustrie 14.068, Baumwollindustrie 2618, Kohlenbergbau: Niederschlesien 529, Oberschlesien 91.

Die letztere Zusammenstellung zeigt uns, wie sehr damals mit Schlesien das Land des Textilgewerbes und vor allem der Leinwandverarbeitung war. Das sind zum Teil die Auswirkungen der neumerkantilistischen Politik Friedrichs des Großen. Der Bergbau und die Eisengewinnung lagen damals noch in den Anfängen. Die Standorte der Eisenhütten waren in erster Linie die Flußtäler der bewaldeten Nieder-Lausitz und des Malapanegbietes, wo sich Holzreichtum mit Raseneisenerz verknüpfte. Erst später wandert

die Industrie aus dem Walde zur Kohle. In Oberschlesien wurde das erste Kohlenbergwerk 1748 bei Ruda eröffnet und im Jahre 1770 367 Tonnen gefördert, gegen 25.000 in Waldenburg. Weitere Vergleiche gestattet die Tabelle:

Kohlengewinnung (1000 t):

	Oberschlesien	Waldenburg-Neurode
1791	11·5	83·5
1800	38·6	140
1850	975	455
1899	23.470	4.760
1913	43.801	5.510

Es ist allgemein bekannt, wie durch den Genfer Schiedsspruch das durch deutsche Tatkraft aufgebaute Oberschlesische Industriegebiet geteilt wurde, so daß die Mehrzahl der Werke und die überwältigende Menge der Kohlenvorräte an Polen kamen. In West-Oberschlesien stieg seitdem die Kohlenförderung auf fast 20 Mill. Tonnen (1913 in dem gleichen Gebiete 11 Mill.), von denen nur 1,2 Mill. im Ausland (1,07 in der Tschechoslowakei) abgesetzt wurden. Dem reichsdeutschen Bergbau in Oberschlesien drohen zwei Gefahren, der Ausbau der Häfen Gdingen und Danzig mit den pol-

vielen Jahren monatelang zufriert, um dann zu „versommern“, wie im Katastrophensommer 1929, in dem 900 ODER-kähne über ein viertel Jahr lang (Skizze!) festlagen. So wurden nur 8% der ausgeführten Kohle auf dem Oberwege verfrachtet. Es gewinnt den Anschein, daß die Kohlenindustrie eine Güterschleppbahn nach Januschkowitz (unterhalb Kosel) bauen wird, um die Kohle schnell und billig an die ODER zu bekommen. Unter der Halbinsellage leidet auch die Eisenindustrie, die noch 1891 beinahe 81% ihrer Erze aus Oberschlesien (1923 16%) und nur 15% aus dem Ausland (1923 54%), und zwar auf dem Oberwege von Schweden bezog. Neuerdings wird ihre Lage durch weitere Verwicklungen erschwert, die hier zu erörtern noch nicht spruchreif ist. Einen großen Aufschwung hat auf deutscher Seite der Abbau der Blei- und Zinkerze genommen, vor allem seit Vollendung der deutschen Bleischarlengrube bei Beuthen. Bedauerlich ist es, daß die große Zinkhütte der Sielsche A.-G. weder in das Industriegebiet, noch an den Breslauer Umgehungs kanal gelegt wurde, sondern am Ausgang des Mittellandkanals errichtet wird. Die Möglichkeit, nach Erschöpfung der Erze Oberschlesiens überseeische zu verarbeiten, hat anscheinend bei dieser Wahl mitgespielt.

Gefährdet ist besonders der Waldenburger Bergbau, dessen wenig mächtige, stark gestörte Flöze als Nachwirkungen des Vulkanismus die gefährlichen Kohlen-säureausbrüche aufweisen. Dazu hat er 40% seines Absatzes verloren, seitdem die Tschechoslowakei nur noch geringe Mengen von Auslandskohle zuläßt. Natürliche Beziehungen wurden so zerrissen. Eine der wenigen Möglichkeiten, dem Bergbau zu helfen, ist die Ferngasversorgung. Hoffentlich verhindert eine kommunale Kirchturnpolitik nicht Ausbau



nischen Eisenbahnvorzugstarifen und die Vollendung des Mittellandkanals. In diesem Augenblick wird vermutlich die Ruhrkohle auf dem Berliner Markte billiger geliefert werden können, da die westdeutschen Kanäle für den Großverkehr besser geeignet sind als die ODER, die in

und kostspielige Weitererhaltung kleiner Gasanstalten und treibt dafür gesamtschlesische Wirtschaftspolitik zum besten unserer gefährdeten Grenzmark, für welche ein Patriotismus der Tat wichtiger ist, als Worte und Erklärungen.

Überall in Schlesien sehen wir so gefährdete Industrien und Gewerbe, wobei die reichsdeutsche Industrie ständig durch die „Halbinsellage“ und den Verlust großer Absatzmärkte leidet und nicht zum wenigsten durch den schwierigen Ausbau des Oberstromes. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Körneranbau durch das Überangebot der in günstigeren Klimagebieten reisenden Ernten der Übersee, vor allem US-Amerikas und Kanadas, bedroht ist und darum in höheren Lagen immer mehr nach dem zielbewußten Vorbild des Gutsbesizers Vogler-Ludwigsdorf die Großviehwirtschaft einsetzt. Weiterhin beginnt schon jetzt der gewaltige Aufschwung Javas die schlesische Zuckerindustrie zu gefährden und die katastrophalen Witterungsverhältnisse der letzten Sommer können auch diesen Vorgang beschleunigen. Schlesien besitzt die besten Granite Europas, deren Verwendung ich vor einigen Jahren voller Freude beim Bau der Riesenschleuse bei Zimmern am Amsterdamer Seekanal beobachten konnte. Was nützt es aber, wenn im Reich ausländische Gesteine bevorzugt und damit Städte wie Striegau vor den Ruin gestellt werden? Nicht wunderschöne Reden und kostspielige „Besichtigungsreisen“ können uns helfen, sondern Taten, nur Taten. Diese kann Schlesien um so mehr verlangen, als Freymark ja in überzeugender Weise schon vor Jahren entwickelt hat, was Preußen und Deutschland seinerzeit Schlesien verdankt haben, als unser

Heimatland nicht Notstandsgebiet war, sondern ein reiches, gern und willig gebendes Überschussgebiet.

Nach meinem rein persönlichen Ermessen sind drei Gesichtspunkte für Schlesien besonders wichtig. Einmal die Erkenntnis des Großschlesischen Wirtschaftsraumes, dessen Auswirkung zur Zeit hohe Zollschranken unmöglich machen. Wenn Lloyd George einmal gesagt hat, daß es Aufgabe der Minoritäten nicht ist, schmerzende Wunden im Körper von Staaten zu sein, sondern daß sie eher geeignet sind, Brücken von Nation zu Nation zu schlagen, so gilt dies in erster Linie von den Endendeutschen, deren Tatkraft und Fleiß die Tschechoslowakei einen großen Teil ihres Wohlstandes verdankt.

Zweitens gilt es, im übrigen Deutschland unentwegt die große geschichtliche Aufgabe Schlesiens beim Werdengang Preußens und des Deutschen Reiches, das sich aus ihm entwickelte, zu betonen. Besonders wichtig ist drittens aber die Stützung der Flankendeckung Schlesiens gegen Polen. Liegen doch hier meist landwirtschaftlich eingestellte Kreise, deren Wirtschaft schwer leidet, deren Städte durch die neuen Grenzziehungen einen großen Teil ihres Hinterlandes verloren haben und deren Bevölkerung auswandert, während auf polnischer Weise großzügigst Siedlungspolitik getrieben wird. Hier muß etwas geschehen, nicht nur um die Not der Gegenwart zu mindern, sondern um den Bestand des deutschen Volkshodens auch für die kommenden Jahrzehnte sicherzustellen. Hier gilt es, das Deutschtum hochzuhalten, nicht aber das Prestige eines Standes oder einer Behörde!

Dswald Baer-Hirschberg: Äskulap im Hochgebirge

Vor 40 Jahren — in dem traurigen Dreikaiserjahr 1888 — ist, ganz nahe der böhmischen Grenze, die Prinz-Heinrich-Bau, das erste massive Gasthaus auf dem Ramm des Riesengebirges, ein Vorbild für viele ähnliche Bauten, errichtet worden. Im Schoße der Ortsgruppe Breslau des Riesengebirgsvereins wurde der Plan dazu gefaßt, aber im Auftrag eines besonderen Vereins von Anteilscheinhabern durch den Maurermeister Kahl in Arnsdorf mit bestem Gelingen ausgeführt. Am 8. September prangte auf dem First des stattlichen Gebäudes der Richtekranz.

Über 30 Jahre hat der erste, uns von der gräflichen Herrschaft bestimmte Wirt, Gustav Elsner, das Haus als Pächter mustergültig geführt und uns, d. h. dem Vorstand des besitzenden Vereines, manche frohgesellige Stunde bereitet. Nachdem sein Vertrag abgelau- fen war, ging die Baude auf den jetzigen Pächter über. Sein Vorgänger ist leider seit einigen Jahren nicht mehr am Leben.

Immer trug das Haus am oberen Rande des Großen Teiches sein eigenes Gepräge, denn seine Gönner und Freunde hatten es mit künstlerischen und erinnerungsreichen bedeutungsvollen Gaben vielfach ausgestattet und immer wurden wir mit Herzlichkeit aufgenommen. Ich schrieb einmal in das Buch der Gäste:

„Vertraulich wie das eigne Heim
Begrüßen uns die Wände
Bemalt mit unserm Zecherreim,
Geziert mit unserer Spende.
Aus braunen Rahmen schauen still
Bekannte Bilder nieder,
Und wenn der Wanderer singen will,
So singt er unsre Lieder.“

Durchs Fenster blicken wir ins Land.
Welch farbiges Gewimmel,
Bis drüben, weit am Oderstrand,
Verschwimmen Erd' und Himmel!
Und werden jetzt die Schatten lang
Im letzten Abendstrahle,
Dann klingen von der Kirche Wang'
Die Glocken aus dem Tale.“

Doch ich will hier keine Geschichte der Baude schreiben, sondern möchte nur von einer der unzähligen Wanderungen, die ich in ihrer Umgebung ausgeführt, erzählen, die mir durch ihre ungewöhnlichen Begleiterscheinungen wenigstens stückweise in lebhafter Erinnerung geblieben ist.

Es mögen wohl dreißig Jahre her sein, daß sich in meiner augenärztlichen Sprechstunde zu Hirschberg ein junger deutschböhmischer Gebirgler einstellte. Er komme, sagte er, aus den Keilbauden. Sein alter Vater sei vor einigen Monaten in einer böhmischen Klinik auf beiden Augen am grauen Star operiert worden, aber mit unglücklichem Erfolg. Er frage nun an, ob ich den Erblindeten einmal ansehen und ein Urteil abgeben wolle, ob ihm noch zu helfen sei. Ich erklärte mich gern dazu bereit, aber wie sollte das geschehen?

Nun, meinte der junge Mann, er müßte eben zusammen mit einigen Freunden den Vater auf einer Bahre nach Hirschberg heruntertragen.

Ein solcher Beweis von Kindesliebe rührte mich, aber ich ahnte auch, daß dieses große Opfer von körperlicher Anstrengung und Geld vergeblich gebracht sein würde, und ich versprach daher meines teils dem Sohne für den nächsten Sonntag meinen kostenlosen Besuch in den Keilbauden, die kennenzulernen ich schon lange gewünscht hatte.

Am nächsten Sonnabend, mittags 1 Uhr, machte ich mich also mit meiner Frau, der ständigen Reisegefährtin auf und wir wanderten über Stonsdorf, Seidorf, Brodhaude (wo ich mich ein Viertelstündchen mit Th. Fontane, der dort gerade in der Sommerfrische weilte, unterhalten durfte) und der Schlingelhaude nach der Prinz-Heinrich-Baude, in der wir bei schönstem Wetter um 7 Uhr ankamen und wie immer aufs beste aufgenommen wurden.

Aber am andern Morgen war Rübezahl übler Laune. Wir steckten im dicken Nebel; es regnete nicht gerade, doch die Luft war feucht, und als wir dem Versprechen getreu über den Koppenplan der Wiesenbaude zuwanderten, setzten sich an alle Fäserchen unserer Kleidung feine Tropfenperlen; wir marschierten ja in einer Wolke.

Doch ich kannte meinen Weg, die Gruppe der Keilbauden liegt auf dem Gebirgsrücken, der, vom Massiv des Brunnenberges entspringend, zwischen Elbe und Lupa nach Süden verlaufend, nur mäßig abfällt und schließlich mit 1300 Meter Seehöhe noch einmal in dem mächtigen, breiten Schwarzen Berg bei Johannisbad gipfelt. Dieser ganze Nebenkamm führt auf den Karten keinen einheitlichen Namen, da er aber seine höchste Erhebung im Fuchsberg (1365 Meter) westlich vom Pöker hat, möchte ich ihn den Fuchskamm nennen. Aber seinen Firn zieht sich ein gut gehaltener, viel betretener Wandertweg, der, weil baumlos, nach beiden Seiten überall die schönsten Ausichten eröffnet.

Dazu war er nun heute gar nicht geneigt. Der Nebel war so dicht, daß wir kaum die Zeichen der Wegweiser entziffern konnten. Das ist fast so unheimlich, wie die nächtliche Finsternis. Das Gefühl der Hilflosigkeit, der Abgeschiedenheit von der lebendigen Menschenvelt erfasst in

dieser stillen Einöde den einsamen Wanderer. Wir wußten wohl, wo zu unserer Linken der Kessel des Kleinen Teiches gähnte, vor uns der Regel der Schneekoppe lag, aber wir sahen nichts von diesen Herrlichkeiten. Immerhin, wir waren ja zu zweien und konnten plaudernd uns gegenseitig Mut zusprechen. Wir schritten achsellos vorbei an der Wiesenbaude, nahmen befriedigt Kenntnis von dem Kapellchen zwischen den beiden Gipfeln des Brunnenberges, erreichten die zerfallende Holzbude der Geiergucke und tappten weiter, von einer wundersamen Helle umgeben. Denn die Wolke, über der jedenfalls die Sonne stand, war von blendender Weiße und darin tanzten scheinbar unzählige Mücken. Nie war mir die wohlbekannte Erscheinung der Mouches volantes so deutlich geworden wie hier. Ich wußte ja, es waren Zellenreste im Glaskörper des Auges, die ihre kleinen dunklen Schatten auf die Netzhaut warfen und so fast quälend deutlich auf dem hellen Hintergrund des Nebels sichtbar wurden.

Aber auf einmal zeigte sich auf dieser hellen Fläche ein riesiges graues Dreieck, einer Pyramide ähnlich, scheinbar bis in den Himmel ragend. Es war die Hofbaude, vor der wir unmittelbar standen, und hundert Schritte weiter zweigte sich rechts ab vom Hauptweg unser Weg zu den Keilbauden.

Wir befanden uns hier am Abhang des Plattenberges, der höchsten Erhebung des breiten Planurmassivs, das, wie sein Name sagt, eine wenig nach Westen geneigte Hochebene trägt und durch das Klausenwasser vom Ziegenrücken getrennt, zum jungen Elbestrom absinkt. Dieser Berg ist es auch, der von Spindelmühl aus so schön den Blick in den Langengrund abschließt und jetzt auf einer schönen neuen Bergstraße zu erreichen ist. Unser Pfad führte uns in



M. Willmann

Marienkfuß

eine flache Talsenkung und in einer Viertelstunde hatten wir das oberste Haus der Keilbaudengruppe und die Wohnung meines Hilfesuchenden erreicht.

Wir traten in den Flur der aus Holz gezimmerten Hütte und in den Wohnraum, nirgends war ein lebendes Wesen zu entdecken. Wir riefen, da machte sich ein Geräusch bemerkbar, das aus einer Ecke von der Plattform des aus Ziegeln aufgemauerten weißgetünchten Ofens kam. Diese Baudenöfen nehmen, wie man sich auch in der Bauernstube des Hirschberger Museums überzeugen mag, etwa den vierten Teil des ganzen Zimmers ein und auf Stufen kann man zu seiner obersten Fläche hinaufsteigen. Dort oben zeigte sich nun eine weiße Gestalt, der blinde Greis, gekleidet in ein frischgewaschenes Hemd und ebensolche blütenweiße Unterbeinkleider. Langsam tastete er sich die Stufen herab. Ich nahm ihn an das kleine Fenster und überzeugte mich auf den ersten Blick, daß beide Augäpfel völlig durch schwere eitrige Entzündungen zerstört und schon im Zustand der Schrumpfung begriffen waren. Dann kamen auch die Angehörigen her-

bei. Ich legte ihnen wahrheitsgemäß die traurige Sachlage dar und riet, alle kostspieligen Rettungsversuche zu unterlassen. Zum Trost konnte ich ihnen aber sagen, daß nach meiner Erfahrung Blinde, wenn man sie liebevoll behandelt und nicht durch beständiges Klagen trübe stimmt, ihr Los viel leichter ertragen, als man gewöhnlich annimmt.

Somit war meine Aufgabe beendet und an alles Weitere erinnere ich mich nicht mehr. Ich weiß nicht, ob wir mit einem Glase Milch gestärkt wurden, ich weiß nicht, ob sich auf dem Rückweg das Wetter geklärt, ob wir in der Prinz-Heinrich-Baude Hummern-Majonnaise gegessen haben und auf welcher Straße wir nach Hause zurückgekehrt sind. Das ist alles meinem Gedächtnis entschwunden. Aber niemals werde ich unsere Wanderung in den Wolken vergessen, mitten in dieser welteinigen Berglandschaft, der gewiß noch eine große Zukunft bevorsteht, wenn erst die Schwebebahn ungezählte Massen von Wanderern von Johannisbad auf den Schwarzen Berg und somit auf die Kammhöhe befördern wird.



Der Himmel gab's, der Himmel nahm's

Der Zeuner trat lange vor der Morgenglocke vor seinen Hof und sah nach dem Wetter. Im Osten glühte der Himmel weithin in feurigem Rot. Das war kein gutes Zeichen, da kam bald ein Wetter.

Zeitiger als sonst weckte er seine Leute. Richtete die Leiterwägen und sagte: „Heut' wollen wir den Tag wahrnehmen und das Korn einräumen, wir werden Regen kriegen.“ Das hieß so viel wie: „Jeder tu sein bestes!“

Noch vor dem Frühstück wurde die erste Fuhre aufgeladen und auf die Lemme gefahren. Nun trieb einer den andern; der Auflader reichte Garbe um Garbe auf das Fuder, daß der Lader oft mit beiden Händen zulangen mußte, und in der Scheuer drin gabelte die Großmagd was sie konnte, damit der Wagen leer war, wenn die neue Fuhre ankam. Es ging wie mit dem Regen um die Wette, und so schwül der Tag war, so sehr er die Kraft erlahmte, am Abend war das Feld leer und die letzte Garbe im tiefen Bansen geborgen.

Der Zeuner selbst spürte die Glieder und ging im Abenddämmern gern heimzu, sich hinzulegen und auszuruhen. Und er freute sich darauf, denn nun, da alles unter dem sicheren Dache war, konnte er doppelt seine Ruhe finden.

Er schritt zwischen den Stoppeläckern hin und war von Dankbarkeit erfüllt. Wieder hatte ihm die teure Mutter Erde gegeben, was er von ihr erhofft, und der Himmel hatte seinen Segen verliehen. Nun gab es wieder neues Brot für die Seinen und neues Geld für Schuld und Zins und alle Not hatte ein Ende.

Zufrieden legte er sich hin, und kaum

er sich gestreckt und gerückt hatte, fielen ihm die Augen zu.

Draußen zog finster die Nacht herauf. Rings um den Horizont leuchteten ferne Wetter, grollten und kamen näher. Die Bäume standen wie in Erwartung still, die Giebel starrten bleich, wenn der Widerschein über sie hinschufte.

In der Mägdekammer saß ein Bauernbursch aus einem Nachbarchof bei seiner Liebsten. So oft der kleine Raum sich erhellte, fuhren die beiden auseinander und sahen nach dem niederen Fenster. Wie der Donner immer länger wurde, trieb es den Burschen heim.

Das Wetter zog höher, die Blitze zuckten in weiten Ästen, der Donner weckte die Bauern aus dem Schlaf. Überall wurde Licht in den Häusern und Höfen, die Männer zogen die langen Stiefel an, die Frauen schlüpften in dicke Jacken, Laternen wurden in Ställe gehängt, die Viehketten gelockert, denn vor Feuersnot war keiner sicher und Gott wußte, wem ein Wetterstrahl bestimmt war.

Rundum in den Dörfern klopften Tausende von Bauernherzen in stillem Bangen. Viele hatten heute ihr Getreide eingefahren, nun aber war es wie ein Würfelspiel ums teure Erntegut. Tausend Gebete stiegen zu St. Florian, daß er seine Hand halte über die Scheuern, die dem wilden Wetter preisgegeben waren mit all ihrer kostbaren Habe.

Nur der Zeunerhof lag finster und der Bauer schlief fest in seinem Bette. Ging im Traume zwischen reichen Marktständen umher, kaufte hier seinem Jüngsten einen hölzernen Schimmel, dort seinem Mädels ein Strickkörbchen und weiter bei einer Bande für sein Weib ein neues Kopftüchel zum Sonntag in die Kirche-

gehn. Und immer griff er in die Tasche und es raschelte silbern in dem Beutel.

Da schlug es an die Tür, schlug ans Fenster und schrie und schlug wieder. Der Zeuner erwachte, sah das Gewölb taghell erleuchtet und dachte nichts anderes, er hätte den Morgen verschlafen. Aber draußen schrie die Magd und jetzt wußte er erst recht nicht, ob er träume oder wache, denn nun waren seine Glieder starr. Er riß an seinem Weibe, die wie tot da lag, er fuhr verkehrt in die Hosen, stürzte hinaus und taumelte.

Die Scheuer stand in Flammen, die alten Strohschauben tanzten zum Himmel, die trockenen hölzernen Balken trommelten den Wirbel dazu und darunter ging das eingeerntete Korn in Blut und Rauch auf.

Der Bauer erraffte sich, lief in den Stall, das Vieh von den Ketten zu lösen, aber er steckte den Wirbel verkehrt und rannte wieder hinaus nach dem Schweinestoben. Ein paar Rechen lagen unter der Umfahrt, rasch griff er nach ihnen, sie zu retten. Daneben stand ein Leiterwagen, der blieb stehen. Knechte und Mägde schoben durcheinander, vorn im Hause schrie die Bäuerin „Maria, Joseph!“ und schleppte einen alten Rahmtopf aus der Kammer, stieß damit an und zerbrach ihn. Das Feuer aber wurde immer wilder und es war, als freute es sich der bestürzten Menschlein, die in seinem Scheine hin und her rannten und nicht wußten, was sie zuerst und was sie zuletzt beginnen sollten. Und der Himmel donnerte ein Wetterlied dazu, als wollte er heute noch alles vernichten.

Der Feuerschein drang in die Stuben der Nachbarn und kündete weithin das Unglück. Die Bauern traten vor die Höfe und bangten um das eigene Dach.

Die Weiber flehten: „Der Herr sei uns gnädig!“ Keiner traute sich fort, dem Bedrängten zu helfen, so lange der Himmel nicht still wurde.

Ein Feuerhorn tönte im Dorf. Alle hörten es, niemand folgte seinem Ruf. Allein stand der Zeuner mit seinen Leuten am Hof und mußte hilflos seine Habe untergehen lassen. Immer tiefer fraß sich das Feuer in die Speicher ein, immer höher züngelten die Flammen und warfen ihren schaurigen Schein bis weit hinaus auf die Felder. Der Erde Kinder, die den letzten Totentanz tanzten, grüßten die Mutter, die selbst bleich und entsetzt in ihrer ewigen Stille dalag und nicht begriff, warum aus dem Himmel, der so viel Segen gesendet hatte, nun auf einmal so viel Unheil kommen konnte. Der alles, was er in Monaten gegeben, in einer Stunde wieder raubte.

Endlich rasselte die Feuerspritze durchs Dorf. Endlich kamen Leute herbei und drangen in den Hof und jeder half und rettete. Endlich war der Zeuner nicht mehr allein und das Schwerste überwunden. Aber das Unglück wurde darum nicht kleiner, der Fleiß eines Jahres war dahin und er mußte wieder von vorn anfangen und durfte nicht verzagen, denn er war ein Bauer.

Lange bis in den Morgen hinein lohnte die Blut und die Bäume im ganzen weiten Umkreis standen wie Blütensträuße, die das Feuer sich aufgesteckt hatte zum wilden Erntefest. Aber als die Sonne kam, da welkten sie und das Spiel hatte ein Ende. Da war es wie eine Erlösung aus einer schrecklichen Not und schweigend ging der Zeuner daran, die Brandstätte aufzuräumen, damit, so Gott wollte, des neuen Jahres Ernte ein glücklicheres Dach fand.

Josef Walter-Reichenberg: Die Textilindustrie in Sudetenschlesien

Eine der ältesten und bedeutendsten Industrien des Landes ist unstreitig die Textilindustrie, die durchschnittlich fast 80% der Textilindustrie des ehemaligen Österreich übernommen hat. Ihre Bedeutung liegt nicht nur in der großen Anzahl der Betriebe und der von ihnen beschäftigten Personen, sondern auch darin, daß die inländische Textilindustrie fast zur Gänze den Bedarf der inländischen Bevölkerung deckt und außerdem noch große Mengen in das Ausland ausführt und damit wesentlich zur Verbesserung der Handelsbilanz beiträgt. Diesbezüglich seien hier nur folgende Daten angeführt:

Nach dem Ergebnis der Volkszählung vom 15. Februar 1921 beträgt die Anzahl der selbständigen Unternehmer der Textilindustrie 10.269, die Zahl der beschäftigten Arbeiter 181.938 und die Gesamtanzahl der in diesem Zweige Beschäftigten samt den Familienangehörigen 328.048.

Die Gesamtausfuhr an Textilien betrug 1927 7055 Mill. Kč, der eine Einfuhr (hauptsächlich an Rohstoffen wie Baumwolle, Wolle, Flachs und Jute) von 6018 Mill. Kč gegenüberstand, so daß sich ein Aktivum in der Handelsbilanz von 1037 Mill. ergibt.

Da unsere Gesamtausfuhr in dem gleichen Jahre . . . 20.126 Mill. die Einfuhr . . . 17.937 „ das Aktivum mithin . . . 2.189 Mill.

betrug, macht das Aktivum der Textilerzeugung fast die Hälfte des Gesamtaktivums aus und ist damit bestimmend für die Gestaltung unserer Handelsbilanz.

Wie groß der Anteil der Deutschen an der Textilindustrie in der Tsche-

choslowakei ist, läßt sich kaum genau feststellen. Nach der amtlichen Volkszählung des Jahres 1921 entfallen auf die deutsche Minderheit in der Textilindustrie 4918 selbständig Tätige (Unternehmer), 5214 Beamte und 101.251 Arbeiter, wobei die Gesamtanzahl der in diesem Zweige beschäftigten Personen samt den Familienangehörigen 177.225 erreicht. Es würden also auf die Deutschen ungefähr die reichliche Hälfte entfallen. In einzelnen Zweigen der Industrie ist aber der Anteil der Deutschen jedenfalls bedeutend größer. So entfallen z. B. in der Wollindustrie von einer Gesamtspindelanzahl von 450.000 auf die deutschen Gebiete 350.000 = ungefähr 80%. In der Wollweberei entfallen von den rund 33.000 Webstühlen auf die deutschen Gebiete 23.000 = 70%, in der Baumwollindustrie dürften von rund 3,360.000 Feinspindeln (ohne die Slowakei) auf die deutschen Gebiete von Böhmen, Mähren und Schlesien 1,875.000 = ungefähr 55%, von rund 118.000 Webstühlen 49.000 = 42% entfallen. Noch bedeutender ist der Anteil der Deutschen an der Leinenindustrie, wo sie von rund 280.000 Spindeln 255.000 = 90% und von rund 15.000 mechanischen Webstühlen 9000 = 60% besitzen.

Der größte Teil der deutschen Betriebe ist nun im geschlossenen deutschen Sprachgebiet und unter diesen wieder in dem vom schlesischen Volksstamm besiedelten nördlichen und östlichen Teile von Böhmen, Nordmähren und der nördlichen Hälfte von Schlesien gelegen, ein Gebiet, das ungefähr von Reichenberg bis Troppau reicht. Dies veranschaulicht am besten die am Schlusse

beigefügte, dem WirtschaftsAtlas von Professor Pföhl entnommene Karte.

Außer der im Innern des Landes gelegenen überwiegend deutschen Wollindustrie von Brünn befindet sich außerhalb des schlesischen Raumes im geschlossenen deutschen Sprachgebiet eine größere Zahl von Textilunternehmungen, im nördlichen Böhmen mit den Hauptorten Warnsdorf, Rumburg, Schluckenau und Schönlind, weiter Teplitz, dann im westlichsten Teile von Böhmen in Alsch und Fleißen, sowie im Erzgebirge mit den Hauptorten Graslitz und Weipert.

Wenn auch durch die Gebirgskämme des Iser-, Riesen-, Adler- und Altwatergebirges von den demselben Volksstamm angehörigen Bewohnern des benachbarten Deutschen Reiches getrennt, zeigt sich die Verbundenheit der von Schlesiern bewohnten, heute teils der Tschechoslowakei, teils dem Deutschen Reich angehörigen Gebieten auch in der Geschichte ihrer wirtschaftlichen Entwicklung und dem Vorherrschen des Textilgewerbes, welches beiden durch die politischen Grenzen von einander geschiedenen Gebieten das Gepräge gibt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie von Schlesien her die Kolonisation von Nordböhmen erfolgte, auch von dort her das Textilgewerbe, insbesondere die Leinenweberei und die Luchserzeugung ihren Einzug in den sudetendeutschen Gebieten fand. Die spätere politische Trennung infolge der schlesischen Kriege zwischen Friedrich II. und Maria Theresia gab gerade den Anstoß zu der Entwicklung der Textilindustrie in Böhmen. Aber auch gegenwärtig bestehen zwischen der Textilindustrie von Preussisch-Schlesien und den vom schlesischen Volksstamm bewohnten Teile der tschechoslowakischen Republik enge wirtschaftliche Beziehungen, die hauptsächlich darin ihren Ausdruck finden, daß ein gewisser Austausch der Erzeugnisse statt-

findet. Ein solcher ist namentlich in der Leinenspinnerei festzustellen. Hier versorgt die ostböhmische und nordmährische Leinenspinnerei seit jeher die reichsdeutsche Leinenweberei mit Leinengarnen, von denen z. B. im Jahre 1913 von einer Gesamtausfuhrmenge von rund 53.000 Meterzentner: 34.000 Meterzentner nach Deutschland gingen. Aber auch die deutsche Leinenspinnerei hatte vor dem Kriege eine steigende Leinengarnausfuhr nach Österreich, und zwar hauptsächlich in Ketengarnen und gewissen starken Leinengarnen, während die Ausfuhr der tschechoslowakischen Leinengarne hauptsächlich Schußgarne betrifft. Der wirtschaftliche Zusammenhang ist weiter auch dadurch gegeben, daß zahlreiche Firmen in beiden Gebiets teilen Unternehmungen besitzen, was naturgemäß zu einer Annäherung der Interessen und leichteren Verständnis der Verhältnisse beiträgt.

Geschichtliche Entwicklung

Es ist sicher, daß die Anfänge des gewerblichen Lebens, das im Gegensatz zu der früheren Eigenwirtschaft die, wenn auch nur handwerksmäßig und nach bestimmten Regeln betriebene Gütererzeugung für andere darstellt, auch in unseren Gebieten bis weit in das Mittelalter reicht. An die Stelle des in der bäuerlichen Wirtschaft vorgenommenen Spinnens und Webens tritt bald die Entwicklung eines Gewerbes in dem zünftigen städtischen Handwerk, das die Eigenerzeugung durch die Übernahme der Arbeit für Kundschaft ablöste. Schon im Verlauf des 13. und 14. Jahrhunderts finden wir wichtige Ansätze für die spätere Entwicklung verschiedener gewerblicher Gruppen, die von Ottokar II. und Kaiser Karl IV. durch die Zuvorbringung hauptsächlich deutscher Gewerbetreibender gefördert wurde. Unter diesen

befindet sich vor allem die Leinenweberei, die, wie überall, zu den ältesten des Landes gehört. Es ist festzustellen, daß selbst in jenen Gegenden, wie beispielsweise in den nördlichsten Teilen von Böhmen mit den Hauptplätzen Warnsdorf, Rumburg und Schluckenau, aber auch Reichenberg, die heute Hauptsitze der Baumwoll- bzw. Tuchindustrie sind, früher die Leinenerzeugung zu Hause war und daß viel früher, bevor es Tuchmacherzünfte gab, bereits Leinenwebereizünfte feststellbar sind. Diese zunächst handwerksmäßig betriebene Leinenspinnerie und -Weberei wurde von dem benachbarten Schlesien eingeführt und hat sich gleichzeitig mit dem Übergang von dem handwerksmäßigen zum mechanischen und Großbetriebe immer mehr nach dem Osten und den Gebirgsgegenden verzogen.

Nach dem bedeutenden Rückschlag, den der verheerende Hussitenkrieg im 15. Jahrhundert brachte, sehen wir die Spuren neuen gewerblichen Lebens, wenn auch langsam, wieder aufkeimen. Besonders die Leinenweberei blühte im 15. Jahrhundert auch in Nordböhmen im sogenannten „Schleinitzer Ländchen“ (dem Gebiete von Schluckenau und Rumburg) wieder auf. Viel zu dieser Entwicklung trug der Umstand bei, daß man damals auf schöne, feine Unterwäsche sehr viel Gewicht legte, hatten doch die Schlitze in den Gewändern den Zweck, das kostbare Untergewand zu zeigen. In das 15. Jahrhundert fällt auch bereits die Mitverwendung von Baumwolle, meist nur als Schuß. Die auf diese Art hergestellten Gewebe wurden als Barchent bezeichnet und es bekamen die Barchenter (Barchentweber) im Gegensatz zu den Leinenwebern bald auch ihre eigene Ordnung.

Die natürliche, wirtschaftliche Entwicklung, die sich durch die Vereinigung Böh-

mens mit dem ausgedehnten Ländergebiet des Hauses Habsburg naturgemäß ergeben mußte, wurde durch kriegerische Ereignisse und religiöse Zwistigkeiten arg behindert. In das Ende des 16. Jahrhunderts fällt in Nordböhmen ein für die ganze Zukunft bedeutungsvoller Aufschwung der Tuchweberei und des Wollengewerbes. Gefördert wurden diese Bestrebungen hauptsächlich in Reichenberg und Friedland durch die Herren von Redern, insbesondere Friedrich von Redern und dem in Reichenberg eingesetzten Hauptmann Joachim Ulrich von Rosenberg. Nachdem auf den Herrschaften der Redern selbst in Friedland und Seidenberg schon seit langer Zeit Tuchmacherzünfte bestanden, deren Genossen namentlich im nahen Görlitz die notwendigen Fachkenntnisse erlangt hatten, erfolgte am 11. Mai 1579, angelockt von den in Aussicht gestellten Begünstigungen, die Einwanderung des ersten Tuchmachers Urban Hoffmann aus Seidenberg, dem noch in demselben Jahre Christoph Krause aus Friedland folgte. Bereits dieses Jahr kann mit Recht als Gründung der ersten Tuchmacherzunft in Reichenberg angesehen werden, deren weitere Entwicklung ein rasches Emporblühen der Städte Reichenberg und Friedland zur Folge hatte.

Der Dreißigjährige Krieg brachte dann eine schwere Schädigung auch der gewerblichen Entwicklung. Mitten in diesem schrecklichsten der Kriege mit seinen ungeheuren Verwüstungen und Zerstörungen, die auch Nordböhmen nicht erspart blieben, entstand das Organisations-talent Wallensteins, des Herzogs von Friedland, der für Handel und Industrie seines Herzogtums mannigfache Förderung brachte. Es folgte die Gegenreformation, die zahlreiche, gewerbefähige Kräfte in die Verbannung trieb,

dann später wieder die Versuche der Gewerbeförderung durch das im Jahre 1666 eingesetzte Wiener Kommerzienkollegium zur „Einführung der Manufaktur und Vermehrung der Kommerzien“, das Pestjahr 1680, der große Bauernaufstand und trotzdem die Ausbreitung auch der Textilgewerbe, insbesondere der Leinenweberei, des Tuchmachergewerbes und der Strumpfwirkerie.

Nächst Reichenberg hat das Tuchmachergewerbe besonders in Braunau einen größeren Ruf erlangt, die Leinenweberei aber — abgesehen vom Schleinitzer Ländchen —, besonders in Friedland, Arnau, Hohenelbe, Pilsnau und Freiheit, in welcher letzterer Bergstadt erst im Jahre 1655 eine Zunft der „Züchner und Leinweber“ errichtet worden war, die 1688 in ein „Ehrsam Handwerk der Züchner, Tripner, Barchner und Leinwandweber“ erweitert wurde. Aus den genannten Städten nahm der Leinensstuhl seinen Einzug in die umliegenden Dörfer und trat dann vom Ries- und Isergebirge seine Wanderung ins Flachland an.

Für die Einschätzung „Deutschböhmens“ in der damaligen Zeit ist uns ein wichtiges Dokument in dem 1648 erschienenen Buche Philipp Wilhelm von Hörnigs „Österreich über alles, wenn es nur will“ erhalten, in dem mit vielem Nachdruck und an zahlreichen Stellen die große kommerzielle Bedeutung Böhmens hervorgehoben wurde. Und wenn in Böhmen, heißt es daselbst, „die Leute ebenfalls wenig von ihrem Fleiß und Emsigkeit zu entzagen haben: so stecken herentgegen die Gebirge — „Deutschböhmern“ — voll nahrhafter, grundarbeitssamer Leute“ und auf die Frage, welchen Orten in den Erblanden jede Manufaktur hin zu verlegen wäre, antwortet Hörnig immer wieder mit dem Hinweis auf „Deutschböhmern“. Mit der Leinen-

manufaktur hätte es dort bereits seine Wege von selbst genommen und „gleiche Verwandtnis habe es mit der Tuchweberei in Schlesien, Deutschböhmen und Mähren, wie auch die Wollzeugmacherei in Böhmen und Schlesien zulässig wäre“.

Noch vor Ausgang des Jahrhunderts wurde auch in Böhmen eine „Kameralkommission“ eingesetzt, womit in der Geschichte der böhmischen Gewerbe eine neue Epoche eingeleitet wird. Ein Zeitalter kräftigen gewerblichen Aufschwungs beginnt unter Kaiser Karl VI., der, von einsichtsvollen Ratgebern unterstützt, zahlreichen Industriezweigen die Anregung zum weiteren Ausbau gab. An die Stelle der Kommerzdeputationen treten seit 1714 eigene „Merkantilkommissionen und Kommerzkollegien, die sich den allgemeinen Interessen der Nationalindustrien widmeten. Auch die Textilindustrie nahm in dieser Zeit der allgemeinen wirtschaftlichen Bewegung einen erfreulichen Anlauf. In den Anfang des 18. Jahrhunderts fällt auch die Gründung der ersten „Tuchfabrik“ durch Johann Baptist Frennrich, der nachwies, daß auch aus der böhmischen Wolle hochfeine Tuche zu erzeugen waren, welche die Einfuhr der „häufig hereinkommenden fremden Wollwaren, worunter meist auch die Görlitzer Tuche zu rechnen sind“, unnötig machen. Ein uns noch erhaltener Bericht der Statthalterei vom Jahre 1717 an das Merkantil- und Kommerzkollegium, der den ersten Versuch einer Statistik der böhmischen Tucherzeugung darstellt, verzeichnet unter den Orten, wo die meisten Tuche gemacht werden, an erster Stelle Reichenberg, weiter Friedland, Böhm.-Leipa, Kaaden, Komotau, Braunau mit einer Gesamtleistungsfähigkeit bis 41.427 Stück, das sind 1.242.810 Ellen Tuch. In diese Zeit fällt auch das Aufkommen der Baumwollmanu-

faktur in Böhmen. Schon 1722 finden wir die Bestätigung der Artikel einer neu errichteten Innung „der Lein-, Mesolan-, Barchent- und Zeugweber in Landskron und Landberg im östlichen Böhmen, weiter in Hohenelbe, Pilnikau, Freiheit usw. Besonders breitete sich das Baumwollgewerbe in Wernsdorf aus, wo nicht nur „Gezogenes“ (Damaste) und Zwillisch, sondern auch Kanavas und „Schäfer“ erzeugt wurde. Ein kaiserliches General-Handwerkspatent für die böhmischen Provinzen von 1731 versuchte auch, den Handwerken der Städte eine einheitliche Förderung und in gewissem Sinne die erste gewerbegesetzliche Regelung zu geben. Schlesien galt schon damals das ergiebigste und blühendste, ja selbst als „eines der regsten europäischen Handels- und Industriegebiete“, in dessen vollständiger Abhängigkeit sich Böhmen befand.

Um so schwerer war der Schlag, den Österreich durch Losreißung Schlesiens infolge der schlesischen Kriege Maria Theresias erlitt. Aber gerade der Verlust Schlesiens gab den Anlaß zu dem Aufblühen des industriellen Fleißes in Böhmen. Auf friedliche Weise versuchte Kaiserin Maria Theresia und Josef II. durch Verpflanzung alles dessen, was eben Schlesien zu Schlesien gemacht hatte, nach Böhmen, durch fleißige, sorgsame Pflege des Handels und der Industrie, namentlich aber des schlesischen Textilgewerbes diesen Ersatz zu gewinnen. Zunächst in der Flachskultur und der Leinenmanufaktur sollte die Konkurrenz mit Schlesien aufgenommen werden. Die „Generalien“ brachten in dieses Gewerbe eine gewisse Ordnung, so zwar, daß Spinner, Weber und Händler in allen Handierungen einer genauen polizeilichen Aufsicht unterstellt wurden. Aber auch für die Verbreitung des Flachsbauens und die Einführung rationaler

Flachsbereitungsverfahren wurde gesorgt. Die Generalien werden 1753 durch ein Hanf- und Leinwand-Nachtragspatent ergänzt. Die „schlesische Appreturart“ wird in Böhmen heimisch gemacht. Die „Rumburger Weben“ erlangen einen unbestrittenen Ruf auf dem Weltmarkt und treten erfolgreich mit den sächsischen und schlesischen Leinen in Wettbewerb. 1754 trat in Trautenau, das noch heute der Mittelpunkt der Leinenindustrie ist, ein von Maria Theresia privilegiertes „Gebirgs-Handelskollegium“ ins Leben, das berufen war, Gewerbe und Handel des böhmischen Riesengebirges maßgebend zu beeinflussen. Die Errichtung von Kotonfabriken wird jedermann freigegeben und auch sonst alle behördliche Gunst für Neugründungen in Aussicht gestellt. Diese Einladung fiel auf fruchtbaren Boden. Vor allem war es Graf Josef Maximilian Kinzky, der Oberstjägermeister des Königreiches Böhmen, der, ein leidenschaftlicher Freund industrieller Bestrebungen, auch das Textilgewerbe durch die Errichtung einer Barchentfabrik, einer Schönfärberei von Garn und Leinwand, Bleicherei und einer Kotondruckerei in Josefsthal-Cosmanos neu belebte. Von durchaus günstigem Erfolg war auch das kaiserliche Patent von 1765 begleitet, durch welches in Böhmen der bisherige Zwang der Tuchmachermeister aufgehoben wurde, nur auf je einem Stuhl arbeiten zu dürfen. Damit war auch in diesem Handwerk dem freien Wettbewerb die Bahn geöffnet. Im Jahre 1765 wird die Zahl der „Fabrikanten“, das ist der selbständigen Gewerbeunternehmer Böhmens, mit 45.740, die Zahl der Spinner aber mit 205.534 angegeben, und der ungefähre Wert der gewerblichen Erzeugnisse des Landes auf 92 Mill., jener des jährlichen Exports auf 1.870.000 fl. geschätzt, wobei der



M. Willmann

Jakobs Traum

Hauptanteil noch immer auf die Leinenmanufaktur fällt, deren Produktionswert sich auf nahezu 35 Mill. stellt. Ihr zunächst steht die Wollweberei, deren Luchserzeugnis einen Wert von 1,735.000 fl. darstellen, während die Strumpfwirkerei und Strickerei einen solchen von $1\frac{1}{2}$ Million fl. abwirft. Auch in der Seidenindustrie, einem Zweig, den Maria Theresia vor allem gefördert wissen wollte, werden die ersten Seidenstofffabriken errichtet.

Die Reformen Josefs II., sein Toleranzpatent und die Aufhebung der Leibeigenschaft kamen der gewerblichen Entwicklung ungemein zu statten. Durch das längst vorbereitete Prohibitivsystem, das allgemeine Verbot der Einfuhr fremdländischer Waren, insbesondere aller jener, welche im Inland erzeugt werden oder sonst leicht entbehrlich sind, wurden die inländischen Gewerbe geschützt und gefördert. Die noch bestehenden Leinwandzünfte wurden aufgehoben, der Leinwandhandel aber für völlig frei erklärt. Zur Förderung einzelner Industriezweige werden erhebliche Prämien ausgeschrieben, so auch im Textilgewerbe für die Aufstellung von Schleier- und Batiststühlen, die insbesondere in Rochlitz, noch heute ein Mittelpunkt für die Erzeugung feinschöner Baumwollgewebe und Damaste, und Grulich guten Erfolg hatten. Mit Staatsvoranschuss erbaute Adalbert Rosß in Starckenbach eine Leinenzwirnfabrik.

Zusammenfassend läßt sich wohl sagen, daß am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschböhmen fast überall die Industriezentren sich herausgebildet haben, die noch heute bestehen: die Städte Reichenberg und Friedland mit der näheren und weiteren Umgebung, das Braunauer Ländchen, die Südbahänge des Riesengebirges, das Böhmisches-mährische Gesenke von Landskron und Grulich. Eine Sta-

tistik von 1792 beziffert den Gesamtwert der gesamten böhmischen Industrie mit 35,6 Mill. fl., die Ausfuhr aber mit 11,8 Mill.

Aber nicht nur, daß das Gewerbe sich allwärts im Lande mehr und mehr fabrikmäßig auszugestalten suchte, das Zeitalter der Maschine war auch für Böhmen gekommen und damit ein Zeitalter neuen gewerblichen und industriellen Aufschwungs. Der jüngste Zweig der Textilindustrie Böhmens, die Baumwollmanufaktur, betrifft zuerst den Boden der eigentlichen maschinellen Tätigkeit. Johann Josef Leitenberger stellt als erster in Böhmen in Wernstadt englische Spinnmaschinen auf, der bald viele andere folgten. Die gleichen Verdienste wie Leitenberger auf seinem Industriegebiet erwarben sich nach ihm Johann Georg Berger in der Wollindustrie. Nach langem, hartnäckigem Prozeß mit der Reichenberger Tuchmacherzunft erwirkte er am 6. November 1798 das Privilegium einer Tuchfabrik und wurde damit der Begründer Reichenbergs als Fabrikstadt. Sein Gesellschafter, Ferdinand Römhild, brachte aus den Niederlanden die ersten Spinn- und Schermaschinen und Schafwollkrepeln. Ihm schreibt man auch die Aufstellung der ersten Dampfmaschine (1804) in Böhmen zu. Ähnliche Bedeutung erlangte Friedrich Erksleben in Landskron für die Leinenindustrie und den Leinenhandel in Ostböhmen.

Die größte industrielle Revolution rief aber das in dem Berliner Dekret von 1806 beschlossene Kontinentalsystem hervor, das gerade für die Textilindustrie, die von der drückenden englischen Konkurrenz plötzlich befreit wurde, von der allergrößten Bedeutung wurde. In allen Zweigen der Spinnerei, Baumwoll-, Schafwoll- und Leinwandweberei, wie in der Veredlung und Appre-



tur stieg die Zahl der industriellen Unternehmungen in sprunghafter Weise. Schon auf der Landesausstellung 1829 in Prag erscheint eine Anzahl neuer Firmen, die noch heute bestehen. Vor allem sind hier zu nennen die Gebrüder Liebieg, die im Jahre 1828 in Josefinenthal nächst Reichenberg ein Fabrikunternehmen eingerichtet hatten, das sich in kurzer Zeit zu einer der größten Fabrikunternehmen nicht nur Böhmens, sondern Europas entfaltete. Weiter sind zu nennen Franz Liebieg in Dörfel, Franz Schmitt in Böhmisches-Micha, Ignaz Ginzkey in Maffersdorf, Josef Ant. Richter in Mildenanau.

Auch die Entstehung der mechanischen Leinenspinnerei fällt in jene Zeit. Johann Faltis, auch Direktor der Harrachischen Webfabriken, stellte 1841 in Jungbunzlitz die ersten englischen Spindeln auf. Sein Vorbild fand bald tüchtige Nachahmer, die gleich ihm rastlos arbeiteten, wie Alois Haase, Gebrüder Walzel, Wilh. Jerie, Kötter, Kluge und Strich, Namen, die noch heute in der Leinenindustrie den besten Klang haben. In Mähren wurden 1842 die ersten Maschinenspinnereien in Mährisch-Schönberg von Angehörigen der Firma Gd. Oberleithner und Primavesi eröffnet. Auch die Begründung der Zwirnerei der Firma Grohmann fällt in jene Zeit. In der Leinenweberei trat ebenfalls ein erfolgreicher Aufschwung ein, zum Teil gefördert durch dieselben Männer, die in der Leinenspinnerei bahnbrechend wirkten. Diese Männer waren meist Erzeuger und Händler in einer Person, die die technische und kommerzielle Seite ihrer Betriebe beherrschten, und so trotz aller auftretenden Hindernisse ihre Unternehmungen zum raschen Aufblühen und Weltruf brachten. Hier sind Firmen wie Oberleithner in Mährisch-Schönberg, Regen-

hardt & Raymann in Freiwaldau, Norbert Langer & Söhne in Deutsch-Liebau, Karl Siegel, Wagner, Hönig, Primavesi, alle in Mährisch-Schönberg, Walzel in Weltsdorf, Kötter in Hohenelbe, J. A. Kluge in Trautenau anzuführen. Viele von ihnen, wie insbesondere die Firma Schroll, deren Begründer einer der bahnbrechenden Männer in der Leinenindustrie war, sind seither zur Verarbeitung von Baumwolle übergegangen, wie überhaupt die Baumwollindustrie die Leinenindustrie hauptsächlich infolge der Wohlfeilheit der Baumwollzeugnisse verdrängt hat.

Welchen Umfang die Baumwollindustrie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Böhmen, Mähren erreichte, beweist der Umstand, daß auf 145 Betriebe mit 900.000 Spindeln in ganz Österreich auf Böhmen 81 mit 357.000 Spindeln, in der Weberei von einer Produktion von 184.000 Zentner auf Böhmen und Mähren 156.000 Zentner in der Druckerei von einer Produktion von 66.700 Zentner auf Böhmen 50.000 Zentner entfielen. Damit stand Böhmen allen andern Gebieten weit voran, wohl hauptsächlich begünstigt durch die Rohstoffzufuhr, aber auch in der Weberei, die zusammen mit der nordböhmischen die Masse der Webwarenproduktion lieferte. Der Rohstoffverbrauch weist auf eine ununterbrochene Erstarkung und Erweiterung dieser Industrie hin. 1853 wurde der Einfuhrzoll auf Rohstoffe vollständig aufgehoben, im weiteren Verkehr aber das Prohibitivsystem durch die Einführung von Schutzzöllen gemildert. Mit der Zollermäßigung der Waren erfolgte damals, da die heimische Industrie noch nicht stark genug war, eine Überflutung des Marktes mit ausländischen Waren. Erst mit der neuerlichen Einführung eines Schutzollsystems durch den Zollerarif vom Jahre 1878 wurde die

weitere Entwicklung der Baumwollindustrie sichergestellt.

Der gegenwärtige Stand der einzelnen Zweige der Textilindustrie

Sowohl hinsichtlich der Zahl und der Größe der Betriebe sowie der Produktion und der Anzahl der beschäftigten Arbeiter, steht an erster Stelle die Baumwollindustrie. Von der Baumwollspinnerei des alten Österreich mit ungefähr 4.700.000 Feinspindeln entfallen auf die deutschen Sudetenländer ungefähr 1.900.000 = 40% und von diesen wieder der bedeutendste Teil auf das nördliche und nordöstliche Böhmen. Allein in der Reichenberger Gegend im weiteren Sinne einschließlich der Orte Reften, Grottau, Krasau, Habendorf, Machendorf, Morchenstern, Wurzelndorf, Schumburg, Lannwald werden rund 600.000 Feingarnspindeln gezählt. Hierzu kommt noch, daß zahlreiche deutsche Firmen ihre Spinnereien sowohl an der Sprachgrenze als auch im Innern Böhmens haben. Außer diesen angeführten Orten ist die Baumwollspinnerei mit Großbetrieben noch vertreten, im östlichen Böhmen in Braunau, Halbstadt, weiter in Mähren und in Schlesien.

An Baumwolle wurden 1927 insgesamt 160.000 Tonnen im Werte von 2,2 Milliarden K^z eingeführt, von denen in Form von Baumwollwaren 85.000 Tonnen im Werte von rund 3 Milliarden K^z wieder ins Ausland gingen.

Außer der Baumwollspinnerei gibt es auch eine sehr leistungsfähige Baumwollstreichgarn- und Abfall-(Vigogne-)spinnerei, deren Hauptbetriebsstätten in Reichenberg und Umgebung liegen, wo allein 35 Unternehmungen mit 135 Krempeln und 100.000 Spindeln vorhanden sind.

Die Baumwollweberei ist über ganz Deutschböhmen, Mähren und Schlesien verbreitet und zeigt heute die verschiedensten Formen des Betriebes, von der Hausweberei und Faktorei angefangen bis zum geschlossenen Großbetrieb, der in sich Spinnerei, Weberei und Veredlung vereinigt. Allerdings entfällt von der gesamten Baumwollwebindustrie, welche rund 120.000 Webstühle umfaßt, der größere Teil auf die an die deutschen Gebiete angrenzenden und im Innern des Landes gelegenen tschechischen Gebiete (etwa 70.000). Doch liegt der eigentliche Schwerpunkt der Baumwollweberei immer noch in der östlichen Hälfte der deutschen Sudetenländer. Auch hier sind von den in den tschechischen Gebieten gelegenen Betrieben rel. 100 mit 40.000 Webstühlen noch immer im deutschen Besitz.

Erzeugt werden die verschiedenartigsten Artikel, angefangen von der Rohware und den gewöhnlichen Stapelartikeln bis zu den feinsten Spezialgeweben, Kleiderstoffen, Bett- und Tischzeug, Futterstoffe, Samte, weiters namentlich Baumwollbuntwaren und Weißwaren.

Die bedeutendsten Firmen, von denen viele nicht nur Baumwolle, sondern auch Wolle oder Leinen verarbeiten und alle Stufen der Produktion umfassen, sind, um nur die wichtigsten anzuführen: Johann Liebieg & Comp. in Reichenberg, gegründet 1828; Jg. Klinger, Neustadt, Benedikt Schrolls Sohn, Braunau-Ölberg, Hermann Pollaks Söhne in Braunau, Joh. Priebisch' Erben A.-G., Morchenstern, Lannwalder Baumwollspinnfabrik, Lannwald, die Betriebe der Mauthner A.-G. in Krasau, Schumburg, Grünwald und Dessendorf, Lederer & Wolf in Dörfel, dann die großen Firmen der mährisch-schlesischen Leinenindustrie, welche heute vielleicht mehr

Baumwolle als Flach verarbeitet, wie Regenhart & Raymann in Freiwaldau, Norbert Langers Söhne in Deutsch-Liebau u. a. m.

Die fabrikmäßige Wollindustrie, die im langsamen Werdegang aus der handwerksmäßigen Wollgarnerzeugung hervorgegangen ist, hat noch heute ihren Hauptsitz in den alten Tuchmacherstädten Reichenberg, Brünn, Bielitz, und Neutitschein, also in jenen Gebieten, wo schon das zunftmäßige Tuchmachergewerbe zu großer Bedeutung gelangte. Neben diesen alten Städten der Tuchmacherzeugung hat sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Alsch ein neues Zentrum der Wollwarenerzeugung entwickelt.

Im schlesischen Raum ist wie in der Vergangenheit so auch gegenwärtig der Hauptpunkt Reichenberg und Umgebung, das insbesondere ein Produktionszentrum für die Erzeugung mittlerer Tuche und Streichlammingarnware ist, mit deren Fabrikation sich in Reichenberg und Umgebung ungefähr 30 Firmen mit rund 2700 Webstühlen beschäftigen. Die meisten der eigentlichen Tuchfabriken, von denen nur fünf mehr als 100 Webstühle zählen, sind kleine und mittlere Betriebe, deren Webstuhlzahl in einzelnen Fällen bis auf 20 herabsinkt. Neben der Tucherzeugung sind jedoch in Reichenberg selbst und in den benachbarten nordböhmisches Bezirken Großbetriebe entstanden, deren Hauptartikel die großindustrielle Wollwarenerzeugung darstellt und die vielfach in die Baumwollweberei übergehen. Ihre Erzeugnisse sind meistens Damen- und Herrenkleiderstoffe, Wäschestoffe und Kopf- und Umhängtücher. Außerdem spielt eine bedeutende Rolle die Erzeugung von Futterstoffen, die in mehreren Großunternehmungen vertreten sind.

Da Nordböhmen nach der Art seiner

Fabrikation das Hauptverbrauchsgebiet des Kammgarns ist und auch frachttarismäßig für den Bezug von Wolle und Kammszeug eine verhältnismäßig günstige Lage hat, befinden sich in Nordböhmen auch die meisten Kammgarnspinnereien.

Ein uralter Sitz der Tucherzeugung ist das Neu-Titschein im nordöstlichen Mähren, wo die von 15 größeren und kleineren Unternehmungen betriebene Fabrikation von Umhängtüchern, Flanell, groben Tuchen, Herren- und Damenkleiderstoffen gut entwickelt ist. Außerdem wird hier von einer Reihe von Firmen die Wollhuterzeugung betrieben.

Einen weiteren wichtigen Konzentrationspunkt bildet Jägerndorf, dessen Tuchindustrie rund 5000 Arbeiter mit 1200 Webstühlen aufweist, die gegenwärtig fast ausschließlich auf die Erzeugung von Streichgarnmodewaren eingestellt sind. Die Ware, die sich in ihrer Dessinierung sehr stark an den englischen Geschmack anlehnt, wird von den einzelnen Firmen aus Schafwolle hergestellt, während andere, die billige Artikel liefern, Baumwollabfälle und auch Kunstwolle beimengen. Auch gewisse Sonderartikel wie Schuhstoffe, weiter gezwirnte Artikel wie Korbs und Strümpfe werden in Jägerndorf mit Erfolg erzeugt. Ein besonderer Zweig der Wollindustrie ist die Teppich- und Möbelstofffabrikation, die ebenfalls in ganz hervorragender Weise durch eine Reihe von Unternehmungen vertreten ist, von denen manche, wie die Firma Ginzkey in Massersdorf, auf mehrere Generationen zurückblicken können.

Unter den bedeutendsten Firmen der Wollbranche sind außer den bereits bei der Baumwollindustrie angeführten Firmen Johann Liebieg & Comp. und Jg. Klinger in Neustadt a. T. hervorzuheben: die über 40.000 Spindeln zählende

Kammgarnspinnerei Anton Richters Söhne A.-G. in Mildenan, dann die Firmen Textilia A.-G. in Krasau, Franz Liebieg in Dörfel bei Reichenberg, E. Heintzel & Comp. in Heinersdorf, Fritsch & Comp. in Heinersdorf, F. Schmitt in Böhm.-Mitsch, Jos. J. Salomon in Reichenberg, Jos. Zimmermann in Alt-Hubendorf bei Reichenberg, E. Neumann & Söhne, E. C. Neumann, Herminghaus & Comp. in Reichenberg, die Wollplüsch- und Krimmerfabrik Teltcher und Löwy in Röchlitz u. a.

Die Leinenindustrie, die sich gleichzeitig mit dem Übergang vom handwerksmäßigen zum mechanischen Betrieb immer mehr nach dem Osten und den Gebirgsgegenden verzogen hat, hat heute ihren Hauptstandort einerseits in Trautenau und Hohenelbe in Ostböhmen, andererseits in Nordmähren und Schlesien mit den Hauptorten Mährisch-Schönberg, Sternberg, Römmerstadt, Freiwaldau und Freudenthal. Abgesehen von einigen zerstreuten Betrieben und von dem überwiegend tschechischen Gebiet von Eipel und Starckenbach ist damit die Leinenindustrie fast ausschließlich in den von Schlesiern bewohnten Gebieten der tschechoslowakischen Republik zusammengefaßt und man kann sie daher in der Tschechoslowakei mit Recht als die „schlesische Industrie“ bezeichnen.

Was zunächst die Leinenspinnerei anbelangt, so hat die Tschechoslowakei von den 26 Betrieben des alten Österreich, die eine Spindellanzahl von 288.555 aufwiesen, nicht weniger als 25 Betriebe mit 286.000 Spindeln übernommen, von denen ein einziger im tschechischen Sprachgebiet liegt. Damit ist die hiesige Leinenspinnerei ungefähr ebenso groß wie die reichsdeutsche, wobei aber

die Tschechoslowakei nur ein Absatzgebiet von ungefähr 14 Mill. Einwohnern, Deutschland aber ein solches von 60 Mill. Einwohnern darstellt. Hierbei ist aber ein sehr bedeutender Rückgang der Spindelanzahl festzustellen, da in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den mechanischen Flachsspinnereien von Trautenau und Oberaltstadt, Parschnitz und Hohenelbe noch über 400.000 Spindeln in Betrieb waren, die 1898 auf ungefähr 300.000 gesunken waren.

Aufbauend auf dem inländischen Flachsbau, der namentlich in den Gebirgsgegenden von Ostböhmen gepflegt wird, ist heute die Leinenspinnerei auf die Einfuhr ausländischen Flachses unbedingt angewiesen, da die Anbaufläche des Flachses bedeutend zurückgegangen ist. Immerhin ist die Leinenindustrie noch heute die einzige Industrie des Landes, welche über inländische Rohstoffe in größeren Mengen verfügt, und darin liegt unstreitig auch die Wichtigkeit dieses Textilzweiges, der wenigstens bis zu einem gewissen Grade von den ausländischen Rohstoffen unabhängig ist. Die Flachsanbaufläche, die im alten Österreich noch 1906 mit 72.000 Hektar, im Jahre 1913 aber nur mehr mit 36.400 Hektar angegeben wird, ist in der Tschechoslowakei auf ungefähr 20.000 Hektar gesunken. 1927 betrug die Anbaufläche 21.772 Hektar mit einem Faserertragnis von 115.000 Zentner. Dagegen betrug die Einfuhr bereits im alten Österreich i. J. 1911: 477.000 Zentner, wovon 284.000 Zentner aus Rußland und 189.000 Zentner aus Deutschland eingeführt wurden. In der Tschechoslowakei betrug diese Einfuhr 1924: 217.000 Zentner, erreichte im Jahre 1927: 355.290 Zentner, fiel aber wieder im Jahre 1928 auf 241.680 Zentner. Während früher der Hauptbedarf an Flachsbau aus Rußland und Deutschland gedeckt werden konnte, muß

heute die Tschechoslowakei ihr Rohmaterial zumeist aus andern, zum Teil frachtlisch ungünstiger gelegenen Ländern beziehen, da der Bezug aus Rußland infolge des russischen staatlichen Außenhandelsmonopols außerordentlich schwierig ist. Diese Schwierigkeiten der Rohstoffversorgung und die ganz außerordentliche Steigerung der Preise bei gleichzeitigem Sinken der Kaufkraft der Bevölkerung sind die Hauptursachen des ungünstigen Zustandes der Leinenspinnerei, die nach dem günstigeren Jahre 1927 im Jahre 1928 zu weitgehenden Betriebseinschränkungen, ja Betriebseinstellungen führten, die noch heute andauern.

Die jährliche Erzeugungsmöglichkeit der inländischen Flachsspinner kann mit ungefähr 460.000 bis 520.000 Schock Garn, hiervon ungefähr 300.000 Schock Line- und 200.000 Schock Tow-(Werg-)Garn geschätzt werden, ohne daß aber die tatsächliche Produktion diese Menge erreicht. Es ist selbstverständlich, daß diese große Produktion nicht allein im Inland abgesetzt werden kann, sondern zum großen Teil in das Ausland ausgeführt werden muß. War schon die Leinenspinnerei in der alten österreichisch-ungarischen Monarchie in hohem Maß auf den Export angewiesen, so ist sie in der heutigen Tschechoslowakei eine ausgesprochene Exportindustrie, zumal der Anteil der Tschechoslowakei an der Leinenspinnerei des alten Österreich viel größer ist als an der Leinewebererei und außerdem der Bedarf der inländischen Weberei infolge des vielfachen Überganges zu Baumwolle kleiner geworden ist. Trotz der bedeutenden Schwierigkeiten im Export werden große Mengen ausgeführt, und zwar hauptsächlich nach dem Deutschen Reich, in das rund 50% der Gesamtausfuhr, die 1926 47.000, 1927 aber 74.000 Zentner erreichte, verkauft wurden.

Der im Inland gewonnene Flach wird in den Flachsbrechereien hauptsächlich von Ubersbach-Wetelsdorf, Merfeldsdorf und Umgebung verarbeitet, womit ungefähr 3000 Personen Beschäftigung geboten wird. Einer Forderung der Flachsbauern entsprechend, wurde vor einigen Jahren auch eine besondere Flachsbörse in Prag eröffnet, die aber infolge der Zurückhaltung der Verbraucher nur sehr geringe Bedeutung hat. Dagegen wird in Trautenau, dem Zentrum der Leinenindustrie, alljährlich Anfang Dezember ein auch vom Ausland gut besuchter Flachsmarkt abgehalten, dem für die Deckung des Bedarfes an Flach große Bedeutung zukommt. Auch der Leinengarnhandel hat, ähnlich wie die Spinnerei selbst, im Laufe der Zeit mannigfache Änderungen durchgemacht. An Stelle der früheren, patriarchalischen Form des Einkaufes auf den alle Wochen in Trautenau abgehaltenen Märkten, der sogenannten Leinenbörse, wo sich die Einkäufer, zumeist Handwerker, zur Deckung ihres Bedarfes einfanden, ist eine Zentralverkaufsorganisation der Flachsspinnereien getreten, die Vereinigte Flachsspinnerei G. m. b. H. in Trautenau, der fast sämtliche Spinnereien angehören und die den Alleinverkauf im Inland und im Ausland versieht.

In der Leinenweberei hat sich auch nach der Einführung des mechanischen Betriebes, die im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts zur Gründung der großen Fabriken führte, die Hand- und Hausweberei und die Zahl der kleinen Betriebe viel länger erhalten als in der Leinenspinnerei und in der Baumwollweberei. So wurden nach der amtlichen Gewerbestatistik von 1902 in der Leinenweberei 35.052 Betriebe mit 56.484 beschäftigten Personen gezählt, von denen 24.511 nur von einer Person

besorgt wurden, während in 9872 Betrieben zwei bis fünf Personen tätig waren. Seitdem ist allerdings die Zahl der Kleinbetriebe immer mehr zurückgegangen, ist jedoch immer noch in keinem Zweige nur annähernd so groß wie in der Leinewebererei. Dies hat, von andern Ursachen, wie den Siedungsverhältnissen, abgesehen, seinen Grund darin, daß es sich bei Leinengarnen um die Verarbeitung eines hochwertigen Stoffes handelt, dessen Verarbeitung peinlich genaue Arbeit erfordert, die nur durch Handbetrieb erzielt werden kann. Während bei der Erzeugung der feinen Artikel wie Damaste, Hohlraumgewebe, Waren von kunstgewerblichem Werte, der Arbeitslohn nicht so sehr ins Gewicht fällt, können wieder auf Handwebstühlen noch niedere Garnsorten verwebt werden, die den Zug der mechanischen Webstühle nicht aushalten. Eine besondere Rolle spielt die Handweberei in der Taschenerzeugung, die zumeist in der Gegend von Hohenelbe auch heute noch als Heimarbeit für Verleger betrieben wird. Immerhin ist festzustellen, daß namentlich durch den Krieg und seine wirtschaftlichen und sozialen Folgeerscheinungen ein weiterer starker Rückgang der Heimweberei erfolgt ist.

Die hochentwickelte Leinewebererei des alten Österreich hat die Tschechoslowakei fast zur Gänze übernommen. Die genaue Anzahl der Leineweberstühle läßt sich allerdings kaum feststellen, da gerade hier ein häufiger Wechsel des Fasermaterials vorkommt und zahlreiche kleine Betriebe bestehen, die vielfach im Lohn, und zwar für verschiedene Unternehmer arbeiten, wodurch sich Doppelzählungen ergeben. Wenn infolgedessen auch die verschiedenen Erhebungen eine Abweichung zeigen, so kann man die Anzahl der in der Tschechoslowakei befindlichen Leineweberstühle doch ungefähr auf 14.000 mechanische

und 12.500 Handwebstühle schätzen, die sich auf fast 200 Betriebe (mit Ausnahme der Hand- und Heimweber) verteilen. Hiervon entfällt der weitaus größte Teil (über 70%) auf die deutschen Gebiete von Ostböhmen, Mähren und Schlesien, da im tschechischen Sprachgebiet nur die Gegend von Eipel und Starckenbach mehrere, allerdings sehr bedeutende Leinenbetriebe aufweist. Die Erzeugungsfähigkeit der hiesigen Leinewebererei dürfte infolge des Zuwachses der früher zu Ungarn gehörigen slowakischen Gebiete ungefähr so groß sein wie die der ehemaligen österreichischen Leinewebererei, die 1913 auf ungefähr 60.000.000 Meter Ganz- und Halbleinewaren geschätzt wurde. Die hiesige Leinewebererei erzeugt fast sämtliche Arten Leinen- und Halbleinengewebe von den größten bis zu den feinsten, roh und veredelt (gebleicht, gefärbt, bunt gewebt). Insbesondere werden erzeugt: Rohgewebe für Packzwecke, Plachentoffe und Decktuchsegel, Futterleinen (Cordinelli, Elastik), Theaterdekoraions- und Malerleinenwand, Feuerwehr- und Matrazengradl (viel mit farbigen Baumwollstreifen), Kleider- und Wäscheleinen, Wirtschaftstücher, Wischtücher, Taschentücher, Handtücher, Stüchleinen, bis zu den feinsten Damaststichzeug und Bettwäsche und Batisten, mit allen möglichen Zierarbeiten, insbesondere sehr viel Hohlraumarbeiten. Den Welt Ruf, den die tschechoslowakischen Leinengewebe, insbesondere die Erzeugnisse der mährisch-schlesischen Damastweberei, mit Recht genießen, verdanken diese nicht zuletzt der ausgezeichneten Ausrüstung (Bleiche und Appretur), die von den größten Webereien in eigenen Betrieben durchgeführt wird. Daneben gibt es aber auch hervorragende Lohnappreturanstalten und Bleichereien.

Unter den bedeutendsten Firmen sind zu nennen: Regenhart & Ray-

mann in Freiwaldau, Ed. Oberleithners Söhne und Karl Siegl sen. in Mährisch-Schönberg, Norbert Langer & Söhne in Deutsch-Liebau, G. Marburg & Söhne und G. Plischke in Freudenthal, Gebr. Walzel und J. A. Kluge in Trautenau, ohne daß damit die Anzahl der wirklich bedeutenden Unternehmungen erschöpft wäre.

Wenn auch die Weltkrise, in der sich die Leinenindustrie aller Länder infolge der ungeheuren Verteuerung und Knappheit des Rohstoffes und der gesunkenen Kaufkraft der Bevölkerung befindet, die statt Leinen immer mehr Baumwolle verwendet, auch in der hiesigen Leinenindustrie sehr unangenehm bemerkbar ist, so ist es der hiesigen Leinenweberei, vor allem den großen Betrieben der mährisch-schlesischen Leinenindustrie, gelungen, ihren Export nach den kaufkräftigsten Ländern, wie namentlich den Vereinigten Staaten von Amerika, auszubauen, in die i. J. 1926 von einer Gesamtausfuhr von Leinengewebe von 43.000 Zentner im Werte von 227 Mill. Kč 10.500 Zentner im Werte von 103 Mill. Kč gingen. 1927 konnte diese Ausfuhr sogar auf 49.000 Zentner im Werte von rund 285.000.000 gesteigert werden.

Eng verwandt mit der Leinenindustrie ist die Hanf- und Juteindustrie, von der ebenfalls der größte Teil und die bedeutendsten Firmen in dem Gebiete zwischen Reichenberg und Troppau gelegen sind. So liegen hier von den sieben Hanfspinnereien fünf (Wustung bei Friedland, Welkendorf, Gabersdorf, Jägerndorf und Arnau), von den Jutespinnereien von zehn Betrieben sechs (Trautenau, Hohenelbe, Arnau, Troppau und Würbenthal). Auch von der Hanf- und Juteweberei entfallen von den neun Betrieben fünf auf die Tschechoslowakei, und zwar die deutschen Gebiete von Böhmen

und Mähren (Weigsdorf bei Reichenberg, Trautenau, Hohenelbe, Würbenthal und Troppau). Die Hanfverarbeitung spielt auch eine bedeutende Rolle in der Seilerwarenerzeugung, die handwerksmäßig betrieben, über das ganze Land verstreut ist; von den mechanischen Seilerwarenbetrieben sind jedoch die meisten im tschechischen Sprachgebiet gelegen.

Auch die Seidenindustrie ist in Ostböhmen, Nordmähren und Schlesien in bedeutendem Maße vertreten. Sie entwickelte sich in Österreich naturgemäß zuerst in den südlichen Provinzen, das ist in jenen Teilen der Monarchie, wo die Roherzeugnisse, die Kokons, gewonnen wurden. Später wurde Wien der Mittelpunkt der Seidenindustrie, wo Mitte des 17. Jahrhunderts eine besondere Seidenkompanie gegründet wurde, die geschulte Seidenweber aus Frankreich, Holland und den Niederlanden berief und in Wien und Umgebung Seidenstoff- und Seidenwarenwebereien gründete. Durch Ausschaltung der französischen Seidenindustrie infolge der französischen Revolution und der sich daran anschließenden langen, schweren Kriege gelangte die österreichische Seidenindustrie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu ihrer Blüte. In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts erfolgte jedoch die Verlegung der Seidenwarenfabriken aus der Reichshauptstadt in die Provinzen, darunter hauptsächlich auch nach Ostböhmen, Mähren und Schlesien. Diese Ortsveränderung hatte hauptsächlich ihren Grund in dem Bestreben, die Produktion wirtschaftlicher zu machen und billigere Arbeitskräfte zu finden. Die Hauptstütze der Seidenstoffweberei sind heute in Böhmen Ebersdorf bei Friedland, Pilnikau, Arnau und Grulich, in Mähren Julneč, Liebau, Mährisch-Schönberg, Mährisch-Trübau, Römer-

stadt, Zwittau, Bergstadt, in Schlesien Odrau, Wigstadt und Zuckmantel. Die Mehrzahl der Seidenfirmen hat jedoch noch immer in Wien die kommerzielle Zentrale und Verkaufsstelle, außerdem wird das Färben und die Ausrichtung der Stoffe mangels der im Inland vorhandenen Anlagen in den dafür besonders eingerichteten Wiener Seidenveredlungsbetrieben durchgeführt.

Von den 53 Betrieben der Seidenindustrie mit rund 14.000 Webstühlen entfallen auf die deutschen Gebiete von Böhmen, Mähren und Schlesien 42 mit 12.500 Webstühlen, das ist fast 90%. Erzeugt werden sowohl Ganzseidenwaren als auch Halbseidenwaren, von Sondererzeugnissen namentlich auch Kravatten- und Schirmstoffe, Möbel- und Kirchentextilien. Einer Einfuhr von 726 Mill. Kronen an sämtlichen Seidenprodukten, wovon 473 Mill. auf die Einfuhr von Seide entfallen, steht im Jahre 1927 eine Gesamtausfuhr von 590 Mill., hiervon 556 Mill. an Fertigprodukten gegenüber. Hierzu kommen noch die im Veredlungsverkehr erzeugten bedeutenden Mengen an Seidenwaren, die bisher infolge eines zwischen der Tschechoslowakei und Österreich getroffenen Abkommens, soweit sie aus österreichischen Halbfabrikaten erzeugt sind, zollfrei nach Österreich eingeführt werden können. Auch der jüngste Zweig der Seidenindustrie, die Erzeugung von Kunstseide, ist in unserm Gebiet durch ein bedeutendes Unternehmen, die Erste Böhmisches Kunstseidenfabrik A.-G. in Theresienthal bei Arnau vertreten.

Von den Sonderindustrien ist die Strick- und Wirkwarenindustrie in den von Schlesien bewohnten Gebieten nur in vereinzelten Betrieben, so namentlich in Reichenberg vertreten.

Auch die Posamenten- und Spitzenindustrie weist in diesen Gebieten

nur vereinzelte Unternehmungen auf, die Spitzenindustrie in größerem Maße noch im Adlergebiete, doch ist der Hauptsitz dort bereits im tschechischen Sprachgebiet (Wamberg) gelegen.

Dagegen spielt eine bedeutende Rolle auch die Veredlungsindustrie, deren Hauptgruppen Druckerei, Bleicherei, Färberei und Appretur sich vorzugsweise in den Sudetenländern befinden, da der Standort dieser Betriebe im großen und ganzen der gleiche ist wie jener der Spinnerei- und Webereiunternehmungen. Allerdings sind die meisten dieser Betriebe nicht selbständig, sondern meist in Verbindung mit den Vorstufen der Produktion, der Spinnerei und Weberei. Nur wenige gehören ausschließlich einem bestimmten Industriezweig, z. B. der Baumwoll- oder Wollindustrie an, da die meisten Waren aus den verschiedenen Rohstoffen veredeln. Soweit eine Erhebung überhaupt möglich ist, dürften von den ungefähr 200 Betrieben mit rund 14.000 Arbeitern, die sich mit der Bleicherei, Färberei und Appretur befassen, auf die deutschen Gebiete von Böhmen, Mähren und Schlesien 150 mit rund 10.000 Arbeitern entfallen, von denen eine große Anzahl in unserm Gebiete liegt. Auch Veredlungsbetriebe, die ausschließlich im Lohn für andere Unternehmungen erzeugen, gibt es hier sehr bedeutende. Solche befinden sich, und zwar insbesondere Färberei und Appretur von Geweben umfassend in Reichenberg und Umgebung (Vereinigte Färbereien A.-G. in Reichenberg, Hermann Müller in Grottau), weiter, und zwar namentlich solche, welche die Bleicherei und Appretur betreiben, in Hohenelbe und Umgebung (Vereinigte Textilveredlungsanstalten G. m. b. H., in welcher elf Veredlungsbetriebe zusammengeschlossen sind).

Die einheitlichste Gruppe der Vered-

lungsindustrie bilden die Druckereien, von denen allerdings auch nur ein Teil selbständige Betriebe darstellen, während besonders in der Woll- und Seidenindustrie einzelne Druckmaschinen und kleinere Handdruckeinrichtungen auch in den Webereibetrieben aufgestellt sind. Von den selbständigen fabrikmäßigen Druckereien, von denen die meisten auf eigene Rechnung arbeiten, entfallen auf das deutsche Gebiet von Nord- und Ostböhmen sowie Mähren und Schlesien fast die Hälfte, allerdings ist ein großer Teil dieser Industrie in dem Königinhofer Bezirk gelegen, der immer mehr tschechischen Charakter angenommen hat.

Die deutsche Textilindustrie der Tschechoslowakei ist heute in dem Allgemeinen deutschen Textilverband mit dem Sitz in Reichenberg zusammengefaßt, der in zahlreichen Fach- und Ortsgruppen über 1100 Mitglieder zählt und die stärkste fachliche Organisation in der Tschechoslowakei darstellt. Durch diese straffe Organisation ist sicher auch viel für das Zusammenhalten und die Erhaltung der deutschen Textilindustrie der Tschechoslowakei getan worden.

Auch eine Reihe anderer Einrichtungen zum Ausbau und zur Förderung der Textilindustrie wurde in Reichenberg geschaffen, so durch die Handelskammer in Reichenberg und dem Allgemeinen deutschen Textilverband eine der seit 1892 bestehenden öffentlichen konzess. Wäge- und Konditionieranstalt angegliederte Textilforschungsanstalt, die in der neuen Gewerbeförderungsanstalt der Handelskammer zweckentsprechend untergebracht ist, eine besondere Farbestelle usw. Schließlich ist auch des Fachschulwesens zu gedenken, durch welches ein entsprechend vorgebildeter Nachwuchs für Vorarbeiter, Meister und Direktoren, herangebildet wird. Vor allem ist hier die seit 75 Jahren bestehende Fachschule für Textilindustrie in Reichenberg hervorzuheben, welche besonders als Spinnschule auch im Ausland sich mit Recht des besten Rufes erfreut. Webereifachschulen, die meist für den örtlichen Bedarf sorgen, befinden sich in Rochlitz, Hohenelbe, Starkstadt und Landskron, dann in Mähren in Zwittau, Sternberg und Römerstadt (letztere für die Seidenweberei) und in Schlesien in Freudenthal und Jägerndorf.

Paul Lamatsch-Tesch: Der „Teschner Korridor“

In Gesprächen und Aufsätzen, die den deutschen Osten zum Gegenstand haben, wird immer häufiger der „Teschner Korridor“ erwähnt. Damit tritt ein Problem in den Vordergrund, das als Schlüsselproblem des Südostens sowohl in staatspolitischer als auch wirtschafts- und kulturpolitischer Beziehung gleichwertig neben dem Schlüsselproblem des deutschen Nordostens, dem Danziger Korridor, steht.

Diese Feststellung wird vielen sehr gewagt erscheinen. Zunächst einmal allen denjenigen, die — vom Reich aus gesehen — über die Grenzen der ehemaligen preussischen Provinz Schlesien nicht hinauszuschauen pflegen. Dann aber auch allen denen, die einzig und allein in Wien den Schlüsselpunkt des Südostens zu sehen gewohnt sind.

Es ist nicht verwunderlich, daß es so ist. Wo hat man doch jemals im Zusammenhang der großen europäischen Probleme etwas von Teschen oder vom „Teschner Korridor“ gehört? Man muß sogar auf die Frage gefaßt sein, wo denn dieses Teschen eigentlich liegt! Darum sei kurz vorausgeschickt, daß Teschen der Hauptort Ostschlesiens ist. Dieses wiederum ist der östliche Teil des ehemaligen österreichischen Herzogtums Schlesien, in dessen westlichem Teil — im österreichischen Sprachgebrauch „Westschlesien“ genannt — die Landeshauptstadt Troppau liegt.

Ostschlesien oder das „Teschner Land“, erdgeschichtlich und kulturgeschichtlich ein Ausläufer Oberschlesiens, wurde gleich nach dem Zusammenbruch der österr.-ung. Monarchie ein heiß umstrittener Zapfen polnischer und tschechischer Begehrlichkeit. Polen und Tschechen erhoben gleichermaßen Anspruch auf den außerordentlichen Reichtum des Landes: die

im Verein mit der Osttrauer, Oderberger, Trzyniezer und Freistädter Groß-Eisenindustrie unschätzbaren Steinkohlenvorkommen des Karwiner Kohlenreviers, die Textil-, Maschinen- und Holzindustrie in Friedek, Teschen und Bielitz, die blühende Landwirtschaft, der reiche Holzschatz der Berge und nicht zuletzt die fleißige und kulturell sehr hochstehende Bevölkerung des flachen Landes und der Städte.

Ostschlesiens Schicksal zeigt im Verlauf des Streites der beiden feindlichen Brüder viel Ähnlichkeit mit dem Schicksal Oberschlesiens. Wo Abweichungen von der Leidensgeschichte Oberschlesiens eintreten, sind sie darin begründet, daß es in dem Kampf um Ostschlesien eben zwei „Brüder“ und Bundesgenossen der siegreichen Entente waren, die um die Beute stritten.

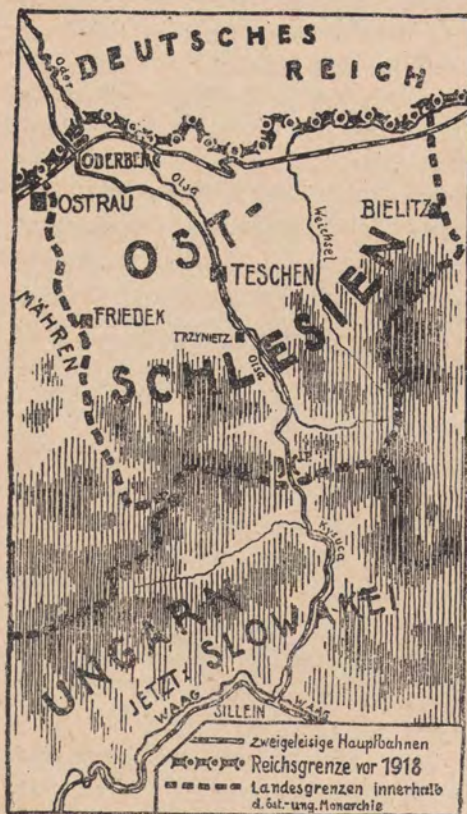
Der einzige Ausweg aus dem von vornherein unlöslichen Konflikt blieb unbeachtet, weil er von den Deutschen des Landes gewiesen worden war: die Neutralisierung Ostschlesiens, durch die allein das Land vor den späteren katastrophalen Schäden hätte bewahrt werden können, bei gleichzeitiger Erhaltung der zwischenwolklichen Funktion des Ländchens als „Völkerbrücke“ des mitteleuropäischen Südostens.

Der mit Waffengewalt geführte Kampf der Polen und Tschechen wurde abgelöst durch die Anordnung einer „Volksabstimmung“ mit der Wahlfrage: Polen oder Tschechoslowakei.

Nach langen Vorbereitungen wurde die Volksabstimmung aber plötzlich abgeblasen, da sich die Deutschen des Landes und mit ihnen die überaus große Zahl der deutschfreundlichen „Glonzaken“ endgültig für den Anschluß an die Tschechoslowakei, d. h. an die dreieinhalb Millionen Sudetendeutscher entschieden.

An die Stelle des Willens der Bevölkerung, welcher die Entente gegenüber dem polnischen Bundesgenossen in arge Verlegenheit gebracht hätte, trat im Jahre 1920 zum Verhängnis des Landes die Weisheit der Botschafterkonferenz. Ostschlesien wurde geteilt.

Bei diesem Anlaß trat zum erstenmal das, was man jetzt den „Teschner Korridor“ nennt, in Erscheinung.



Die Karte 1 zeigt das noch ungeteilte Ostschlesien im Verband der österr.-ung. Monarchie. Die Schraffierung im unteren Teile der Karte gibt ein schematisches Bild des Berglandes, welches die südliche Hälfte Ostschlesiens erfüllt und mit den Gebirgszügen unmittelbar zusammenhängt, die den Raum des ehemaligen Königreiches Ungarn im Norden einfüllen.

Aus diesem Strukturschema des südlichsten Grenzlandes Schlesiens tritt die das Bergland vom Norden nach dem Süden durchquerende breite Furche des Olsates deutlich hervor, die, das Bergland beim Jablunkapass (J. P.) überschreitend, zuerst im Tale der Rysuca bis nach Gillein und von da an im Waagtal die natürliche Fortsetzung nach dem Süden (Pressburg—Budapest) und nach dem Osten (Kaschau) findet.

Dieser Linie der heutigen Reichsstraße folgte seit urdenklichen Zeiten die den ungarischen mit dem gesamtschlesischen Raume verbindende „Kupferstraße“. Fundstücke aus der Bronzezeit erweisen als Geschichtspur das Alter dieses wichtigen Überganges über die Beskiden, die hier als Berggrenze den geschlossenen deutschen Kulturboden begrenzen. Diese Brücke zwischen dem Stromgebiet der Oder und Weichsel und dem neuerdings nach der altrömischen Provinz „pannonischer Raum“ genannten geopolitischen Einheit war im Laufe der Jahrhunderte Zeuge friedlicher und kriegerischer Völkerwege. Sie war nicht nur Brücke, sondern Einfallstor und Landsperre.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erhielt dieser Nord und Süd verbindende Korridor die Prägung des modernen Verkehrs durch die Erbauung der Kaschau-Oderberger Bahn. (Oderberg—Teschen—Gillein und von da ostwärts bis Kaschau.)

Über die wirtschaftliche und verkehrspolitische Bedeutung dieser modern ausgebauten zweigleisigen Bahnlinie erübrigt sich jede weitere Bemerkung. Und vom Wirtschaftlichen abgesehen, steht die strategische Bedeutung der Bahn aus dem Weltkrieg, besonders seit dem Durchbruch bei Gorlice, in unser aller Erinnerung.

Durch die Kaschau-Oderberger Bahn

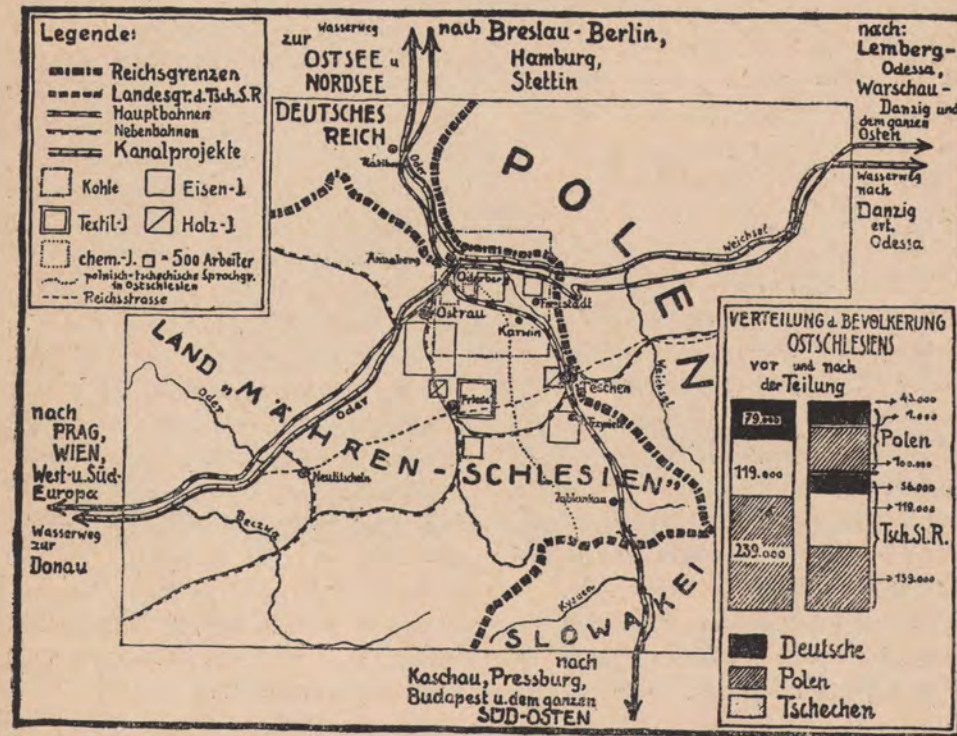
ist die Olsafurche erst eigentlich zum Korridor geworden. Das war auch der Führung der Deutschen Ostschlesiens in der Zeit des Plebiszitkampfes voll bewußt. Deshalb erklärten die ostschlesischen Deutschen angesichts der kuriosen Teilungspläne des polnischen Nationalrates — bevor noch etwas von den Absichten der Botschafterkonferenz bekannt war —, daß alle Argumente historischer und ethnographischer Grenzen neben der Tatsache der Kaschau-Oderberger Bahn bedeutungslos seien; allein die Bahn werde entscheidend sein.

Diese Voraussage war leicht. War es doch undenkbar, daß die Botschafterkonferenz die lebenswichtige Verbindung der Länder der böhmischen Krone und der Slowakei in andere als tschechische Hände geben würde. Jede andere Lösung wäre eine schwere Gefährdung des eben erst von der Entente zurechtgemach-

ten Staates der Tschechen und Slowaken gewesen.

So wurde der Teschner Korridor zum Schicksal Ostschlesiens.

Die Karte 2 zeigt dieses Schicksal des Teschner Landes. In dieser Karte ist neben der tschechisch-polnischen auch die neue deutsche Reichsgrenze eingezeichnet, deren schlauchartige Ausbuchtung von Ratibor nach Annaberg die durch die neue polnisch-tschechische Grenze ins politische Bild übernommene Linie des Teschner Korridors noch doppelt unterstreicht. Es liegt etwas wie ein ironischer Hinweis in dieser künstlichen Fortsetzung des Teschner Korridors. Hat man doch gerade dem bei Oderberg-Annaberg so sinnfällig werdenden Zueinanderstreben und Zueinander-müssen des pannonischen und des großschlesischen Raumes durch die polnisch-tschechische Zange in Ostschlesien einen Riegel vorgeschoben, der — bisher we-



nigstens — allen natürlichen Gegebenheiten und Notwendigkeiten spottet. Wo bei hinzugefügt werden muß, daß die Völker des ehemals ungarischen Raumes erst durch die Zerreißung der Einheit dieses Raumes zum rechten Bewußtsein dieses Problems des Südostens gekommen sind und mit ihm fertig zu werden trachten.

In der Beziehung zu offenen Fragen europäischen Schicksals und künftiger Entwicklungen liegt die Gleichheit zwischen dem Teschner und dem Danziger Korridor; gleichzeitig aber auch der Unterschied.

Gemeinsam ist diesen Problemen des Nordostens und des Südostens, daß oben und unten natürlich: Verbundenheit und kulturelle Gemeinsamkeit zugunsten machtpolitischer Absichten zerrissen wurde und dauernd getrennt erhalten werden soll.

Der Unterschied dagegen liegt darin, daß man im Nordosten einen nur als Sperre wirkenden Korridor künstlich geschaffen hat, während im Südosten ein in der natürlichen Struktur des Landes und den ausgebauten Verkehrswegen schon vorhandener Korridor verriegelt wurde.

Dieser Riegel gerade an dieser Stelle Mitteleuropas gewinnt besonderen Charakter und besondere Bedeutung, wenn man die Verhältnisse Ostschlesiens, seine Teilung und seine Beziehungen zu den großen Verkehrsfragen Mitteleuropas betrachtet.

In diesem Zusammenhang sei auf die Karte 2 verwiesen, aus der die Beziehung Ostschlesiens zu den großen Fragen des europäischen Verkehrs ohne weitere Erläuterung ersichtlich ist.

Die verkehrstechnische Lage Ostschlesiens ist in jeder Hinsicht natürlich bedingt und unauslöschbar. Auch hinsicht-

lich des West-Ost-Weges, der durch Ostschlesien führt. Es ist einerseits die alte römische „Bernsteinstraße“, die vom Mittelmeer über Wien durch Mähren (entlang der March) und dann entlang der Oder durch Schlesien zur Ostsee führte, andererseits die von Weißkirchen über Neu-Titschein, Friedel, Teschen und Bielsk nach Krakau führende alte mährisch-polnische Handelsstraße (Salzstraße für Schlesien, Mähren und Böhmen), die in Teschen die Nord und Süd verbindende Kupferstraße kreuzte.

Die Vorbedingungen des Bahnbaues und die Entwicklung der Industrien im gesamtschlesischen Raume haben diesen Wegen neue, gesamteuropäische Bedeutung gegeben und werden den Nordwestwinkel des Teschner Landes zum vielleicht wichtigsten binnenländischen Umschlagplatz Mitteleuropas erheben — sobald die ebenfalls von der Natur vorgezeichneten Wasserstraßenprojekte zwischen Donau, Oder und Weichsel verwirklicht werden. —

Die naturgegebene Aufgabe Ostschlesiens als Völkerbrücke, nicht nur zwischen dem Norden und Süden, sondern auch vom Westen nach dem gesamten Osten kann keine Macht der Erde aufheben.

Im Jahre 1920 ist der Teschner Korridor zum Schicksal Ostschlesiens geworden. Es sieht ganz so aus, als sollte er einmal eine Schicksalsfrage des gesamten nahen Ostens werden.

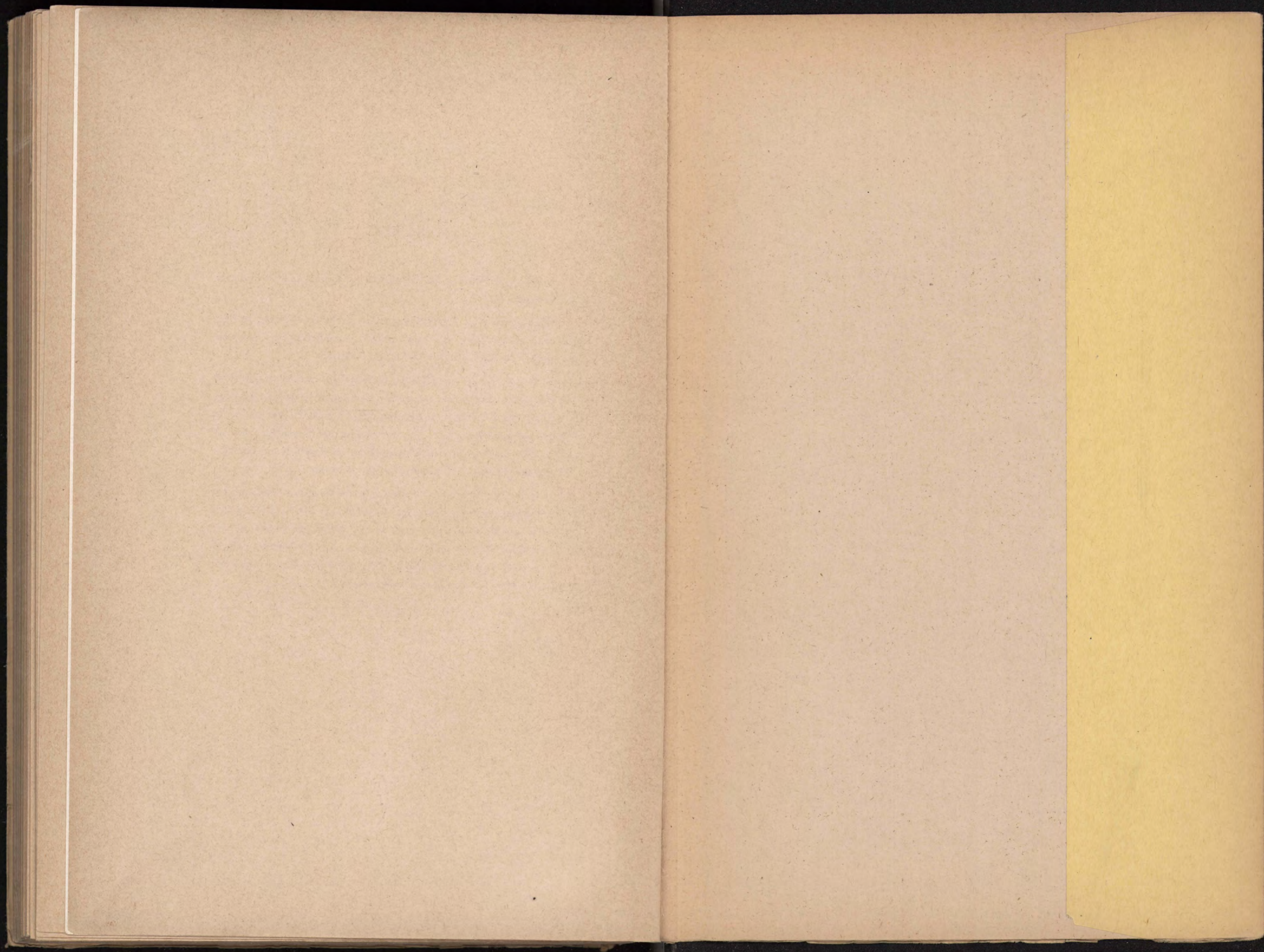
Die dies nicht wahrhaben wollen — sie mögen bedenken, wie oft schon Grenzpfähle umgesteckt wurden — die Berge aber sind stehen geblieben; und unverrückt blieb der Lauf der Flüsse und die Wege der Menschen, die immer zueinander strebten und im wechselvollen Geschick der Völker den Weg zueinander immer noch fanden...



Anhang

- * Die so bezeichneten Beiträge sind Liebesgaben der 5. Schlesischen Kulturwoche in Braunau.
- ** Der Beitrag von Karl Winter, Troppau, ist gleichzeitig erschienen in einer Festschrift zu Ehren des Ministerialrates Dr. Franz Streinz im Verlage der Ortsgruppe für Kunst und Wissenschaft zu Troppau.
- ❖ Diesen Beitrag und die dazugehörigen Bildbeigaben verdankt das Jahrbuch der Schlesischen Künstlervereinigung (Sitz Troppau). Im ersten Jahrgang (1928/29) hat Otto Klegl die bildenden Künstler von Sudetenschlesien im allgemeinen gewürdigt; in den weiteren Folgen des Jahrbuchs sollen die andern Kleinlandschaften von Gesamtschlesien hinsichtlich ihrer bildenden Künstler von berufenen Mitarbeitern gewürdigt werden.
- ❖ ❖ Die vom Verfasser beigebrachte Kartendarstellung konnte aus Raumgründen nicht aufgenommen werden; die Hauptorte der sudetenschlesischen Textilindustrie sind aber aus der Stammeskarte zu ersehen. Diese Stammeskarte gibt die Raumlandschaft Schlesien wieder und versucht auch ihre verfließenden Grenzen roh zu umreißen. Ihr zugrunde gelegt ist die im Schlesischen Jahrbuch I veröffentlichte Karte des schlesischen Sprachgebiets von Dr. Schwarz.





Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 3336/II



013-007372-02-0